

Kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*J. Birkmeyer, M. Boos, I. Brender, R. W. Campmann,
E. Carlebach, M. Chobot, U. Eisenberg, G. Fischer, F. Hahn,
P. E. Hindemith-Blum, R. Hoffmann, Th. Huszty,
G. Klesen, F. König, M. Lippert, W. Nastali, H. v. Ooyen,
H. Robitzsch-Klee, I. Rupprecht, P. Schnetz, F. R. Schubert,
P. Schütt, R. Schwarz, M. Springer, A. Walter, K.-P. Wolf*

Erfahrungen mit uns: *Juan Jimenez* (Chile), *A. Ağaoğlu*,
Ö. Batur, *S. Dikmen*, *H. Hüseyin*, *S. Sölcün*, *J. Kuglin*,
Y. Pazarkaya (Türkei), *C. Garcia*, *R. Martín* (Spanien)

Kurt Eichler: Die Kultur im Dorf lassen – aber wie
Erika Däbritz: Hasenbergl

Zum Kulturprogrammentwurf des DGB: *H. Fleischmann*,
W. Geifrig, *W. Kastner*, *E. Keusch*, *K. Konjetzky*, *K. Maase*

Elvira Högemann-Ledwohn: Über Walsers „Seelenarbeit“
Oskar Neumann: Über Heyms „Collin“

Gastland und Getto Bundesrepublik Deutschland

Neu in der Kleinen Arbeiterbibliothek

Michael Hatry
Ein Mann, ein Wort
(Bd. 57, DM 8,-)

Ludwig Wünschmann, ein Kriminalbeamter aus München, kommt auf der Durchreise in die Ferien nach fünfzehn Jahren wieder in das Dorf Sandlach, wo er aufgewachsen ist. Drei Überraschungen erwarten ihn hier: der See, in dem er als Kind gebadet hatte, ist eingezäunt; die angeblich vermißte Frau des Schulfreunds ist wieder da; und vor dem Gemeindehaus liegt ein Toter, der Bürgermeister. Wünschmann bleibt vorerst in Sandlach. Und je länger er bleibt, desto mehr erfährt er: über Korruption und über die Abhängigkeit der Menschen im Dorf. Wo laufen die Fäden zusammen?

Ilf/Petrow
Zwölf Stühle
(Bd. 49, DM 9,80)

Dieser große, 1928 erschienene Roman von Ilja Ilf und Jewgenij Petrow war ein literarischer Welterfolg, auch wenn er bisher in der Bundesrepublik allenfalls dem Namen nach bekannt ist. Die von komischen und grotesken Einfällen überschäumende Erzählung spielt in der Sowjetunion der zwanziger Jahre. Es geht um die Jagd nach einem Schatz, der in einem der zwölf Stühle eines ehemaligen adligen Salons versteckt sein soll. Die Geld- und Raffgier der Jäger werden aufs Korn genommen und in der Satire aufgespießt.

Peter Maiwald
Geschichten vom Arbeiter B.
(Bd. 58, DM 6,80)

„Lohnabhängig. – Einer sagt es so: Du backst die Brote für die Brötchengeber.“ – Die Kurzgedichte vom Arbeiter B. entlarven nicht nur die herrschende Sprachregelung als interessengebunden, sondern benennen präzis die Interessen derer, die für die „Brötchengeber“ arbeiten. Die Epigramme Maiwalds erschöpfen sich nicht nur im Spiel mit Worten; er nimmt die Sprache ernst, weil er die Menschen ernst nimmt.

 Damitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40



Richard Scheringer

Das große Los

(Bd. 53, DM 9,80)

Ein Leutnant der Reichswehr, der sich mit den Kommunisten gegen die Nazis stellt – das war 1932 einfach ungeheuerlich. Das Offizierskorps galt als gesicherter Hort rechtsäugiger „nationaler“ Tradition, abgeschottet von allen Regungen der Arbeiterbewegung. – Wo kommt so einer her, und wo entwickelt er sich hin, der das gewagt hat? Richard Scheringer hat seine Erinnerungen aufgeschrieben: Ringen und Suchen nach dem richtigen Weg, Irrtümer und Zweifel, Sorge ums Überleben und entschiedener Kampf für die Interessen des arbeitenden Volkes. Das Buch enthält mehr als zeitgeschichtlich interessante Memoiren, es ist ein Stück fesselnder Literatur vom Lebensweg eines Kommunisten in diesem Land. Es zeigt, daß „ein deutsches Leben“ auch ein Leben für Menschlichkeit und Fortschritt sein kann.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damitz Verlag München

BRD – GASTLAND UND GETTO

<i>Hasan Hüseyin: Hunde und Menschen</i>	3
<i>Irmela Brender: Rendezvous am Donnerstag / Unfall im Dienst</i>	6
<i>Raoul Hoffmann: Paris - Harlem</i>	14
<i>Thomas Huszty: Die grausame Rache... / Jugendsünden</i>	24
<i>Emil Carlebach: Fragen eines jungen Bundesbürgers</i>	26
<i>Gerhard Fischer: Brezeln</i>	27
<i>Manfred Chobot: projekt: „zusammenrücken – ein energiekonzept“</i>	28
<i>Wolfgang Nastali: Die Minuten...</i>	28
<i>Friedel Hahn: Hüttenmelodie</i>	29
<i>Mathilde Lippert: Metallarbeiter</i>	34
<i>Imme Rupprecht: Unsere Dienstherren</i>	36
Gedichte:	
<i>Ursula Eisenberg, Rainer W. Campmann, Jens Birkmeyer Annerose Walter, Gisela Klesen, Hedi Robitzsch-Klee, Klaus-Peter Wolf, Peter Schütt, Peter Schnetz, Hans van Ooyen, Frauke König</i>	39
<i>Michael Springer: Was morgen geschah</i>	47
<i>Juan Jimenez: So wie hier wird es in Lateinamerika nie sein</i>	55
<i>Omer Batur: Erfahrungen im Gastland</i>	70
<i>Sargut Sölcün: Türkische Gastarbeiter in der deutschen Gegenwartsliteratur</i>	74
<i>Sinasi Dikmen: Deutschland, ein türkisches Märchen</i>	82
<i>Jörg Kuglin: Der „Gastarbeiter“ in der türkischen Literatur</i>	85
<i>Yüksel Pazarkaya: Die Tierliebe der Deutschen</i>	87
<i>Adalet Ağaoglu: Die zarte Rose meines Gedankens</i>	88
<i>Rodrigo Martin: Für José Maria</i>	89
<i>Consuelo Garcia: Als Tourist in die Heimat</i>	91
<i>Kurt Eichler: Die Kultur im Dorf lassen – aber wie</i>	102
<i>Erika Däbritz: Hasenbergl – Sphinx oder sozialer Truppenübungsplatz</i>	109
Mitteilungen aus der Zelle: <i>P. E. Hindemith-Blum, Frank R. Schubert, Manfred Boos, Reinhold Schwarz</i>	113
<i>Piero Cantler: Arbeitstherapie</i>	117
<i>Kürbiskern-Gespräch: Zum Kulturprogrammentwurf des DGB – Hans Fleischmann, Werner Geifrig, Wolfram Kastner, Erwin Keusch, Klaus Konjetzky, Kaspar Maase</i>	122
<i>Elvira Högemann-Ledwohn: Mühselige Arbeit gegen den Knechtsinn</i>	137
<i>Oskar Neumann: Der Wohnsitz ist die Botschaft</i>	140
<i>Hans-Jürgen Stöppler: Grünes Tal, mißverstanden</i>	146
<i>Irmgard Schleier: Der lange Weg von der Mezzadria zur Kooperative</i>	149
Anmerkungen	159

Hasan Hüseyin Hunde und Menschen

Ihr Deutschen – meine geliebten Brüder:
Euch geht es gut,
ihr habt's
recht angenehm.

Ihr schaut – ich weiß doch! – ihr schaut,
wenn man bei einer eurer hübschen Kellnerinnen
ein Bier bestellt. und noch 'nen Schnaps reinkippt,
und ohne aufzufallen
– nix unanständig! –
ihr auf die Beine guckt.

„Gutten Tack!“ sag' ich auch schon,
sag' „Danke-schönn“,
schaut her, ich rauch' doch bereits
die Zigaretten wie ihr.
Auch gefällt mir
längst so wie euch
der Schwarzwald weiß unterm Schnee,
sonnenbelichtet,
gefallen im Himmel
die Schlote der Ruhr mir,
die Schlepps auf dem Rhein,
ein Zug wie der „Rheinblitz“
und die Burgbergleri –

Ja: glaubt mir's, ich liebe
das mindestens so
wie einer von euch.
Ihr Deutschen,
geliebte Brüder,
schaut her, ich sage:
„Goethe!“
sag' ich
und „Wagner“, „Schiller“, „Schopenhauer“,
und kenne den Kant und den Nietzsche, die
wie Beethoven auch
nicht euch allein nur gehören,
sondern wie Brecht oder Thomas Mann oder –
so für uns sind, als wären sie unser:
euer Hegel
euer Engels

euer Marx.
Die liegen euch jetzt im Magen,
die habt ihr wegschlucken müssen
dicke.
Euch hängt's Gesicht jetzt runter
unter der sauberen Braue,
da schaut ihr dann kritisch,
als sollten wir lieber geh'n,
denn mehr als uns
liebt die Hunde ihr,
und seid nicht schlechter
– wirklich –
und seid unser Feind nicht mehr
als jene, die
für 'ne Briefmarke mich
verkauften.
Deutsche, Brüder,
ihr guten Landsleute
von Engels und Krupp:
ihr seid mir lieb,
die ihr
in eurer Verlassenheit
den Schießprügel liebt und den Hund.
Schaut, ich versteh' euch ja
– aber was soll aus euch werden? –
da muß ich ja ins Gesicht hinein
euch deutsche Brüder lieben:
daß ihr auf dem Sofa nicht dasitzt
allein mit dem Hund;
daß ihr von der Höhe nicht
allein mit dem Hund herabschaut
auf diesen Ausländer da,
der wie ein Esel sich abplackt.

Einst wird kommen der Tag
und die Geschichte schlägt um
und setzt sich frei
aus meinen Händen da.
Und wenn ich niemals auch
zur Arbeit dich trieb,
und dir das Fell dabei
über die Ohren zog,
so schaff' ich's doch auch nicht,
dich freizumachen
aus deinem Edelstahl-Paradies –
aber immerhin weiß ich,

wie man dem Kind, das hungert,
ein Glas voll Milch gibt.
Kann ja sein, daß ich draufgeh' dabei,
wenn ich dir helfen will,
daß du loskommst,
wenn wieder so irgendein Hitler
zur Tollwut treibt.
Und daher sag ich mir vor:
„Vor langem Stück wird dem kurzen sein Recht“;
und darum schreib' ich es nieder
mit schwarzem Strich:
„Der Weg empor führt auch wieder hinab“.

Also wo ist Afrika?
Also wo das gewaltige Asien?
Also wo dann der Schnee
vom vergangenen Jahr?

Hab's doch ein Ende
mit all dem Kruppzeug.
Hab's doch ein Ende
mit der Brandstifterei
des Kapitals.
Kopf an Kopf
finden wir uns:
Wir Arbeiter der ganzen Welt!

Ihr Deutschen,
meine Brüder:
Nehmt sie doch runter jetzt
von euren Augen,
diese Superman-Brille!

(Übersetzung W. D. Bach)

Irmela Brender Rendezvous am Donnerstag

Auf dem kurzen Weg von Pennsylvania Station zum Statler Hilton Hotel fiel Kate plötzlich ein, daß heute Donnerstag war. Verwirrt blieb sie mitten auf der Fahrbahn stehen. Woher wußte sie das auf einmal? Sie hatte noch keine Zeitung gesehen, sie hatte auch niemanden darüber reden hören. Aber bestimmt war heute Donnerstag. Ein junger Schwarzer faßte sie von hinten am Arm und lief mit ihr über die Straße. Das war gut so; die hupenden Autos kamen schon näher, allein wäre sie ihnen kaum entkommen. „Danke“, sagte sie und neigte leicht den Kopf, als sie in Sicherheit war. „Ist heute Donnerstag?“

Der Schwarze grinste. „Donnerstag. Den ganzen Tag, Lady.“ „Ich danke Ihnen.“ Wieder neigte sie den Kopf und wartete, bis er davongegangen war. Dann hörte sie auf zu lächeln und griff sich ratlos in die Haare. Zweifellos Donnerstag! Aber für einen Donnerstag war sie ganz falsch angezogen.

Sie betrat das Statler Hilton durch den Eingang an der Seventh Avenue, drängte sich durch die Menschen, die da standen, einem der Restaurants zustrebten oder gerade vom Essen kamen, und ging rasch auf die Tür der Damentoilette zu. Eine Frau kam heraus, Kate schlüpfte hinein, ohne die Tasche aus der rechten Hand in die linke nehmen zu müssen, damit sie die Tür öffnen konnte.

Wenigstens ein bißchen Glück!

Und Milli war da, noch ein Glück!

Atemlos blieb Kate vor dem kleinen weißen Tisch stehen, an dem Milli saß, adrett im schwarzen Kleid mit der weißen Schürze, lächelnd, strickend, freundlich wie immer. Kate stand mit leicht gespreizten Beinen, die Taschen hingen schwer an ihren Händen, sie rang nach Luft und war ganz erschöpft. „Milli! Heute ist Donnerstag!“ Milli brauchte lange, bis sie den Blick von ihrem Strickzeug zu Kates Gesicht gehoben hatte. Milli war der einzige Mensch, den Kate je stricken sah, sonderbar eigentlich, niemand strickte mehr, warum dann Milli und für wen?

„Hallo, Kate“, sagte Milli. „Ja, Donnerstag. Und du bist spät. Ich hab es nicht gern, wenn du so spät zum Waschen kommst. Wir werden noch mal Ärger kriegen.“

„Ich mach es schnell oder gar nicht. Aber denk doch – Donnerstag. Und schau mich nur an!“

Milli schaute sie an: Graue, mit der Schere kurz abgeschnittene Haare, ein blasses, faltiges Gesicht mit großen blauen Augen und eingefallenem Mund, ein kariertes Schal, der den Hals verhüllte, darunter der olivgrüne Parka, graue Männerhosen, abgestoßene schwarze Schuhe – das sah Milli, als sie Kate anschauten, und sie sagte: „Du siehst aus wie immer, Kate. Der Schal steht dir gut.“

„Aber es ist Donnerstag! In Hosen! Noch nie hat er mich in Hosen gesehen!“ Kates Stimme war jetzt hoch und weinerlich, sie greinte fast. „Du weißt doch, daß ich donnerstags immer mein Cocktaillkleid anzieh. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Geh ich zurück und zieh mich um, komm ich zu spät. Dann issen vielleicht weg. Und geh ich so, mag er mich vielleicht nimmer.“ Sie sprach nun so undeutlich, daß Milli aufhörte zu lächeln und das Strickzeug sinken ließ.

„Vielleicht hast du das Cocktaillkleid dabei. Schau erst mal nach.“ „Meinste?“ Kate

stellte ihre beiden Taschen auf den Boden und fing an, sie auszupacken. Frauen und Mädchen gingen durch den Raum, manche legten ein paar Münzen in den Teller auf Millis Tisch, Milli lächelte dann und dankte, fing auch wieder an zu stricken, und während all das um sie herum geschah, hockte Kate am Boden und stapelte auf, was sie aus ihren Taschen zog: eine schwarze Wollmütze; mehrere Socken; Unterwäsche; einen langen geblümten Rock; ein Kopftuch; ein Bettjäckchen; ein grau-weiß-gestreiftes Männerhemd; eine weiße Strickjacke; ein Paar Holzsandalen; ein graues Sweatshirt mit der Aufschrift „University of California“; Schnürsenkel; ein Taschenmesser; zwei Flaschen mit Aspirin-Tabletten; zwei Handschuhe verschiedener Farbe und Größe; eine zerrissene Brieftasche, durch Gummiringe zusammengehalten.

„Du hast viele Sachen“, sagte Milli freundlich. „Und schöne Sachen. Weißt du noch – was hättest du dich damals gefreut, wenn du so viele schöne Sachen gehabt hättest.“ Kate hatte gerade noch eine Kette mit rosa Plastikperlen aus der einen Tasche gezogen, jetzt schob sie sie hastig zurück und stopfte alles andere schnell und unordentlich in die Taschen. Sie schüttelte den Kopf dabei und hob immer wieder den gekrümmten rechten Arm vors Gesicht, als müsse sie Schläge abwehren. „Wenn de so anfängst...“, murmelte sie und brachte nichts mehr heraus. Milli war so nett gewesen. Und hatte ihr helfen wollen bei – bei irgendeinem Problem. Aber jetzt fing sie wieder damit an. Mit damals. Mit dem Garten im Nebel, wo man immer im Kreis ging. Graue Gestalten im Nebel. Weiße Gestalten in weißen Zimmern. Betten. Hände, die reichten, was man dann schlucken mußte. Und immer der Blick auf die weiße Zimmerdecke. Ein Riß war oben rechts gewesen, immer und ewig, ohne sich zu verändern. Kate hockte da, die Taschen zwischen den Armen, und weinte lautlos.

„Reg dich nicht auf“, sagte Milli. „Mach das nicht. Wenn du hier einem auffällst, darfst du nicht mehr kommen. Dann mußt du wegbleiben.“

„Klinik“, stammelte Kate. „Heim.“

Milli strich Kate übers Haar und sprach langsam wie zu einem Kind. „Nein, Kate. Das ist vorbei. Denk nicht mehr dran. Wir sind entlassen. Weil wir keine schweren Fälle waren. Uns nehmen sie gar nicht mehr. Jetzt nehmen sie nur noch welche, die toben.“

„Die schreien“, sagte Kate und hielt sich die Ohren zu.

„Die wirklich spinnen“, bekräftigte Milli. „Richtig Kranke. Um die man sich ständig kümmern muß.“

Kate schaute ängstlich hoch. „Wer kümmert sich um uns, Milli?“

„Wir selber. Und ich kümmere mich um dich. Du weißt doch, daß du dich auf mich verlassen kannst.“

„Du bist ein tolles Mädchen“, sagte Kate stolz. „Du hast sogar einen Job.“

„Und solange ich diesen Job habe, wirst du dich hier immer waschen können – wenn du rechtzeitig kommst, Kate, nicht so wie heute. Und ich geh mit dir die Unterstützung abholen.“

„Dienstags“, sagte Kate.

„Ja, dienstags. Wir waren erst vorgestern auf dem Wohlfahrtsamt. Wirklich, Kate, du hast es nicht schlecht. Du hast dein Plätzchen zum Schlafen auf dem Bahnhof, du machst deine Spaziergänge, du triffst deine Freunde, du hast deine Beschäftigungen. Eigentlich geht's dir wirklich gut. Bloß aufregen darfst du dich hier nicht. Damit machst du mir Schwierigkeiten. Ein Glück, daß es heute so ruhig ist. In den letzten

zehn Minuten war wirklich niemand da. Weißt du was, Kate? Vielleicht kannst du doch versuchen, dich zu waschen. Wenn eine kommt, dann huste ich laut. Dann verschwindest du sofort in einer Toilette, bis ich wieder was hören lasse.“

„Meinst du, es geht?“ Kate fing schon an, den Parka aufzuknöpfen.

„Wenn du dich beeilst.“

Kate ließ Schal und Parka bei Milli und ging rasch durch die Pendeltüren in den nächsten Raum. An einer Wand waren die Toilettenkabinen, an der gegenüberliegenden die Waschbecken und Spiegel. Kate ließ Wasser in ein Becken laufen, knöpfte sich das karierte Hemd auf, zog es aus, band es mit den Ärmeln um den Bauch und hatte sich schon Gesicht, Hals und Arme eingeseift, als Milli draußen laut hustete. Kate lief in eine Toilette und schloß ab. Sie hörte Schritte und dann all die Geräusche, die ihr hier schon vertraut waren. Sie grinste, als auch noch ein befriedigtes Stöhnen erklang. Der Seifensaum auf ihrem Gesicht trocknete und fing an zu jucken. Sie kratzte sich. Hoffentlich wusch sich die Frau da draußen nicht auch noch die Hände. Nein, sie ging, und Milli rief auch schon: „Kannst rauskommen.“

Ungestört wusch Kate sich fertig. Sie mochte die Seife im Statler Hilton. Viel besser als die auf dem Klo im Bahnhof. Und der Duft blieb ein bißchen hängen, noch nach einer Stunde würde sie ihn an den Händen riechen können.

Als sie sich das Hemd zuknöpfte, fiel ihr wieder das Cocktaillkleid ein. Es war nicht in den Taschen gewesen. Natürlich nicht. Es war in der Plastiktüte, die sie auf dem untersten Bahnsteig von Penn Station versteckt hatte, dort, wo sie schlief. Tagsüber konnte sie nicht an das Versteck, zu gefährlich. Zuviel Polizei und andere, die brauchen könnten, was sie versteckt hatte. Gerade das Cocktaillkleid! Das würde einer von den alten Pennerinnen bestimmt gefallen.

Grinsend kam sie zu Milli zurück. „Mein Kleid ist gut versteckt“, sagte sie. „Hat bisher noch keiner gefunden!“

Milli strickte wieder. „Ich hab darüber nachgedacht“, sagte sie. „Wenn du ihn heute triffst, und wenn du ihn nicht in Hosen treffen willst, dann zieh doch den Rock an. Und die Strickjacke. Das geht. Den Parka kannst du hierlassen, den holst du hinterher wieder ab. Die Hosen auch.“

Natürlich, es war Donnerstag. Und das war die Lösung. Kate zerrte Rock und Jacke aus der Tasche und ging wieder nach nebenan, um sich umzuziehen. Im Spiegel fand sie sich nicht schlecht. Sie würde noch die Kette umlegen.

Als sie zurückkam, musterte Milli sie aufmerksam. „Ja, so geht's. Ein bißchen leicht für das Wetter. Aber du triffst ihn ja in der Bar gegenüber.“

Kate nickte, sie war mit der Kette beschäftigt. „Bei Sam. Er spendiert uns immer einen Kaffee. Und hat nichts dagegen, wenn wir mal einen Schluck aus der Flasche nehmen. Sam sagt, er bewundert mich wegen mein Alter.“

„Einundsiebzig, was?“ sagte Milli. „Sieht man dir nicht an.“

„Oder dreiundsiebzig?“ überlegte Kate. „Sag mal – einundsiebzig oder dreiundsiebzig?“

„Das letzte Mal hast du einundsiebzig gesagt, bleib dabei. Und wenn er dich fragt wegen dem Cocktaillkleid, dann kannst du immer noch sagen, es ist in der Reinigung.“

„Er wird nicht fragen.“ Sie blinzelte Milli zu, listig und plötzlich hellwach. „Isser doch viel zu blau dazu.“

„Aber du gehst trotzdem hin.“

„Jeden Donnerstag. Dienstags gehe ich zur Wohlfahrt. Donnerstags hab ich meine Verabredung.“

„Ja, Kate, ein Mädchen braucht so was.“

Eine Gruppe Frauen kam herein und ging lachend und schwatzend in den Raum nebenan. Milli stand auf und verstautete Kates Parka und die Hosen in ihrem Spind.

„Jetzt geh, Kate, hier fängt der Betrieb an. Ich hab das im Gefühl. Und nachher kommst du und holst deine Sachen ab.“

Kate winkte ihr mit zwei Fingern zu, nahm ihre beiden Taschen und ging hinaus. Sie drängte sich durch die Menschen in der Halle zum Ausgang auf die 33rd Street. Ein paar Ellbogen stießen sie, aber sie kümmerte sich darum genausowenig wie um den Wind, der ihr auf der Straße entgegenblies. Mühsam wechselte sie die eine Tasche aus der rechten in die linke Hand und strich den Rock glatt. Es stimmte, er würde den Rock gar nicht bemerken. Aber darauf kam es nicht an. Hauptsache, sie wußte, daß bei ihr alles stimmte: Sie ging zu einer Verabredung, wie es sich gehörte, frisch gewaschen, ohne Körpergeruch, passend angezogen.

Unfall im Dienst

Reginald Riggs trat aus „Tinos Trattoria“, knotete den Gürtel seines Trenchcoats zu, hob die Nase und konnte es geradezu riechen: Heute war ein guter Tag. Ein kalter Märztag mit Sonne und einem Wind, der die Rauchwolken über der Südbronx vertrieb und den Dreck von den Straßen fegte, einem Wind, der die Säuber und Fixer in ihren Lumpen schlittern ließ und die anständigen Menschen zu neuen Taten antrieb. Reginald Riggs konnte ein solcher Wind nichts anhaben.

Im Mund hatte er noch den angenehmen Geschmack von Schinken und Ei und Kaffee. Bei Tino gab's ein ordentliches Frühstück. Reginald Riggs hätte bei Tino sogar gefrühstückt, wenn er dafür bezahlen müßte. Doch Tino ließ ihn nicht zahlen, er war darin so eigen wie Miß Lou in der Reinigung und Mr. McDougal im Drugstore und Johnny, der Friseur. Sie alle nahmen unter keinen Umständen Geld von Riggs, sie waren schon gekränkt, wenn er nur nach der Rechnung fragte.

Reginald Riggs war Detective, Kriminalbeamter im 42. Revier. Was sollte er machen! Gewiß, er könnte Miß Lou und Mr. McDougal und Tino und Johnny und all die anderen meiden. Aber das würde bedeuten, ihnen seinen Schutz, den Schutz der Polizei zu entziehen. Wenn Reginald Riggs drei- bis viermal täglich bei Tino aß, dann bedeutete das – nicht nur Tino, auch die Gauner wußten es –, daß drei- bis viermal täglich alle Anwesenden genau beobachtet und in Riggs' Gedächtnis aufgenommen wurden. Auf dieses Gedächtnis war Reginald Riggs stolz. Sein Sergeant nannte es ein fotografisches Gedächtnis, und da war wohl was dran, denn wenn Riggs sich an ein bestimmtes Gesicht oder an eine Situation erinnern wollte, dann holte er sozusagen ein Bild vor seinem inneren Auge hervor, und sofort fiel ihm dazu die Unterschrift ein. Das ließ sich nicht lernen, sagte sein Sergeant, das war eine Begabung. Und sie war um so außergewöhnlicher, als Riggs eigentlich ein zerstreuter Mensch war, der überall Kleinigkeiten liegen ließ, in Zeitangaben und mit Telefonnummern ungenau war, Verabredungen versäumte. Es war, fand Reginald Riggs mit Genugtuung, als schiebe sein Gedächtnis alle diese Belanglosigkeiten zur Seite, um sich auf das Wichtige zu konzentrieren.

trieren.

Gerade jetzt, zwischen Tinos Trattoria und seinem Wagen, den er am Straßenrand geparkt hatte, suchte er in allen Taschen nach seinen Zigarren. Sie waren nicht da. Dann mußte er sich also bei McDougal neue besorgen.

Ein Mädchen in kurzem Rock und hohen Stiefeln ging vorbei. Sie warf Riggs einen Blick aus den Augenwinkeln zu, und als sie sein Lächeln sah, sagte sie: „Schöner Tag, was, Detective?“

Riggs schob ein Streichholz zwischen die Zähne, zwinkerte mit dem linken Auge und antwortete: „Ja, ein schöner Tag. Wie wird da erst die Nacht sein?“ Sie wackelte mit dem Hintern. „Probier's doch aus!“

Riggs spuckte das Streichholz aus. „Werd nicht frech! Was macht Billboy? Immer noch bei der Bande?“

Das Mädchen warf sich schwungvoll die Umhängetasche über die Schulter. „Meinem kleinen Bruder kannst du nichts anhaben. Der ist erst fünfzehn.“

„Am zwölften April wird er sechzehn. Sag ihm, ich paß auf!“ Das Mädchen zuckte die Schultern und ging weiter. Reginald Riggs sah ihr nach und pfiff dabei vor sich hin. Billboy Jones, fünfzehn Jahre alt, ab zwölften April sechzehn. Karateschläger, Mitglied einer jugendlichen Bande, nachweislich an drei Raubüberfällen auf ältere Mitbürger beteiligt. Dreimal hatte er selbst, Reginald Riggs, ihn erwischt. Und wozu hatte er ihn erwischt? Er hörte auf zu pfeifen. Damit Billboy dem Familienrichter vorgeführt wurde und eine liberale Strafpredigt zu hören bekam. Jedesmal wurde die Akte hinterher versiegelt, kein Richter durfte sie mehr einsehen, weil Jugendliche unter sechzehn nicht mit einem Vorstrafenregister belastet werden sollten. Aber wenn Billboy erst mal sechzehn war, würde er, Reginald Riggs, dafür sorgen, daß er so bald wie möglich im Staatsgefängnis verschwand. Alte Leute in Todesangst versetzen, ihnen die Rente rauben, sie dazu bringen, daß sie zitternd hinter verriegelten Türen saßen und schließlich verhungerten, weil sie sich noch nicht mal mehr zum Einkaufen auf die Straße wagten! Reginald Riggs spuckte aus.

Er ging zum Wagen und dachte daran, daß er seine Eltern anrufen mußte. Er rief sie einmal in der Woche an und gab ihnen Ratschläge, jede Woche die gleichen, alte Leute vergessen leicht: Tragt nur das, was ihr gerade braucht, und zehn Dollar extra mit euch herum. Wenn ihr überfallen werdet, gebt das Geld her. Schließt euch ein! Wißt ihr noch mein Klingelzeichen? Dreimal kurz, zweimal lang. Sagt am Telefon nicht euren Namen. Gebt acht auf euch. Nehmt eure Medizin. Ich komme am Sonntag. Ja, dreimal kurz und zweimal lang. Ich liebe euch auch.

Reginald Riggs fuhr durch die Südbronx, durch sein Revier. Auf dem Grand Concourse, der noch in seiner Jugend eine Prachtstraße gewesen war, lungerten die Arbeitslosen umher, er erkannte Slim Davis und Angel Malone, auf Handtaschenraub spezialisiert, und Franco Ferguson, den Zuhälter, die drei spielten Karten. Ein kleiner Park war ausgestorben, hier hatte er als Kind Baseball gespielt, jetzt traute sich niemand mehr her. Am Fleischmarkt waren die Nutten verschwunden, sie fanden hier keine Kundschaft mehr, die Händler waren zu oft ausgeraubt worden. Reginald Riggs fuhr durch Straßenzüge mit leeren, ausgebrannten Häusern und beobachtete beim Fahren die Männer, die Rohre, Heizkörper und Kabel aus den Ruinen stahlen. Sollten sie doch! Zuerst zündeten sie die Häuser an, in denen sie zur Miete wohnten, damit ihnen die Fürsorge den Umzug in ein besseres Quartier bezahlte, dann klauten sie,

was nicht verbrannt war. Um diese Diebstähle konnte sich die Polizei ebensowenig kümmern wie um die Brandstiftungen, bei denen es nie einen Zeugen gab. Die Nachbarn hielten den Mund, sie wußten, ihr Haus würde als nächstes brennen, denn wenn erst einmal eine Ruine in der Straße stand, dann gehörte bald der ganze Block den Streunern, danach den Süchtigen und schließlich den Ratten. Reginald Riggs kannte dieses Viertel noch als die wohlgepflegte Wohngegend ordentlicher Bürger, Einwanderer aus Mitteleuropa hatten hier ihre ersparten Dollars in netten Häusern mit Vorgärten angelegt und sich redliche Mieter gesucht. Aber dann waren die Schwarzen in die Südbronx eingedrungen und nach ihnen die Puertoicaner, alles Wohlfahrtsempfänger und Besitzlose, die ihre Umgebung zerstörten in der Hoffnung, eine bessere zu finden. Wenn ihre Häuser brannten, wurden sie umquartiert in Hochhäuser. Tausende lebten da in einem Hochhaus, auf jedem Stockwerk patrouillierten Polizisten. Hochhäuser konnten nicht brennen wie diese Bürgerhäuser hier. Aber Reginald Riggs war überzeugt, in fünf, sechs Jahren seien auch sie zerstört, oder ihre Bewohner. Manchmal hörte Reginald Riggs Gerüchte, nach denen auch Hausbesitzer ihre Häuser anzündeten, weil sie die Steuer dafür nicht mehr aufbrachten und noch die Versicherungsgelder kassieren wollten. Aber Reginald Riggs glaubte das nicht. Wer etwas besaß, zerstörte nicht. Wer etwas besaß, wollte es erhalten und trat deshalb für Recht und Ordnung ein. Das Chaos kam durch die Besitzlosen, von denen immer mehr in die Stadt strömten. In den Zeitungen stand, es sei ein Problem. Da konnte Reginald Riggs nur lachen. Er sah schließlich die alltägliche Seite dieses Problems, und deshalb wußte er, daß es nur eine Lösung gab: Man mußte den Zuzug stoppen und dafür sorgen, daß die Schwarzen und Braunen wieder verschwanden. „Es sind „einfach zu viele“,“ murmelte Reginald Riggs beim Fahren vor sich hin, einfach zu viele“.

Der Motor fing an zu stottern. Riggs schaute auf die Benzinuhr. Natürlich, er hatte wieder vergessen zu tanken. Zum Glück war der Reservekanister gefüllt. Er bog in die Einfahrt zu einer Wäscherei und hielt an, stellte den Motor ab und stieg aus. Wie immer klemmte das Schloß des Kofferraums, aber nach einiger Mühe konnte er es öffnen. Er sah, wie ihn hinter dem Fenster der Wäscherei drei Männer in Unterhemden beobachteten. Verdammte Chicanos! Hatten wohl nichts anderes zu tun als zu glotzen! Er leerte den Inhalt des Reservekanisters in den Tank, legte den Kanister zurück in den Kofferraum und schlug den Deckel mit besonderem Schwung zu, um das widerspenstige Schloß zum Einschnappen zu bringen. Dabei rutschte er mit dem rechten Absatz aus und fiel zu Boden.

Beim Aufstehen sah er als erstes die drei Gesichter hinter der Fensterscheibe. Sie lachten so, daß er aus dieser Entfernung die schadhaften Zähne in den aufgerissenen Mündern erkennen konnte. Er fluchte nicht. Er stand einfach auf und merkte sofort, daß ihm wieder die rechte Schulter wehtat. Er hatte sie sich vor Jahren beim Football im College verletzt.

Er ging um den Wagen herum und schloß die Tür am Fahrersitz von außen ab. Dann ging er zurück zu der Stelle, wo er gestürzt war, und untersuchte aufmerksam den Boden. Hinter dem Wagen war eine gefrorene Pfütze. Darauf mußte er ausgeglitten sein.

Reginald Riggs riß die Tür zur Wäscherei auf. „Besitzer!“ brüllte er das Mädchen hinter der Theke an. Erschrocken drehte sie sich zu den drei Männern im hinteren Teil des Raumes um, die an dampfenden Bügelmaschinen standen. Einer von ihnen kam

näher, er grinste nicht mehr.

„Ich bin in Ihrer Einfahrt gestürzt, und das war Ihr Verschulden. In Ihrer Einfahrt ist Glatteis.“

„Aber Mister –“ versuchte der Mann zu sagen, doch Reginald Riggs ließ sich nicht unterbrechen. „Sie hätten streuen oder das Eis auf andere Art beseitigen müssen. Da Sie das unterlassen haben, sind Sie schuldhaft am Entstehen eines gefährlichen Zustands beteiligt und damit haftbar.“ Riggs merkte, daß er nicht verstanden wurde, aber er sagte es so, wie es in der entsprechenden Verordnung stand.

Auch die beiden anderen Männer waren jetzt nähergekommen. Einer hob die Hand, als wollte er Reginald Riggs abtasten. „Haben Sie sich verletzt?“ fragte er mehr besorgt als ängstlich.

„Ja.“ Riggs griff an seine rechte Schulter. „Ich werde sofort zum Arzt gehen. Vorher brauche ich Ihre Personalien und Angaben über Ihre Versicherung. Sie sind doch versichert?“

Der Mann, der offenbar der Besitzer war, schüttelte verstört den Kopf. Der Besorgte mischte sich wieder ein, er war der älteste von den dreien. „Die Schulter tut weh?“ Er sprach wie zu einem erschrockenen Kind. „Aber Mister, Sie sind nicht auf die Schulter gefallen, wir haben es gesehen. Sie sind auf den – ich meine, Sie haben sich hingesetzt. Auf einmal haben Sie sich hingesetzt, auf die Erde. Es sah komisch aus, und wir mußten lachen.“

Der dritte nickte bestätigend und grinste scheu, wie zur Erinnerung.

„Wo ich mich verletzt habe, wird der Arzt feststellen. Ihr Name?“ sagte Riggs streng und hielt seinen Block schon in der Hand. Wie zufällig hatte er mit dem Kugelschreiber auch seine Dienstmarke aus der Tasche gezogen.

Alle drei starrten die Dienstmarke an. „Na, wird's bald?“ fragte Riggs.

„Hören Sie, Chief“, sagte der Besorgte, „es tut uns leid, daß Sie gefallen sind. Setzen Sie sich. Erholen Sie sich. Trinken Sie ein Glas. Dann wird es besser sein. Es ist bestimmt nur der Schreck.“

Das Mädchen brachte aus dem Hintergrund einen Klappstuhl und hob ihn über die Theke. Riggs schob ihn mit dem Fuß zur Seite. Er wandte sich jetzt nur noch an den Besitzer. „Ich erkläre Ihnen das zum letzten Mal: Ich bin auf Glatteis in Ihrer Einfahrt gestürzt. Da Sie das Glatteis nicht beseitigt haben, sind Sie schuldhaft am Entstehen eines gefährlichen Zustands beteiligt und damit haftbar. Wenn Sie versichert sind, wird Ihre Versicherung die Kosten zahlen, wenn nicht, Sie selbst. Sie heißen?“ „Manuel Hernandez“, sagte der Besitzer. „Ich bin nicht versichert. Aber ich habe Lizenz. Für Wäscherei. Wir haben erst angefangen. Mein Vater, mein Bruder, meine Schwester, ich. Arbeiten alle immerzu. Haben noch Schulden für Maschinen. Werden weniger, weil wir arbeiten, immerzu. Kein Geld für Versicherung.“ Er machte beschwörende Gebärden, als wollte er so seine schlechten Sprachkenntnisse ausgleichen. „Sie sagen Kosten. Was für Kosten?“

„Erst mal für die Untersuchung beim Arzt. Dann kommt sicher Röntgen dazu. Und falls ich tatsächlich schwerer verletzt bin, Schmerzensgeld, vielleicht noch Verdienstausfall für die Zeit meiner Arbeitsunfähigkeit. Es hängt alles vom Attest des Arztes ab.“ Riggs griff wieder nach seiner Schulter.

Der Besorgte schob seinen Sohn zur Seite und griff in die Schublade der Theke. „Wir können Ihnen fünfzig Dollar geben. Ist das genug?“ Er hatte den Geldschein schon in

der Hand. Riggs schüttelte den Kopf. „Sie werden die Rechnungen bezahlen müssen, nicht mich.“

„Wieviel?“ fragte der Besitzer. „Fünfzig, hundert, zweihundert?“

„Vielleicht fünfzig“, sagte Riggs und schaute dabei einen nach dem anderen an, „vielleicht fünfhundert, vielleicht fünftausend. Es hängt nicht von mir ab. Zeigen Sie mir Ihre Lizenz.“

„Fünftausend!“ rief der Vater, er hatte plötzlich eine Greisenstimme. „Aber hören Sie, Chief! Dann sind wir ruiniert! Wir haben kein Geld! Was wir einnehmen, geht für die Schulden wieder raus. Wir haben erst angefangen. Hören Sie – ich bin schon lange im Land! Zehn Jahre habe ich beim Chinesen am Rand Concourse gearbeitet. Immer fleißig, nie krank! Fragen Sie ihn! Und gespart! Zu Hause in Puerto Rico ist mir die Frau darüber gestorben, in den zehn Jahren. Letztes Jahr habe ich die Kinder hier geholt, Manuel, Henrico und Maria. Manuel war vorher schon in Florida, Sie haben es gehört, Chief, er spricht schon etwas die Sprache. Auf seinen Namen läuft die Wäscherei, weil er jünger ist als ich, er kann sie noch führen, wenn ich tot bin, die ganze Familie kann hier arbeiten, Manuel und später seine Frau und die Kinder. Henrico und später seine Frau und die Kinder, und auch Maria, wer weiß, was wird. Die Wäscherei wird alle ernähren. Aber jetzt, Chief, wenn wir jetzt fünftausend zahlen müssen, dann sind wir ruiniert! Dann müssen wir die Maschinen zurückgeben, sie sind doch noch nicht bezahlt, keinen Pfennig kriegen wir dafür. Fünftausend, Chief! Sie haben sich nur hingesetzt auf die Erde, und wir – wir haben dann nichts mehr als die Wohlfahrt.“

Der Besitzer hatte immer wieder mit dem Kopf genickt, während der Vater sprach, die jüngeren Geschwister standen stumm, sie verstanden wohl kaum etwas, ihre Gesichter waren stumpf vor Angst, nur die Augen liefen hin und her, von rechts nach links, wie aufgescheuchte Käfer in weißen Höhlen, fand Reginald Riggs, es war ekelhaft.

„Die Lizenz!“ sagte er zum Besitzer.

„Hören Sie, Chief“, fing der alte Mann wieder an, doch Reginald Riggs schob ihn mit einer Handbewegung so endgültig zur Seite, wie es zuvor sein Fuß mit dem Klappstuhl getan hatte. „Wird's bald“, sagte er zum Besitzer, und der nahm die Lizenz aus der Thekenschublade, wo sie wohl neben dem spärlichen Bargeld gelegen hatte. Reginald Riggs schrieb die Personalien und die Adresse des Besitzers ab, wobei er aufrecht stand und den Block mit der linken Hand hielt. Er konnte auch aus dieser Stellung genau die Eintragung auf dem amtlichen Papier lesen. Die vier anderen Personen im Raum schauten ihm reglos zu, nur der Vater blinzelte immer wieder heftig, als müsse er Tränen aus seinen Augen vertreiben.

Riggs nahm sich Zeit mit dem Schreiben. Dann reichte er dem Besitzer die Lizenz und seine eigene Karte, auf der Dienstgrad, Name und Dienststelle vermerkt waren. „Sie werden von mir hören“, sagte er und ging grußlos hinaus.

Im Wagen hätte er sich gern eine Zigarette angesteckt, aber dann fiel ihm wieder ein, daß er die Schachtel verlegt hatte und nun doch zu McDougal fahren mußte, danach zur Tankstelle, von wo er das Revier anrufen konnte, und anschließend zum Arzt. Er ließ den Motor an, schaltete in den Rückwärtsgang und sah fast wie ein Duplikat des Bildes, das er in seinem Gedächtnis hatte, die Gesichter der drei Männer hinter der Fensterscheibe. Aber jetzt lachten sie nicht mehr!

Raoul Hoffmann Paris–Harlem

Bilder aus einem Gastarbeiter-Getto

Bereits im letzten Jahrhundert gab es Wanderbewegungen von Arbeitern. Polen zogen in die Bergwerke Deutschlands und Frankreichs; die englische Landbevölkerung suchte das Glück in den neuen Kohlegruben und Textilzentren des Landes. In diesem Jahrhundert nun strömten in die Bundesrepublik allein zwischen 1961 und 1973 über 2,5 Millionen Arbeitskräfte aus dem Süden Europas, Norden Afrikas und Nahen Osten. In Frankreich zählt man zur Zeit knapp 2 Millionen Fremdarbeiter, was etwa 9 Prozent der Gesamtbevölkerung entspricht. Über 10 Millionen Gastarbeiter sollen derzeit in Westeuropa tätig sein; immerhin die Bevölkerung von Belgien, Schweden oder Griechenland: zweifellos eine der größten Wanderungen in der europäischen Geschichte. Noch etwas ist ungewöhnlich: Macht es die Masse oder die räumliche und geistige Entfernung – noch nie waren die Unterschiede zwischen einheimischer und ausländischer Bevölkerung so kraß wie heute. Unter oft menschenunwürdigen Bedingungen werden die Gastarbeiter per Lastwagen, Eisenbahn, Schiff oder Flugzeug in ihr neues Land gekarrt, erhalten dort meist die eintönigsten und dreckigsten Arbeiten im Baugewerbe, bei der Müllabfuhr und am Fließband. Sie leben in unzulänglichen Unterkünften in Köln, Mailand und Brüssel und bekommen zur Gesellschaft kaum einen normalen gesellschaftlichen Kontakt. Ob im Münchener Westend, im Frankfurter Bahnhofsviertel, in Berlin, Düsseldorf, Rom oder in der Pariser „Goutte d'Or“, das ausländische Proletariat vegetiert in Westeuropa in düsteren Krawansereien, die nach und nach zu Slums verkommen. Das sind die Konditionen für das Leben der Gastarbeiter im Westeuropa des ausgehenden zweiten Jahrtausends. Die Folge zum Erfolgsprinzip unseres Wirtschaftssystems, Symbole für die Schattenseiten unserer Zivilisation?

Schluß mit der Immigration!

Die Forderung steht unmißverständlich da. Hingekrakelt an eine Tragmauer der U-Bahn, die hier am „Boulevard de la Chapelle“ im Pariser Norden aus dem Dunkel kommt, ganz in der Nähe des jetzigen Gastarbeitergettos „La Goutte d'Or“. Deshalb steht da auch noch aufgeplustert darunter:

Frankreich den Franzosen!

Ein käsiges Mädchen verteilt Hektographiertes in Rot davor. Nebenan eine Holzbuße. Ein Glücksrad rotiert. Ein halbwüchsiger Schwarzer uriniert an die Bude. Die Teddies in Blau-Weiß-Rot genieren ihn nicht. Das käsiges Mädchen drückt dann auch ihm Rotes in die Hand. Der Schwarze wirft den Zettel achtlos beiseite. Offenbar versteht er nichts Rotes. Zumindest nicht, was auf dem Zettel steht.

Raoul Hoffmann: Paris–Harlem

Wir schlagen zurück!

So stellt sich heute die Métro-Station „Barbès-Rochechouart“ dar, zwischen „Pigalle“ und „Nation“ gelegen, am „Boulevard de la Chapelle“. Gleich dahinter erstreckt sich jenes Seineviertel, das im jetzigen Zustand wohl nur die wenigsten Einheimischen dem Augenschein nach kennen. „La Goutte d'Or“. Der „Goldtropfen“. In Wirklichkeit das Schlußlicht. Abgeschnitten hinter Ausfallstraßen, Schienensträngen und Hochbahnen. Das Harlem von Paris. Nach wenigen Schritten auf dem „Trottoir de la Chapelle“ laufen an diesem Samstagvormittag keine Einheimischen mehr. Nur Schwarze. Im weißen Rock. Algerier. Im dunklen Anzug. Es kommen einzelne Frauen, so stark wie Walküren, und auf jedem Arm thront demonstrativ ein Baby. Hagere Afro-Typen wippen in ihrem souligen Schritt vorbei, mit dem berühmten Gegentakt. Unrasierte Tunesier rempeln Passanten an. Es herrscht quirliges Bazarleben. Aber alle paar Meter begegne ich „Flics“, den Pariser Polizisten. Sie starren nur betont stur in die Menge. Wirken fremd wie die Alte, die sich allein durch die Masse quält.

„Hier hat sich alles verändert. Es wohnen keine Franzosen mehr in den Häusern. Nur Jugoslawen, Tunesier, Algerier, Korsen. Ich will jedoch nicht klagen. Zuerst lief das zwar alles nicht so gut. Sie machten ja viel Lärm. Dachten, das Haus gehöre ihnen – nur weil sie einige Appartements gekauft hatten. Aber jetzt haben sich alle an sie gewöhnt!“

Ich gerate bald in die Hauptachse. Quer durch das Viertel läuft sie, die aus gutem Grund „Rue de la Goutte d'Or“ genannt wird. In dieser Gasse mit den vierstöckigen Häusern erinnern immerhin manche Namen daran, daß ich mich an der Seine befinde. Da gibt es „Sonne Afrikas“. Ein Laden mit Kaftanen in sinnenfrohen Farben. Das „Hotel Sélect“. Ein heruntergekommener Schuppen, wo in den Fenstern schon die Pappe durch Papier ersetzt wurde. Und das „Café Eden“. Ein tristes, aber offenes Etablissement. Gefüllt mit Afrikanern. Die Franzosen sind längst aufgebrochen.

Ich flaniere vorbei an Pistazieneis, an Zitronenkuchen, an Erdnußbuden und an Wäscheständen; streife Körbe mit getrockneten Datteln, hochgestapelte Kästen mit überreifen Orangen. Ich zwänge mich hindurch zwischen jutebraunen Säcken voll Griesmehl und Puffbohnen und voller Zwiebeln, Tomaten, Gurken und Minze. Und vor den Fleischereien rotiert auch hier jetzt der Hammelspieß senkrecht.

Wo früher populäres Pariser Leben herrschte, da liegt jetzt die Boutique des afrikanischen Schneiders neben der algerischen Absteige. Der muslimische Fleischer verkauft jetzt neben dem türkischen Käse. Man sieht Schönheitssalons und Friseure, in denen Köpfe noch halb nach Pariser, halb schon nach Afro-Klischees geschnitten werden. Lindgrüne Läden mit ausländischen Gewürzen. Platten- und Kassetten-Mini-Shops mit arabischer Musik, Wäschereien, Bars, billige Kneipen, Freudenhäuser, Kramläden mit Davidsternen, über denen noch die alten Firmenembleme hängen.

„Das ist hier jetzt jene Gegend von Paris, in der man am billigsten einkauft. Hier macht man ja den Kunden stets einen guten Preis. Man setzt die Preise oft 30, 40, ja um 50 Prozent herunter – das Minimum! Schließlich kommen viele Kunden sehr oft!“ Das betont ein Trödler in der ärmlichen „Rue de Chartres“. Seit bald zwei Jahrzehnten betreibt er sein Geschäft hier. Er hat das Viertel gekannt, als noch die meisten Franzosen bei ihm Kunde waren. Das ist jetzt einige Jahre her, meint er. Ich blicke herum. Der Laden quillt über von abgelatschten, aber festen Schuhen, von abgetragenen

nen, aber wärmenden Klamotten im Schnitt der fünfziger Jahre, von Socken, Slips, verbeulten, aber schon modischen Baseballmützen. Der Trödler erzählt, daß 40 000 Bewohner heute in diesem Getto leben. Offiziell sollen über die Hälfte Ausländer sein. Vor allem Algerier, Marokkaner, Senegalesen, Jugoslawen, Portugiesen, insgesamt über 46 verschiedene Nationalitäten. Es sind in Wirklichkeit jedoch mehr, verrät er grinsend. Das Viertel bevölkern ja nicht nur die hier Lebenden, es repräsentiert ja für alle ausländischen Arbeitnehmer die eigenen „Champs Elysées“. Nur ist die Prachtstraße hier nicht mausetot. Was neben den Fremden auch viele Polizisten stört, die hier ihre Streifen drehen. Nur schlecht, daß sie sich eigentlich nicht wie Polizisten aufführen, sondern eher wie Präsidenten, murrt der Trödler.

„Es gibt viele Polizeikontrollen. Die Bullen schikanieren die Bewohner. Sie kennen doch das Bordell nebenan. Manchmal vergnügen sich die Bullen damit, die Leute zu zwingen, ins Bordell zu gehen, die noch draußen stehen. Manchmal kontrollieren sie die Leute, die aus dem Bordell kommen. Manchmal jagen sie auch alle Interessenten weg. Schon nach einer Minute sind dann jedoch alle wieder versammelt, und alles beginnt von vorn!“

Ich verlasse den Trödler aus Marokko, der am Samstag seinen Hut auch im Laden aufbehalten hat, und streune durch „La Goutte d'Or“. Gegen zehn Uhr bevölkern sich die Gäßchen. Der Gastarbeiteralltag tritt hervor – hinter einer schmuddeligen, aber einnehmenden Fassade. Ich begegne ausschließlich Männern. Mit fahlen, hungrigen, oft seltsam verstörten Gesichtern. Die Frauen verlassen nur selten die Behausungen. Außerdem leben die meisten Fremdarbeiter in diesem Getto allein.

Wie auf einem Dorfplatz versperren die Arbeiter in kleinen und großen Gruppen schon am frühen Vormittag alle Straßen, Durchgänge und Passagen. In der „Rue de la Charbonnière“, in der man noch regelmäßig die Hochbahn rütteln hört, fühle ich mich wie versetzt in eine nahöstliche Hafenstraße. Hier wimmelt es von dunkel gekleideten, dunkelhaarigen und dunkelhäutigen Typen, und in der Mitte der Gasse übertönt ihr Gemurmel manchmal sogar das Rattern der Räder.

An Hafenmilieu erinnern auch die hüfthohen Pappkartons an beiden Seiten der Gasse. Sie sind von aufgeregten Typen fast vollkommen eingeschlossen. Die Spielosas zählen mit zu den begehrtesten Plätzen des Gettos, schon weil sie für viele als sichere Geldquelle fungieren. Treten die Gastarbeiter dann wirklich einmal mit einem kargen Gewinn von den Kartons weg, stürzen sich sofort Landsleute auf sie – mit Präzisionsuhren, Transistorradios und Sonnenbrillen. Zu Recht heißt es von „La Goutte d'Or“, das sei in Paris das wichtigste Zentrum für Geklautes, und wer etwa eine Decke vermissen würde, der könne sie bei den Straßenhändlern sicher zurückkaufen.

Die Gastarbeiter hausen in ihrem Getto also mehr oder weniger so, wie sie es aus ihrer Heimat gewohnt sind. Ein genaueres Hinsehen läßt jedoch erkennen, wie sauer in Wirklichkeit dieser „Goldtropfen“ ist. Wir hörten bereits von der Dominanz der Polizei. Wenn nämlich die im Viertel stationierten „Flics“ ihre Touren drehen, leert sich nicht nur ganz plötzlich die „Rue de la Charbonnière“, sondern auch schnell die ganze anliegende „Goutte“. Wo vorher Gewimmel und Getümmel herrschen, sind nur umgestürzte Kartons und rasch weggeworfene Karten übrig. Alles andere versteckt sich in Cafés.

Ich spreche darüber mit einem zwanzigjährigen Tunesier, der seit fünf Jahren in „La Goutte“ lebt. Er ist klein; seine olivschwarzen Augen sind unruhig und feucht. Seine

Züge gespannt. Erregt berichtet er über das „Paradies“:

„Es gab Tage, an denen ich selbst insgesamt fünfmal kontrolliert wurde. Irgendwann regt einen das natürlich fürchterlich auf. Genau das aber wollen sie erreichen. Sie haben die Mittel, dich zu demütigen. Sie behandeln dich nicht wie ein menschliches Wesen. Manchmal läßt du dir das nicht gefallen, dir platzt der Kragen – und nur das bezaubert sie!“

Der junge Mann heißt Ahmed. Er sucht gerade eine neue Arbeitsstelle. Er erzählt, daß dies in der heutigen Situation schon schwer genug sei. Und dann die ständigen Kontrollen! Wenn Ahmed keinen Platz findet, sind seine Tage im Pariser „Paradies“ gezählt. Kein Wunder, wenn er sich schon mit Polizisten anlegt. Ein Freund neben ihm erzählt aufgebracht:

„Die ganze Woche über erlebt man hier die Anwesenheit der Bullen. Sie nehmen die geringste Kleinigkeit zum Anlaß, in die Cafés einzudringen und die Gäste zu kontrollieren. Das läuft aber keineswegs immer wie eine Kontrolle ab, mit ‚Danke, Monsieur!‘ oder ‚Einen Augenblick bitte, Monsieur!‘ Sie machen Angst.“

Schon das Straßenleben mit den „Flics“ ist charakteristisch für die Situation der Gastarbeiter. Einerseits können die Fremden hier ihren Gebräuchen nachgehen, andererseits aber müssen sie sich ständige Kontrollen gefallen lassen. Nur so kann sie offenbar die Obrigkeit in Schach halten. Sie weiß, daß sie auch in der jetzigen Lage Gastarbeiter benötigt, läßt diese aber ständig spüren, daß sie nur „Gäste“ sind, die zu arbeiten haben. Die wichtigste Voraussetzung für diese in der Praxis paradoxe Lage ist auch in Frankreich das Ausländergesetz. Es legt Fremden von vornherein Beschränkungen auf; hält sie von vornherein in Unsicherheit. Arbeitserlaubnis, Arbeitsverträge, Aufenthaltsgenehmigungen sowie die Ausländergesetzgebung, schlicht das juristische System der Diskriminierung und das Rotationsprinzip, Grundlage für die Zu- und Auswanderungspolitik, weisen den Arbeitern ausschließlich eine Funktion zu, die einer Art Reservearmee, die ständig mobil bleiben muß.

Zu uns gesellt sich ein Dritter. Sein Anzug ist nicht mehr ganz neu, aber sauber und frisch gebügelt. Der Arbeiter gibt einen tristen, aber treffenden Einblick in den Getto-Alltag. Mit Gespür für die Angst der Fremden, aber auch für die der Polizisten klagt er in der für „La Goutte d'Or“ typischen Zwiespältigkeit:

„Es gibt heute wesentlich mehr Polizeikontrollen als früher. Man kann behaupten, daß das wirklich abscheulich ist. Wissen Sie, wie das mit der Polizei läuft? Die Polizei führt sich hier auf... im Grund ist sie natürlich im Recht. Wenn jemand etwas klaut, muß die Polizei zur Stelle sein. Man muß in diesem Viertel sehr aufpassen. Wer etwa eine Schlägerei sucht, findet bestimmt eine. In diesem Viertel passiert auch sehr viel mit jenen, die trinken, und jenen, die ein Ding drehen. Ich selbst halte mich da überall raus!“

„La Goutte“ besitzt also immerhin eine pittoreske maghrebische Atmosphäre. Aber „La Goutte“ kennt auch schon alle Probleme des Gettos: verhältnismäßig hohe Kriminalität unter den Bewohnern, Rassismus, Diskriminierung, Ausbeutung.

Es geht gegen Mittag. Ich verlasse die Gruppe und laufe die „Rue de la Charbonnière“ lang, vorbei am „Café Royal“ mit seinen Holztischen, vorbei am einladenden Lokal „Chez Coco & Cousin“. Es wimmelt von Menschen. Vor den zwei Freudenhäusern herrscht schon zu Mittag ein Betrieb, wie es ihn woanders nicht einmal zur Nachtzeit gibt. Mehr als sechzig Männer, meist schwarz und im besten Alter, blockieren die

Eingänge. Die Arbeiter kosten sichtlich ihre Vorfreude aus. Was berechtigt ist, denn das andere dauert hier ja höchstens fünf Minuten. Es wird dazu in einer Form praktiziert, die man beim besten Willen nur als eine wehmütig stimmende Karikatur von Fließbandarbeit bezeichnen kann.

Viele Fremdarbeiter zieht es jeden Samstag von weither in diese „Fabriken“, die ausschließlich für sie installiert wurden. Der Andrang ist kolossal. Pro Monat erzielt so eine ununterbrochen rotierende Bordell-Werkstatt immerhin einen Umsatz zwischen 50 000 und 100 000 Mark. Hier gibt es gleich zehn von der Sorte: in der „Rue de Chartres“, in der „Rue de la Charbonnière“, „Rue de la Goutte d’Or“, „Boulevard de la Chapelle“ und in der „Rue Fleury“.

In beklemmender Stille harren die Arbeiter vor den Schleusen auf den Moment, an dem sie es nicht mehr beherrschen können. Mit glänzenden Augen starren sie ins Hotel-Foyer. Hinter der Glastür warten nämlich die Frauen schon in entsprechender Arbeitstracht. Sie werden heute pro Person sicher mehr als hundert Klienten so abfertigen, wie es selbst in den berüchtigten Getto-Bordellen nordamerikanischer Slum-Städte nicht passiert.

Die Nutten arbeiten am Fließband. Ohne Rücksicht auf Gesundheit und Psyche. Alle „filles de joie“ grauen sich davor, im Getto bei den Alis zu landen. Ein Niemandsland, auch für Prostituierte. Hier arbeiten nur solche, die süchtig, krank sind oder sich erpressen lassen; Sklaven der heutigen Zeit. Die Abscheu der Frauen ist begreiflich. „L’abattage“ nennt sich das Arbeitsprinzip. Auf deutsch soviel wie „Das Holzfällen“, „Das Abschlachten“, „Das Niederwerfen“. Ein weiteres Beispiel für die Diskriminierung von Gastarbeitern. In schmierigen Häusern und Räumen, die an Armseligkeit jede Szene in einem viertklassigen Sex-&-Crime-Film übertreffen und die bei aller Dürftigkeit soviel über die Gesellschaft aussagen.

Ich erinnere mich, was mir gestern der französische Leiter einer sozialen Institution erzählte, der seit Jahren im Getto Dienst tut und den ich um Informationen bat. Er erklärte, es sei bekannt, daß Pariser Persönlichkeiten aus der City am Sperma der Portugiesen und Araber verdienten. Ihr Name erscheint in keiner Buchhaltung. Sie lassen ihre Gewinne durch Mittelsmänner kassieren. Bar. Die Bordelle seien in Paris offiziell untersagt, erklärte er. Quasi jederzeit könnten sie ausgehoben werden. In „La Goutte“ passiert dies selten, was schon seltsam genug ist. Viel eigenartiger ist jedoch, daß ein Bordell überhaupt noch nicht geschlossen war, und es liegt direkt neben einer Dienststelle, wie mir der Leiter erstaunlich gelassen versicherte:

„Man findet in diesem Viertel sehr viele Prostituierte, und es existieren sicher Beziehungen und Kumpanei zwischen Polizei und Milieu. Es gibt hier ja sogar ein Bordell neben den Bullen!“

Man mag als aufgeschlossener Pariser über solches Aufeinandertreffen mit der Großzügigkeit des Städters hinwegsehen können, aber eigentlich sollte die Situation selbst dem „tolerantesten“ Pariser zu denken geben! Ich erkenne an allen diesen Bildern immer klarer, wie stark der seelische Druck sein muß, unter dem die Gastarbeiter hier leben, wenn sie solche Bedingungen akzeptieren. Um fünf Minuten nur die Haut eines anderen Menschen spüren zu können, nehmen sie wohl auch in dieser Massenabfertigung rigorose Ausbeutung in Kauf. Anders ausgedrückt: Ich erkenne deutlich, wie ausgeprägt ihre Isolation ist, wenn sie solche Demütigungen durch Nutten und Helfershelfer hinnehmen. Die meisten Gastarbeiter leben hier weit weg von familiä-

ren Kontakten. Isoliert von der einheimischen Bevölkerung, isoliert von Kollegen, die nur selten ihre Sprache verstehen. Und nur zu oft wird ihnen ja heute nicht einmal das Aufheizen vor Bordellen gestattet. Und trotzdem wollen sie hierbleiben. Mir wird klar, daß ein Gastarbeiter in diesem Getto ein vereinsamtes Individuum sein muß. Auf zwei Ausländer in „La Goutte“ kommt höchstens eine Frau. Eine Französin wird in der Regel von einem Fremden aus der Randzone nichts wissen wollen, schon weil es große moralische, religiöse, temperamentsmäßige und geistige Unterschiede gibt. Aber auch, weil Frauen in Angst vor Ausländern leben, da sie ja nie wissen, wie sie sagen, wie diese auf ihr „Nein“ reagieren (verständnislos, ignorierend oder gar provoziert?) – aber vor allem, weil keine Pariserin sich gern im Getto sehen läßt. Manche Frauen akzeptieren die Gastarbeiter im besten Fall als Rammbock. Was sagte mir vorhin so treffend der kurzgebundene Ahmed in der „Rue de la Charbonnière“? „Ich selbst sollte einmal von einer Freundin Besuch bekommen. Ich wohne in Barbès. Es dauerte drei Monate, bis sie mich besuchte. Es schockt die Leute!“

Es ist drei Uhr nachmittags. Ich sitze in einem tunesischen Lokal, erwarte Ali. Er will mir etwas über die Wohnsituation erzählen. Vor mir hocken zwei Hagere mit müden Gesichtern und hören einem Dritten zu, wie er langsam und deutlich und mit Pausen ihnen die Briefe aus der Heimat vorliest. An vielen Tischen wird auch hier eifrig gespielt. In die hohlwangigen Gesichter schießt dann für kurze Zeit Leben. Draußen kicken schwarze, fast unterernährte Jungen mit einem kaputten Ball. Eine Gruppe Algerier-Rangen schaut gelangweilt zu. Gegenüber ein Salon nur für Männer. Am Samstagnachmittag ist auch hier kein Platz mehr frei. Ich erkenne drüben auch zwei schmale Eingänge. In ihnen können kaum zwei Menschen gleichzeitig aneinander vorbei. Schon die Anwesen hier hinterlassen einen Eindruck, als ob ihr Dasein nicht von langer Dauer mehr sein wird. Über dem bröckelnden Verputz hängt auch hier schon die Krakelschrift: „Mit Gastarbeitern raus!“

Ali berichtet dann ausführlich von den sogenannten „marchands de sommeil“, den berüchtigten „Schlummer-Kaufleuten“, die in „La Goutte d’Or“ Schlafstätten für 200 Mark im Monat besorgen, in Räumen, wo schon sechs andere nächtigen. Von den Sälen in diesem Getto, wo jeder 100 Francs im Monat zahlt und in denen über 100 Betten stehen; von den Räumen, in denen von den Benützern immer nur die eine Hälfte liegend, die andere stehend und an einem quer durch den Saal gespannten Seil „aufgehängt“ ruhen kann; von Zimmern mit dreistöckigen Betten, wo in drei Schichten zu acht Stunden geschlafen wird; von Unterkünften in kümmerlichen Kellern, schmierigen Hotels, verlassenen Werkstätten und brüchigen Mansarden; von erbärmlichen Quartieren, in denen es stets nach Urin riecht – für die auch noch Geld verlangt wird. Ali gehört zu der kleinen Minderheit unter den Gastarbeitern, die Zeit und Energie fand, über ihre Erfahrungen in „La Goutte“ nachzudenken, und die nicht nur kurz angebunden und mit verständlicher Reizbarkeit über die Erlebnisse hiesiger Desperados berichtet. Seiner Meinung nach ist „La Goutte“ durchaus kein Zufall, sondern bezeichnend für das System, das die Ohnmacht des Bedürftigen skrupellos ausbeutet, sagt er. Besonders eben dann, fährt er fort, wenn der Betroffene hilflos ist – von niemandem geschützt und selbst ohne Ahnung, wie er zu seinem Recht kommt, falls ihm überhaupt eins zugestanden wird – wie bei einem Gastarbeiter. Man isoliert den einzelnen, hält ihn in Abhängigkeit und Unsicherheit und beutet ihn nach allen Regeln aus und nach Möglichkeit in der Masse, sagt Ali. Wenn man die Bordelle in „La Goutte“

te“ sieht, wenn man den täglichen Hunger und das ständige Mißtrauen hier erlebt, kann man dem fast nichts entgegenhalten. Die Gastarbeiter sind hier in der Tat offenbar dem zu mächtigen und ihnen am Ort überlegenen Wirtsvolk regelrecht ausgeliefert.

Die Ausbeutung und Diskriminierung, die Isolation und Benachteiligung, die ein Gastarbeiter in „La Goutte d’Or“ erduldet und die unausweichlich zu Angst und Einsamkeit führt, haben komplexe Ursachen. Daß der Fremdarbeiter in Paris so gut wie keine anderen Türen offen sieht, hängt in erster Linie von den Zuständen ab, die er im Land vorfindet, erst in zweiter Linie von den Bedingungen, die er selbst mitbringt. Etwa von seinen Sprachschwierigkeiten. Die Mehrzahl der Gastarbeiter kennt zwar das „Bonjour“, es gibt jedoch überraschend viele, die nichts als „Bahnhof“ verstehen, geschweige lesen oder schreiben können. Viele Gastarbeiter stammen aus ärmlichen Provinzen. Sie sprechen keine Fremdsprache und sind oft sogar in der eigenen Muttersprache Analphabeten. Manche behaupten zwar, die Sprachlosigkeit besitze Positives. Schließlich würden die Fremdarbeiter dann nicht alles begreifen, was man zu ihnen sagt, vor allem nicht das Beleidigende. Das ist Zynismus. Rassistische Vorurteile beruhen ja darauf, daß keiner den anderen versteht, und es wäre lebenswichtig, daß Gastarbeiter sich artikulieren können.

Ich lasse in Ruhe die Bilder auf mich einwirken, die ich in diesem Getto sehe, denke bei meinem Rundgang nach, ob es in dieser Gesellschaft überhaupt möglich ist, den Kreislauf zu unterbrechen, der die Gastarbeiter scheinbar so unausweichlich in die Gettos und die Isolierung führt. Nicht nur Sprachschwierigkeiten oder rassistische Vorurteile verurteilen sie zu dieser Existenz. Auch die eigenen kulturellen oder religiösen und sozialen Gewohnheiten machen eine andere, in die übrige Gesellschaft integrierte Existenz fast unmöglich. Die Gastarbeiter finden sich nur schwer in Paris zu recht. „La Goutte“ ist unter diesen Umständen für sie zweifellos wie ein „Paradies“. Wer würde in dieser Metropole denn nicht genauso herumtappen, wenn er aus einem Bauernhof in Marokko stammen würde, die einheimische Sprache nicht beherrschen und auch sonst mit den Gewohnheiten dieser Stadt nicht vertraut wäre? Wie soll sich einer in dieser Metropole einer westlich-industrialisierten Massengesellschaft zu-rechtfinden, wenn er bislang nur Beziehungen zu dem Familienclan im Umkreis seines Dorfes unterhalten hat. Und das gilt zweifellos für die meisten Arbeiter, die sich hier ihre zweite Heimat schaffen wollen.

Kulturelle und soziale Unterschiede trennen nicht nur Franzosen von Ausländern, sie trennen Gastarbeiter ja auch oft untereinander. Die meisten werden wohl nie diesem Getto entkommen. Einmal, weil viele gar nicht wollen, nicht die Voraussetzungen mitbringen und weil das Gastland Frankreich sie ihnen ganz bestimmt nicht vermittelt. Man kann ihre Aggressionen verstehen.

Was erzählte mir vorhin Ahmed mit der Diplomatie des durch Erfahrung gewitzten, aber im Grund auch spürbar deprimierten Ausländers:

„Es gibt hier von Zeit zu Zeit Schlägereien. Ich kann das verstehen. Es sind ja meist junge Leute, so um die Mitte zwanzig, die von zu Hause wegziehen. Sie fühlen sich hier völlig irregeführt, denn es gibt überhaupt keine Möglichkeiten, irgendwelche Beziehungen zu den Leuten aufzunehmen! Da ist das Leben für einen wirklich schwer. Man fühlt sich einsam, und manchmal gehen einem schon bei der geringsten Rempelei die Nerven durch. Ich kann das verstehen, aber für andere ist das schwierig!“

Unter diesen Umständen ist leicht zu begreifen, daß selbst ein Gastarbeiter mit spürbarer Genugtuung im überheblichen Unterton betont, er residiere in einem anderen Viertel:

„Ich komme nicht sehr oft in dieses Viertel. Es gefällt mir hier nicht besonders. Wie das hier alles aussieht. Es gibt außerdem zu viele Ausländer!“

Im Grunde ist es unvorstellbar, daß in einer zivilisierten Weltstadt derart krasse Zustände existieren. Es wird sich heute natürlich in dieser Randzone niemand mehr aufregen, wenn weiße oder schwarze Mohammedaner ihre Lämmer in den Hinterhöfen so schlachten, daß sie möglichst stark bluten. Oder wenn Afrikaner in ihren Trachtenröcken herumlaufen, was nur zur Farbigkeit beitragen kann. Doch müssen diese sogenannten Vorzüge des Gettos, die gewiß nicht zu übersehen sind, derart teuer bezahlt werden – mit unmenschlichen Behausungen, mit Ausbeutung in Bordellen, mit unzureichenden sozialen und kulturellen Einrichtungen, mit Benachteiligungen in allen Bereichen? Man darf ja nicht übersehen, daß es in diesem Viertel keinerlei offiziell oder privatwirtschaftlich geführte Museen, Bibliotheken, Buchhandlungen, Galerien, Kinos oder Theater gibt, weder in einheimischer Sprache noch in fremden Idiomen; geschweige Spielplätze für Kinder oder Jugendhäuser oder gar Fortbildungsstätten. Fast mit Methode wird hier jede Emanzipationsmöglichkeit den maghrebischen Straßenkindern versperrt. Kein Wunder, daß in diesem Getto vor allem hinter der Fassade Verzweiflung, Abscheu, Enttäuschungen, Frustrationen und nicht selten Haß zu spüren sind. Der dauernde Streß, die Dauersituation des Ausgestoßenseins, führen auch bei Gastarbeitern zu Problemstaus, damit zu Magenerkrankungen, Störungen der Ich-Identität, zu Neurosen und Psychosen. Jene, die gesund an die Seine kommen, sind in zwölf Monaten körperliche, geistige und seelische Krüppel.

Es geht gegen Abend. An der Peripherie des Viertels, an diesen unübersehbaren Schienen der „Gare du Nord“, die dem Augenschein nach jetzt beinahe bis zur allmählich versinkenden Sonne reichen, wohnt Mohammed. In einer ziemlich beengten, notdürftig eingerichteten Bude. Vorher lebte hier eine alleinstehende Französin. Als sie starb, hat Mohammed mit seinen vier Zimmerkollegen alles erneuert. Wo früher Blumentapeten klebten, sind die Räume jetzt zitronengelb gestrichen. Mohammed ist bärtig und auch leicht gereizt. Er hat aber einen Vorteil: Er spricht Französisch, und das ziemlich gut. Auch Mohammed fand Zeit, sich über die Entwicklung in „La Goutte“ Gedanken zu machen. Er sagt, mit den Gastarbeitern verkommt „La Goutte d’Or“. Damit wird sozusagen das Rad in Schwung gehalten, das zu einer weiteren Diskriminierung führt, zu einem immer trostloseren Getto. Zum Slum. Die Gastarbeiter haben ja selbst keine Möglichkeiten, sagt er, den Verfall zu verhindern. Sonst ist offenbar niemand daran interessiert. Das wäre sicher anders, wenn Gastarbeiter wenigstens einen Wahlschein abgeben dürften, sagt Mohammed. Er erwähnt, daß zur Milderung dieser Not einige Sozialarbeiter tätig sind. Sie erreichen nicht einmal das Notwendigste. Zu effektiv wirken offenbar alle Abwehrmechanismen der Gesellschaft gegenüber einer Getto-Population, stöhnt Mohammed. Die Lage wird kritisch. Deshalb entschlossen sich einige Bewohner dazu, in eigener Initiative gegen die Misere zu kämpfen. Ihr Mut ist bewundernswert. Ohne entscheidende Unterstützung durch offizielle Stellen, ohne finanziellen Rückhalt, ohne moralische Hilfe, ist

ihre Wirkung von vornherein sehr begrenzt. Auch stellen die Engagierten nur einen verschwindend geringen Prozentsatz. Mohammed selbst gründete mit Freunden einen Kulturverein. Für Theaterspiele, Diskussionen, aber auch, um die eigene und auch die fremde Sprache zu lernen, erzählt er. An allen Abenden wird außerdem über das Spannungsgesetz reflektiert. Ihm sei klargeworden, meint Mohammed pessimistisch, daß eine derartige Segregation wie in „La Goutte“, gerade weil sie sympathisch wirkt, langfristig gesehen nur negative Folgen mit sich bringt, wie Jugendkriminalität, verstärkten Rassismus, eine immer brutaler werdende Ausbeutung. Und: Angst. Auch die Gefahr der sozialen Explosion, ähnlich wie sie etwa die Vereinigten Staaten in ihren Gettos Anfang der sechziger Jahre erlebten.

Denn man muß sich doch ernsthaft überlegen: Welche Lösungen aus den herrschenden Spannungen in einem Getto sind hier zu erwarten, wenn nicht Gewalttaten? Je mehr Immigranten merken, was hier gespielt wird, desto größer wird ihre Radikalisierung, desto schneller entwickelt sich auch in Paris ein Unruheherd mit beträchtlicher Sprengkraft; ein Zündstoff sozusagen mit Zeitzünder.

Bis vor kurzem, meint Mohammed, waren diese Probleme noch kaum einem Gastarbeiter klar. Die momentane Arbeitslosigkeit, die Verschärfung des Rassismus, die verstärkte Ausbeutung in Asylen und Freudenhäusern, die rapide Entwicklung zum Slum und vor allem die Potenzierung der Angst haben jetzt jedoch das gesellschaftskritische Bewußtsein geweckt. Mohammed möchte nun mit seiner Arbeit erreichen, daß ein Gastarbeiter sachlich über seine Situation nachdenkt, nicht gleich zurückschlägt. Er glaubt, daß nur durch Sachlichkeit eine Radikalisierung der Emotionen verhindert werden kann, die er im übrigen nur zu gut verstehen würde. Man brauche ja nur zu sagen, meint er, wie die Regierung selbst das Klima verschlechtert. Einerseits mit hohen Prämien, die dem Gastarbeiter eine Rückkehr schmackhaft machen sollen, die aber nur wenige akzeptieren, weil sie ja wissen, was ihnen blüht in der Heimat und was keine noch so hohe Summe aufwiegt. Andererseits immer häufiger mit dem brutalen Abschieben von Ausländern, darunter vor allem von Jugendlichen, oft aus den fadenscheinigsten Gründen, deren Anlässe meist Jahre zurückliegen. Mit solchen Methoden wird die Katastrophe nur verschärft, für die die Voraussetzungen seiner Meinung nach längst geschaffen sind.

„In diesem Viertel gibt es viel Kriminalität. Schon mit 14 Jahren kommen die Jugendlichen häufig in Situationen, in denen sie kriminell werden müssen. Der Vater ist meist Arbeiter, die Mutter Hausfrau. Die Familie lebt in einer fatalen wirtschaftlichen Situation. Der Vater streicht zwischen 2000 und 2500 Francs pro Monat ein, und manchmal hat er damit vier oder fünf Kinder zu ernähren, wenn nicht gar mehr. Deshalb muß sich der Jugendliche, sobald er 14 geworden ist, allein durchschlagen. Da er heute keine Arbeit findet, kann sich jeder das Ergebnis vorstellen...“

Aus einer Spelunke in der „Rue de la Goutte d'Or“, in der früher ein populäres Lokal seine Gäste empfing, dringt Getrommel. Es sitzen hier hundert Gastarbeiter. Unter ihnen keine einzige Frau. Nachts wird in „La Goutte d'Or“ sicher alles lauter – die Musik, das Gehupe auf den Straßen, die Menschen – aber es wird auch eintöniger. Was am Tag vielleicht Betriebsamkeit überspielte, kommt nun ans Neonlicht. Die schmalen Gesichter in dieser Spelunke gleichen nicht mehr jenen, die mir heute in der Straße begegneten, jenen oft griesgrämigen, hageren, blassen, aber in der Regel entspannten Visagen. Hier werden sie zu unbestechlichen Spiegeln ihrer müden Seelen,

zu Bildern voller Hunger und ohne Hoffnung. Wie vorm Freudenhaus klebt der Blick am Fleisch. Eine Frau tanzt. Die Züge der Arbeiter werden verstört. Und ihre Lippen werden dünner und ihre Haut fahler, je länger und je ekstatischer der Bauch vor ihnen rotiert. Intimes im Licht. Ein grausames Bild.

In der „Rue de la Charbonnière“ fallen noch immer die Würfel. Fenster und Türen stehen offen. Es plärrt Musik. Vor einem Eingang drängeln Menschen. Da führen Bullen eine Frau ab. Sie hat ihren Mann mit dem Messer bedroht. Einige Häuser weiter setzt ein Barbesitzer eine Frau an die Frischluft. Sie wankt davon. Aus einer Jukebox dringt zum Ende in peinlicher Zärtlichkeit und mit in diesem Fall wohl besonders zynisch wirkendem Dömekel der Song: „This is a man's, man's, man's world!“ Was sich heute in „La Goutte“ ereignet, ist eine Schmach für ein Viertel, das im letzten Jahrhundert eine populäre und gemütliche Pariser Vorstadt war mit ihren Bistros, ihren schlechten gepflasterten Straßen und ihren freundlichen Handwerkern. Und die allgegenwärtige Angst in „La Goutte d'Or“ ist eine besondere Schande für die Seine-Stadt, weil manche Pariser schon zu begreifen beginnen, wie fruchtbar eigentlich die arabische Kultur ist. Nicht ohne Grund wird sie bekanntlich als die „Wiege unserer Zivilisation“ bezeichnet. Schon mit ihrer Straßekultur, was sich heute gut in dieser Randzone beobachten läßt und was in anderen Pariser Vierteln ebenfalls bereits manchmal erkennbar ist. Viele in Paris beginnen ja schon einzusehen, daß eine Straße auch Raum bieten sollte für soziales Leben; einen Raum, wo man bummeln, sich informieren und Neuigkeiten austauschen kann und nicht nur als Route für Autos, Züge und Métro-Bahnen zu dienen hat. Auch Paris läßt sich levantisieren. Wie es doch auch besonders jene Pariser schätzen, die als Touristen in den weißen Dörfern des Maghreb bummeln – fern von Schnellstraßen, Schienensträngen und Hochbahnen, wie sie nicht nur um „La Goutte d'Or“ zu finden sind. Wo sie in diesen Dörfern dann auch Gastfreundschaft erwarten und nicht etwa „Mit Tourismus Schlüß!“ an den Mauern empfangen werden wollen.

Niemand kann also behaupten, daß sich die verschiedenen kulturellen Milieus viel zu fremd seien, um sich je verstehen zu können – oder sollte etwa für beide der Wahlspruch gelten: „Man muß das Geld stets vor allem dort holen, wo es in der Masse vorhanden ist – bei den Armen!“?

– Darüber sollte nicht nur in „Paris-Harlem“ und nicht nur bei Gastarbeitern und nicht nur in Frankreich, sondern auch in der Bundesrepublik nachgedacht werden.

Thomas Huszty Die grausame Rache eines demokratischen Wählers

Johann Maximilian Glück war ein nachdenklicher Mann. Er widmete sich außer seinem Beruf, der Zahntechnik, in seiner Freizeit den Problemen des Schachspiels, oder wenn er des Nachdenkens müde war, kam er, als Ausgleich, seinen ehelichen Pflichten nach. Er ließ sich durch keinerlei Ereignisse unseres Zeitalters aus der Ruhe bringen. Besonders sorgfältig mied er Gedränge jedweder Art, Sommerschlußverkäufe ebenso wie politische Versammlungen.

Das ging so lange gut, bis eines Tages ein bekannter Politiker plötzlich auf der Straße vor ihm auftauchte, ihm freudevoll die Hand reichte und um Johann Maximilian Glücks Votum für seine Partei warb. Es passierte gerade nach vierjähriger Schonzeit – die Politiker gingen wieder mit scharfen Wahlparolen und rasenden Autokolonnen auf Wählerjagd. Jeder Bürger, der sich nicht rechtzeitig retten konnte, wurde auf Marktplätzen und vor Rathäusern von Ministern, Generalsekretären, ehemaligen und zukünftigen Kandidaten angeredet und beim Händeschütteln gefilmt. Johann Maximilian Glück, im weiteren J. M. G., dem das Gedränge der Kameraleute zuviel war, teilte dem Politiker beim Händeschütteln sachlich mit, daß die Partei nicht mit seinem Votum rechnen könne, er gehe nämlich nie wählen, zumal es sowieso nicht gerade auf seine Stimme ankäme. Der Politiker zeigte sich über diese Kleingläubigkeit erschüttert und beschwore J. M. G. feierlich, die Politik ja gerade durch seine Stimme zu bestimmen. Oder wüßte er nicht, daß seine Stimme, die Stimme eines demokratischen Wählers, die entscheidende Macht in der Politik sei? Das war wie eine Offenbarung für J. M. G., er hatte nämlich keine Ahnung davon gehabt. Er wurde auch ziemlich aufgereggt und fragte stotternd, ob er mit seinem Votum etwa auch saubere Luft verschaffen könnte? In dieser Landschaft liege nämlich etwas Schweres in der Luft. Und siehe! Der Politiker eröffnete ihm, daß er sich mit seinem Votum auch saubere Luft verschaffen könne. J. M. G. kehrte als frisch bekehrter politischer Mensch heim. Und er wählte auch und er verhalf der Partei mit seiner Stimme tatsächlich zum Sieg. Es war wie ein Wunder, wieviel Macht er als demokratischer Wähler in der Hand hatte. Nun, nachdem aber er das Seine getan, brauchte er nur noch auf die saubere Luft zu warten.

In der Gegend, wo er wohnte, gab es eine Autobahneinmündung, eine Chemiefabrik, einen Flughafen und etwas weiter weg ein kleines Atomkraftwerk. Es lag ständig etwas Schweres in der Luft – schon als unpolitischer Mensch hatte er das richtig bemerkt. In den ersten paar Monaten nach der Wahl passierte freilich noch nichts, und bis zum Ende des ersten Jahres weiter nichts. Im zweiten Jahr fing man an mit dem Bau einer neuen Autobahneinmündung, und bis zum Ende des zweiten Jahres mit der Erweiterung des Flughafens. J. M. G. spazierte manchmal, wie zufällig, am Marktplatz vorbei, wo er einst vom Politiker angeredet worden war, er lauschte und wartete, aber der Politiker kam nicht wieder. Im dritten Jahr stellte sich heraus, daß die gewisse Schwere, von der J. M. G. meinte, sie läge in der Luft, eigentlich in der Erde lag, in Form von 120 Zyankalifässern von der Chemiefabrik. Jetzt wurde J. M. G. etwas ungeduldig. Hatte er als demokratischer Wähler etwa nicht seine ganze Macht für die saubere Luft in die Wahlschale geworfen? Und das war die Zeit, da er zum ersten Mal

sagte: „Die nächsten Wahlen kommen bestimmt.“ Das sagte er aber nicht zähneknirschend oder etwa mit Schaum vor dem Mund, sondern gelassen, wie ein Wähler, der um seine Macht weiß. Auch wenn er Demonstranten begegnete, die mal den Flughafen, mal das Atomkraftwerk bestürmen wollten, schüttelte er nur den Kopf: „Nicht so, nicht so, Kinder! Überlaßt mir die Sache! Die nächsten Wahlen kommen doch bestimmt!“

Und vor den nächsten Wahlen überlegte er sich die Sache gewissenhaft. Ob er das tatsächlich tun sollte? Was wird wohl mit der Familie des Politikers, wenn er, der Politiker, einen Herzinfarkt bekommt? Was wird aus der neugebauten Parteizentrale, wenn die Partei auseinanderbricht? War es nicht zu hart, wenn er, J. M. G., die ungeheure Macht eines demokratischen Wählers gegen die Regierung einsetzte? Nun, er mußte es einfach tun. Er wollte saubere Luft – so oder so.

Am Wahltag ging er also – ein letztes Mal – zum Wahllokal, in der Wahlkabine kritzelte er „Scheiße“ auf den Wahlzettel, mit übergroßen Buchstaben, klebte den Umschlag zu und warf seine furchtbare Entscheidung über Vergangenheit und Zukunft der regierenden Partei in die Wahlurne.

Und nachdem er getan hatte, was in seiner Macht lag, ging er in die nächste Kirche und betete für das Vaterland, damit es das politische Erdbeben auch wacker durchstand.

Jugendsünden

Nach langer Zeit traf ich Galilei gestern wieder im Café. Galilei ist ein recht anständiger, junger Physiklehrer mit einem bedauerlichen Hang zu übermütigen politischen Äußerungen. Auf der Party zum Beispiel, wo ich ihn kennengelernt hatte, behauptete er, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Obwohl es recht extrem klang, maß ich dem Scherz vorerst keine verfassungsfeindliche Bedeutung bei, in alkoholisiertem Zustand wird schließlich allerhand gequatscht. Bald darauf sprach es sich aber herum, Galilei hätte es mit der Inquisition zu tun bekommen. Und da er gerade seine Referendarzeit absolvierte, wurde auch seine Einstellung als Beamter auf Gedeih und Verderb abgelehnt. Dieser arme, harmlose Partybold...! Von da ging es freilich bergab mit ihm. Ich traf ihn manchmal in entlegenen Cafés, in denen zweifelhafte Schmähsschriften wie „Retour à la nature“ und ähnliches Grünzeug verbreitet werden. Und jedesmal, wenn ich ihn drängte, mir zu verraten, wie das nun eigentlich mit der Erde sei, lächelte er nur hämisch und grimmig. Es war leider nicht mehr zu leugnen, daß er tatsächlich ein Gemütsverfassungsfeind wurde. Auch seine Fingernägel waren letzte Zeit so ungepflegt...

Gestern wirkte er aber wieder optimistisch und war guter Dinge. Ja, er habe jetzt Aussicht, in die Beamtenewigkeit aufgenommen zu werden. Bei der Inquisition habe man neuerdings eine liberale Richtlinie.

„Mensch, Gali!“ frohlockte ich, „Sie können wieder frei behaupten, daß die Erde sich um die Sonne bewegt...?“ Mir gefiel nämlich diese Theorie über die herumtierende Erde recht gut, sie war doch so hübsch und poetisch ausgedacht.

„Eine Scheiße darf ich behaupten“, stellte der junge Physiklehrer exakt fest. „Allein, diese extremistische Behauptung wird jetzt als Jugendsünde aufgefaßt. Jugendsünden nimmt man nicht ernst, sie sind nur Zeichen für Unreife und entstehen und vergehen wie Pickel. Man geht davon aus, daß der Mensch mit dem Alter automatisch in die Verfassungstreue hineinwächst.“ „Fabelhaft!“ staunte ich. „So ist das also mit der menschlichen Natur und der Verfassung? Hat man das etwa durch Tierexperimente herausgefunden? Ah, mich würde so interessieren, ob das bei den Graugänsen genau so ist, oder noch ausgeprägter...?“ „Vielleicht“, antwortete er etwas abwesend. Mir fiel auf, daß er bereits ein großes Stück gealtert war. „Sie, Glückspilz!“ jubelte ich. „Sie wirken wie Ihr eigener Opa, Ihre Zukunft ist so gut wie gesichert. Nicht jedem ergeht es so günstig. Haben Sie gehört, daß Sokrates, dieser jugendliche Hitzkopf, endgültig abgelehnt wurde? Brutus übrigens auch.“ „Schicksal“, bemerkte Galilei trocken.

Ich beugte mich zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr.

„Aber ehrlich, Gali! Jetzt haben Sie alles hinter sich. Sie können mir unter vier Augen verraten, wie das eigentlich mit der Erde ist. Dreht sie sich oder nicht?“ „Verfassungstreuer Freund“, sagte er nichtssagend. „Wenn das eine Tatsache ist, daß die Erde sich dreht, wird sie sich unabhängig davon drehen, ob wir es zugeben oder leugnen.“ Und er ging, ohne dieses Orakel näher erklärt zu haben. Ich bin fassungslos. Dreht sie sich nun oder nicht? Ist es eine Tatsache oder nicht?

Aber wie können Tatsachen ungeachtet der Verfassung Tatsachen sein? Das kann noch sehr schlimm für die Tatsache werden! Und was heißt überhaupt Tatsache? Was heißt überhaupt überhaupt? Das sind vielleicht Fragen für die ganz-ganz junge Generation...

Ich für mein Teil ziehe mich morgen in ein Altersheim zurück.

Emil Carlebach Fragen eines jungen Bundesbürgers

In Auschwitz wurde Sklavenarbeit ausgebeutet. Wem floß der Gewinn zu? Metallarbeiter? Schriftsetzern? Straßenbahnern? Oder anderen? Die jüdischen Unternehmen wurden „arisiert“. Wer bekam sie? Schlosser? Landarbeiter? Sekretärinnen? Oder andere? Richter de Ch. verhängte Zuchthaus wegen „Rassenschande“. Heute ist er Bundesrichter. Dennoch oder deswegen? Die Fabriken und Gruben in Polen, in der Tschechoslowakei, im Elsaß, in der Ukraine eigneten sich die deutschen Konzerne an. Heute lehrt man mich, Eigentum sei unantastbar. Nur ihres?

Dresden wurde zerstört, die Dresdner Bank wurde reicher denn je. Ist da ein Widerspruch?

Das Deutsche Reich zerbrach. Die Deutsche Bank wurde mächtiger als zuvor. Ist da ein Zusammenhang?

In den „Tiger“-Panzern starben deutsche Soldaten; mit Messerschmitt-Flugzeugen

stürzten deutsche Piloten zu Tode. Aber Flick und Messerschmitt verdienten Milliarden. Wieso?

Für die Verteidigung, so lese ich, müssen alle Opfer bringen. Auch die Waffen-Lieferanten?

Haben alle Deutschen den Krieg verloren? Oder nur die meisten?

Auf meine Fragen antwortet der Lehrer nicht.

Weiß er keine Antwort?

Oder muß er schweigen?

Etwa wegen dem Berufsverbot?

Gerhard Fischer Brezeln

Am Ende der kleinen Straße war'n Stand, da wurden Laugenbrezeln verkauft an die Leute, die da vorbeigingen und Lust auf eine Brezel hatten, die sie dann im Gehen aßen.

Am anderen Ende der Straße, die nur für Fußgänger war außer von 9 bis 11 zum Be- und Entladen, da stand ein Typ, dem waren die Schuhe zwei Nummern zu groß und seine Jacke war auch nicht sauber. Der stand so da an eine Hauswand gelehnt, hatte die Hände in den Jackentaschen – das sah ein bißchen komisch aus – und peilte die Straße hoch zum Brezelstand.

Da kauften sich Männer Brezeln, und wenn sie nach'm Kleingeld in ihrer Hosentasche kramten, faßten sie sich manchmal kurz an ihren Pimmel und guckten dann über die Schulter ob's auch keiner gesehen hätte. Da kauften natürlich auch Frauen welche, die kramten nach'm Kleingeld in ihren Handtaschen. Manchmal, und manchmal auch öfters kauften auch Frauen mit kleinen Kindern eine Brezel für das *liebe Kleine*.

Dann wurde der Typ ganz aufmerksam, er nahm die Hände aus den Taschen und beobachtete wie die Frau und das Kind mit der Brezel die Straße runterkamen. Das Kind hüpfte neben der Frau her und besabbelte die Brezel. Manchmal kam es auch vor, daß die liebe Mutti mal von der Brezel abbeißen durfte, sie bückte sich dann zu dem *lieben Kleinen* runter und biß da ab wo's am wenigsten besabbel war, und die vorbeigehenden Männer drehten sich rum und guckten der Mutti untern Rock, grinsten und zwinkerten sich zu. Wenn das *liebe Kleine* die Brezel genug besabbert und auch mal ein bißchen abgebissen hatte, rutschte sie ihm irgendwo in der Mitte der Straße aus der Hand und fiel in den Dreck. Pfui, sagte die Mutti dann, wenn das *liebe Kleine* die Brezel wieder aufheben wollte, und zog das losplärrende Kind mit sich fort.

Der Typ wurde dann immer ganz fickerig vor Aufregung. Er stieß sich von der Hauswand ab, steckte die Hände wieder in die Jackentaschen – das sah ein bißchen komisch aus – und ging ganz *unauffällig* die Straße hoch bis zu der runtergefallenen Brezel. Dort sah er sich *unauffällig* ein paarmal um, und als er sich unbeobachtet glaubte, bückte er sich blitzschnell und hob die Brezel auf. Er steckte sie sich schnell in die Jackentasche und ging *unauffällig* die Straße runter, lehnte sich an seinem alten Platz an die Hauswand. Nur wenn er sehr hungrig war, aß er die Brezel schon im Gehen.

Manfred Chobot projekt: „zusammenrücken – ein energiekonzept“

Keine andere energieform unterliegt einer ähnlichen verschwendung wie die körperwärme.

Im zuge der erstellung eines neuen energiekonzeptes war es daher naheliegend, daß sich die energiekommision mit dieser energieform auseinandersetzt hat. So wurde festgestellt, daß die abstrahlungverluste in sogenannten „gemeinschaftsbetten“ für sechs bis acht personen um ein vielfaches geringer sind als in herkömmlichen, bisher gebräuchlichen einzelbetten.

Als zusätzlicher neenefit werden die zwischenmenschlichen beziehungen gefördert – man kommt sich näher.

„Zusammenrücken“ heißt die neue erkenntnis.

Besonders großen erfolg verspricht man sich von sogenannten „gemeinschaftsanzügen und -hemden“, sogar „gruppenanzüge“ befinden sich bereits in planung, ebenso kleinstwohnungen im ausmaß von fünf bis sechs quadratmetern.

Von den wiener verkehrsbetrieben wurde ein forschungsauftrag vergeben, wonach städtische straßenbahnen und autobusse in zukunft durch die körperwärme der passagiere betrieben werden sollen. – Die frequenz der verkehrsintervalle wurde in weitblickiger weise verlängert, muß doch keiner mehr – dank der gemeinschaftsanzüge –, auf die nächste straßenbahn wartend, frieren.

Ungelöst ist bisher einzig die frage, ob man die passagiere stehend oder liegend schichten soll.

Doch österreichischer erfindergeist wird auch diesmal ruhmreich bestehen, so daß mit einer senkung der fahpreise gerechnet werden kann.

Wolfgang Nastali

Die Minuten da das Gelände der Arbeit
Betreten wird der Werksschutz fragt
Ob man jetzt um diese Zeit anfange
Zu arbeiten dabei ist es kurz vor
Halb drei ich habs eilig um pünktlich
Am Arbeitsplatz zu stehen
Sicher liegs an meinem Aussehen
Bart und lange Haare dazu die
Lässige Einkaufstüte in der meine
Utensilien für die Pausen drin sind

Ärger steigt auf
Über den Ärger ärgern
Nachher ein freundliches Gesicht
Obwohl das nicht entlohnt wird

Minuten da das Gelände unter mir liegt
Wo Schweiß und Flüche über
Den Asphaltboden gingen
Als sei nie etwas geschehen als
Liege das Gelände ruhig unterm
Geschützten Himmel.

Friedel Hahn Hüttenmelodie

Dickes Backsteingemauer, Säulen, die tragen ein breites Teerdach – eine Riesenhalle, erbaut 1901. Groß ist diese Zahl an der Stirnseite eingemauert.

Selbst bei näherem Hinsehen bietet sich dem Betrachter hier draußen ein freundliches Bild: spitze Zitterpappeln, Birken, Apfel- und Birnbäume; Blätter singen leise im Wind. Büsche, sauber beschnittene Hecken, Blumenbeete, ein kurz geschorener Rasen, in der Mitte ein Goldfischteich mit lustig plätscherndem Springbrunnen. Beiderseits der Eingangsstraße in Eisen gegossene große Statuen, wohlgeformte, nackte Seeljungfrauen mit prallen Brüsten. „Das kleine Ruhrgebiet im Obstgarten“, so hat es einmal der Reporter eines Lokalblattes in den buntesten Farben geschildert. Es ist wirklich ein freundlicher und bunter Anblick, der sich dem Passanten von draußen bietet.

Hier an der Eingangsstraße, von draußen nicht mehr so gut einsehbar, sind jedoch die ersten Unterschiede innerhalb der klassenlosen, pluralistischen Gesellschaft – die uns die Mächtigen und *BILD* und Co. gerne einreden möchten – zu erkennen.

Nach rechts, wo in einiger Entfernung, durch dichten Tannen- und Buschbestand geschützt gegen Sicht und Krach, die Chefvilla liegt, ist die Straße glatt gepflastert und immer sauber gefegt.

Nach links biegt ein von Schlaglöchern übersäter Weg ab. Dort liegen die Parkplätze der „Arbeitnehmer“; bei Regen schlammig, die Schlaglöcher voller Wasser; bei langerer Trockenheit eine staubige, kraterüberzogene Mondlandschaft.

Aber auch hier sind zum Teil grobe, zum Teil feine, eifersüchtig verteidigte Unterschiede innerhalb der betrieblichen Rangordnung feststellbar:

Am Anfang des Weges sind für die Direktoren und einige weitere „leitende Angestellte“ überdachte, geschlossene Garagen längs der Einfriedungsmauer aufgestellt. Gegenüber liegen die Parkplätze der nachgeordneten Angestellten. Erst dann folgen die Parkgelegenheiten der Arbeiter; ihnen ist der weiteste Weg, je nach Wetterlage durch Schlamm und Pfützen oder Staub, noch am ehesten zuzumuten.

Geht man in die Halle, ist der erste Eindruck düster, fast chaotisch.

Alte, auch neue Formmaschinen und Slinger, darüber hängen, wie auf der Spitze stehende Pyramiden, die Sandbunker. Waggons, Fahrzeuge; Modelle liegen in Regalen. Auf Rollenbändern sitzen Roste und Formkästen, silbern schimmern die neuen, grau bis rostrot die alten. Am Ende der Rollenbänder befinden sich Schütteloste. Hier werden später die fertigen, abgegossenen Formkästen ausgeleert. Kessel, das Innere in Schamott gekleidet, stehen auf Gleisen, warten auf ihre heiße Fracht. An der Längsseite der Halle stehen, zwei Meter fünfzig im Durchmesser, die Kupolöfen, hochaufrichtet ragen sie durchs Dach.

Durch all dies winden sich, auf allen möglichen Ebenen, Fließbänder, Preßlufttrophe, Schläuche und Stromkabel. Ganz oben unterm Dach hängen die Kräne.

Eine mehr oder weniger dicke Staubschicht bedeckt alles wie ein riesiges graues Laken. Auch die Fenster; so fällt das Licht des anbrechenden Tages nur gedämpft herein, den düsteren Eindruck verstärkend. Nur dort, wo eine Scheibe zerbrochen ist, sticht ein Sonnenstrahl wie ein heller Scheinwerfer ins Grau. In ihm sieht man Millionen fei-

ner Staubkörner tanzen, Staubkörnchen, die in die Getriebe der Maschinen und Kräne, aber, viel schlimmer, auch in die Lungen der Arbeiter dringen. Arbeiter; Former, Kernmacher, Hilfsarbeiter, Betriebsschlosser und -elektriker, Deutsche, Italiener, Spanier, Griechen und Türken, in kleinen Gruppen stehen wir beisammen.

In der Tasche *BILD*, „St.-Pauli-Anzeiger“, ab und zu mal eine „Frankfurter Rundschau“. Wir reden über Fußball, Weiber, erzählen zottige Witze, diskutieren hie und da ein wenig über Politik. Hauptthema sind die steigenden Preise. Was ist mit unseren Löhnen? – Mist – Was tut unsere Gewerkschaft? Friedenspflicht, erklärt der gewerkschaftliche Vertrauensmann. Friedenspflicht? Friedenspflicht für uns, die Bosse machen, was sie wollen. – Scheiße – Soll doch der Betriebsrat was tun! Geht auch nicht, erklärt wieder der Vertrauensmann: § 59 Betriebsverfassungsgesetz: „Soweit Arbeitsentgelte und sonstige Arbeitsbedingungen üblicherweise durch Tarifvertrag geregelt werden, sind Betriebsvereinbarungen nicht zulässig!“ Mist, elender! Müssen selbst was tun. Was denn? Streik? Ohne Gewerkschaft? Ohne Betriebsrat? Darüber müssen wir nochmal reden. So kann es nicht weitergehen. Wir machen uns hier kaputt, der Boß macht sich auf unsere Kosten gesund.

Immer wieder schauen wir auf den Zeiger der riesigen Uhr an der Stirnwand der Halle. Gleich wird er 6 Uhr anzeigen. Noch ruht alles. Jetzt die Sirene. Wir gehen an unsere Arbeitsplätze, setzen eine trommelfellreißende, körperlich schmerzende Melodie in Gang. Zuerst das Gebläse des Kupolofens, ein tiefes, immerwährendes Brummen. Das helle Klingen, wenn harte, kalte Eisenteile aus acht Meter Höhe in das heiße Herz des Ofens sausen.

Jetzt fast gleichzeitig: die Formmaschinen, eins, zwei... vierundzwanzig, mit ihrem kurzen, hämmern den, die Ohren zerfetzenden Takt.

Hämmern. Stampfen. Sägen. Das Rollen der Kräne. Das hohe, singende Geräusch der laufenden Slinger. Durch die Halle surren Elektro- und Dieselfahrzeuge. Das mahlende Geräusch der Sandaufbereitungsmaschinen. Preßluft platzt aus einem Rohr, pfeifend fährt sie ins Freie, silberschwarze Staubwolken aufwirbelnd. Das nervöse Rütteln der Schüttelroste setzt ein. Blechern scheppernd fallen die Formkästen. Dann das Knallen der Kernschießmaschinen. Rollende, knirschende Fließbänder. Wenn eine Rolle defekt ist, pfeifen sie den ganzen Tag.

Sie dürfen nicht stillstehen. Sie versorgen die Hauptinstrumente, die Formmaschinen, mit Sand, mit schwarzem, verbrannten, dann frisch aufbereitetem, heißem, dampfendem Sand.

Hier entstehen die Formen. Kasten auf die Maschine setzen, leer 14 Kilo, Knopf drücken – von oben fällt Sand, fällt in den Kasten, nicht nur: fällt auch auf den Kopf, bleibt am Gürtel hängen, reibt sich am Körper, um endlich, nachdem er juckend auch die Beine entlang gerieselte, aus den Hosen wieder herauszufallen oder in den Schuhen zu landen.

Hände greifen in den Sand, schwarze, schwielige, zerrissene Hände; Hände starker Männer. Schwache sind hier nicht zu gebrauchen. Sie verteilen den Sand gleichmäßig im Kasten, drücken Knöpfe, ziehen Hebel, Rütteln, Pressen, Abziehen. Drei Schritte vor, zwei zur Seite. Die Platte, 20 Kilo, auf der der Formkasten sitzen wird, aufs Rollenband legen. Zurück, den fertigen Kasten packen, voll 36 Kilo, hochheben, drei Schritte vor, zwei zur Seite, absetzen. 240 mal am Tage. 240 mal 14 Kilo leer, 240 mal

36 Kilo voll. 120 mal 20 Kilo Platte. Alles bei etwa 50 Grad Hitze, die an Sommertagen in der Halle entstehen. Bei Lärm und Staub – Staub, der sich am ganzen Körper mit Schweiß mischt. Jucken, Jucken im Haar, am Hals, am Gürtel, Jucken im Arsch und an den Füßen; fast alle haben Fußpilz.

Wieder greifen die Hände, zucken zurück, Blut tropft. Im Sand befinden sich Eisen-splitter und Nägel. Sie sind offiziell nicht mehr im Sand, dürfen nicht mehr drin sein, sie werden theoretisch von Magneten, die über den Bändern angebracht sind, aus dem Sand gezogen. Tatsächlich nur ein Teil. Der andere befindet sich noch im Sand, sticht die Hände, sorgt für neue Töne, Töne, die oft erklingen, aber untergehen, die keiner hört und jeder kennt. Jeder? Jeder, der teilhat an dieser Vertonung, Stöhnen, Fluchen, Schimpfen, Zähneknirschen, um die Schmerzen zu ertragen. Diese Töne entstehen hier überall und oft, nicht nur stechende Eisensplitter und Nägel verursachen sie. Auch Hammerschläge auf Finger, an Körper spritzendes, bei 1500 Grad flüssig-heißes Eisen, auf Füße stoßende Preßluftstampfer, in die Augen fliegende glühende Funken, abgequetschte Fingerteile, ein aus dreieinhalb Meter fallender Körper – kein Gerüst angebracht –, Gehirnerschütterung, gebrochene Arme und Beine, das alles verursacht diese Töne – ungewollte und doch immer wieder entstehende Töne.

Gehören diese Töne dazu? Müssen sie sein? Oder lassen sie sich verhindern? Wo ein Wille ist, ist ein Weg. Jedoch Arbeitssicherheit wird nur halbherzig betrieben. Maßnahmen kosten Geld, verlangsamten vielleicht das Produktionstempo.

An der Ofenanlage herrscht heute wieder Hochbetrieb. Bei der vorläufigen Zählung am Morgen sind 120 Tonnen zusammengekommen.

Schnell werden noch die Zotten der Kessel mit Schamott und hitzebeständiger Schwärze ausgebessert, dann gehen sie zum Anwärmen vor die feuerspeienden, wie ein schwerer Motor bei Vollgas heulenden Flammenwerfer. Jetzt ist es soweit! Der Ofen wird abgestochen. Funken fliegen, als ob 100 Feuerwerkskörper gleichzeitig explodiert wären. Da kommt schon der heiße Strahl, dünn wie Wasser, aus dem Ofen geschossen. Hier wird's jetzt ungemütlich, in der Nähe des Ofens steigt die Hitze, dort fällt sogar das Atmen schwer. Langsam füllt sich der Vorherd, auch dieser wird geöffnet. Der heiße Strahl schießt in den Transportkessel, wiederum von einem Funkenregen begleitet. Jetzt ist auch der Kessel voll, die auf dem Eisen schwimmende Schlacke brodelt aus der Zotte wie bei einem kleinen Vulkan.

Einer muß jetzt die Schlacke entfernen. Mit einer langen Eisenstange wird sie langsam, Stück für Stück, heruntergezogen. Eine Höllenarbeit, die Schlacke zieht sich wie Gummi, bleibt wieder am Rand kleben. Die Hitze trifft dabei voll den Körper des vor dem Kessel stehenden Arbeiters, sticht durch die dünne Kleidung, verbrennt das ungeschützte Gesicht, versengt, wenn er zu nahe herangeht, Augenbrauen und Wimpern. Aus allen Poren stürzt der Schweiß. Manche wechseln das Hemd zwei- oder dreimal am Tag, die meisten achten nicht darauf, lassen es am Körper kleben, bei dieser Hitze ist alles egal. „Fertig, ab geht's“, ruft einer. Ein kleiner Dieselzug wird vor den Kessel gespannt, zieht ihn über die Gleise, über die Drehscheiben, bei jeder sprühen die Funken aus der Zotte. „Eisen“, ruft der Fahrer, am Bestimmungsort angelangt. Der Former verläßt seine Maschine, hängt den Kessel an den bereitstehenden Kran. Auch er muß nochmal die sich ständig bildende Schlacke vom Kessel ziehen. Der von der Stirn fließende Schweiß brennt in den Augen, gräbt schmale, helle Furchen in das von Sand- und Graphitstaub schwarze Gesicht. Jetzt abgießen. Er muß

höllisch aufpassen, bei jedem Kasten fallen ein paar Tropfen auf den Betonfußboden. Von dort springen sie, durch die Kälte abgeschreckt, nochmals weiter. Springt einer in die Schuhe, gibt es einen wilden Tanz, bis der Schuh vom Fuß ist. Dann ist es aber bereits zu spät. Wieder wird eine Notiz ins Unfallbuch geschrieben: „Beim Abgießen Fuß verbrannt, Überweisung in das Städtische Krankenhaus.“ Nur manchmal, ... nicht daran denken, Schnell wird, mit einem verdreckten Handtuch, über Gesicht und Nacken abgewischt, weiter geht's.

Die Hände greifen wieder in den Sand, ziehen Hebel, drücken Knöpfe, heben Kästen, es gibt kein Ausruhen. Akkord! Wie eine unsichtbare Peitsche treibt er die Akkordarbeiter voran. In einer Welt aus kaltem Stahl, schwarzem Sand und heißem Eisen bringt Akkord Menschen dazu, wie Maschinen zu reagieren. Akkord bringt Geld, Geld ist alles: schöne Autos, Urlaub im Süden, große Wohnung, Waschmaschinen, neue Möbel, modische Fähnchen für die Frau. Geld ist Ansehen in dieser Gesellschaft. Leistungsgesellschaft! Es fördert den Leistungswillen bis zur Selbstzerstörung.

Akkord führt zu Eifersucht, Mißgunst und Neid. Akkord schafft Konkurrenz, wo keine ist, spaltet uns. Einigermaßen gut ausgedacht. Jedoch nicht ganz – da ist der Haß auf diese Art der Arbeit, da regen sich Gedanken, registrieren, wir sind alle in derselben Lage. Die Aufrechterhaltung und Verbesserung der Löhne, der Wunsch nach besseren Arbeitsbedingungen, dieses gemeinsame Interesse gegenüber dem Chef vereinigt uns in gemeinsamen Gedanken und Gesprächen. Ein Gefühl der Solidarität, neue Freundschaften entstehen hier.

Unter der Meisterbude steht eine Sechsergruppe, drei Arbeiter, der zuständige Meister, der Abteilungsleiter, dazu ein Refa-Mann. Dort geht es laut zu. „Das ist Betrug“, schreit Alois, „jedesmal, wenn ein Modell zur Änderung kommt, kürzt man uns die Vorgabezeiten, ohne daß sich formtechnisch am Modell etwas geändert hat!“

„Vorsicht“, meint der Abteilungsleiter, „Sie wollen doch der Arbeitsvorbereitung keinen Betrug unterstellen. Sie wissen doch, daß bei ‚uns‘ die Vorgabezeiten nach dem Refa-System, also streng wissenschaftlich, ermittelt werden!“ „Schöne Wissenschaft“, erregt sich Alois weiter, „kostet uns Jahr für Jahr auf diese hinterhältige Art mindestens 5 Prozent, die wir weniger haben oder mehr arbeiten müssen. Beim Abziehen sind die da oben schnell bei der Hand; mehr haben wir noch nie bekommen.“ „Immer nur Sie haben etwas zu meckern“, meint der Abteilungsleiter, „wenn es Ihnen nicht paßt, wenn Sie zu wenig verdienen, können Sie ja gehen.“ „Schwein“, denkt Alois; laut sagt er: „Könnte Ihnen so passen, ich bleibe hier und verlange mein Recht!“ Die beiden anderen schauen sich betreten an. Alois hat zwar Recht, aber wie ihn unterstützen, verdammt Zwickmühle. Der Streit dauert noch einige Zeit, endlich einigt man sich, den Betriebsrat einzuschalten. „Wird doch nicht viel nützen, die sind ja doch an dieses scheiß Betriebsverfassungsgesetz gebunden“, brummt Alois beim Weggehen. Schreien von allen Seiten, durch wilde Gesten untermaut: „Prima, Alois, denen hast du wieder mal die Wahrheit gesagt, war höchste Zeit, bei uns machen die es immer genauso.“

Schon treibt der Akkord sie weiter. Ab und zu kommt der Rhythmus ins Stocken. Brüllerei: „Eisen hierher, das Band ist voll.“ „Ich brauche Kerne, scheiß Organisation“, „Sand hierher, schon wieder ist der Bunker leer“, „Wo bleiben die Modellplatten?“, „Kästen ausleeren“, Krach mit dem Meister, wozu ist er eigentlich da? Selbst das Arbeitsmaterial haben wir heute vom Magazin geholt.

Wir dürfen alleine wühlen, bei Unfällen alleine leiden, dürfen bei Krisen das Risiko des Arbeitsplatzverlustes alleine tragen, dürfen auch mit organisieren, mitbestimmen dürfen wir nicht. Bestimmen darf nur einer, der Chef: Mittvierziger, immer salopp gekleidet, nach außen, bei besonderen Anlässen wenigstens, immer den wohlwollenden Patriarchen mimend, trägt ab und zu auch einige Töne zum Klang des Orchesters bei. Er besitzt einige Millionen, zwei Betriebe, zwei Villen, oder mehr? Einen VW, einen Citroën, einen BMW 2000, einen Porsche und einen Armeejeep für die in der Nähe gepachtete Jagd. In seiner „Freizeit“ – mindestens sieben Monate im Jahr – jagt er in aller Herren Länder das dort vorkommende Großwild; oder den Marlon in Hemingways Fischgründen. Ist er jedoch anwesend, alles zusammengerechnet vielleicht vier oder fünf Monate im Jahr, aber auch dann nur für ein paar Stunden täglich, muß er die erste Geige spielen. Er kann das – als Erbe hat er's früh gelernt, auch seine Söhne lernen's wieder. Er geht dann durch „seinen“ Betrieb, schnauzt Arbeiter, manchmal Meister an, putzt sie vor allen Augen laut tönend herunter. Bei besonderen Anlässen wie Betriebsausflügen, Weihnachtsfeiern oder Jubiläen, gefällt er sich darin, feierlich lustige Reden zu halten, in denen Freunde, Mitarbeiter, in einem Boot sitzen, an einem Strick ziehen und Zusammenarbeit des öfteren vorkommen, um dann bald zu verschwinden. Bei traurigen Anlässen, wie Krankheit und Tod eines „Mitarbeiters“, darf der Betriebsratsvorsitzende Besuche machen und Reden halten. Spricht der Betriebsrat den Chef wegen mehr Weihnachtsgeld an, verweist er an seine „Herren Direktoren“, drei an der Zahl. Diese erklären, daß erstens kein Geld da sei und zweitens dies nur vom Chef selbst entschieden werden könne. Dieser ist inzwischen, nachdem jeder in der Befehlshierarchie wieder weiß, wer der Chef ist, über alle Berge. Prima Regelung für ihn; für die Arbeiter natürlich nicht. Auch ohne ihn würde es hier gut laufen, das haben inzwischen viele erkannt.

Maschinendonder, Schmerzenslauten, Preßluftpfeifen, Arbeiter- und Chefgeschrei, Kränerrollen, Bänderpfeifen. –

In der Halle mischen sich alle Töne wie in einem großen Orchester, keine Melodie kennend, vielseitig klangvoll-klanglos, mit und ohne Rhythmus. Alles vereint sich, bohrt in den Ohren als an- und abschwellendes Brausen. Acht Stunden am Tag. Nach acht Stunden ertönt erneut die Sirene. Müde Arbeiter kommen aus der Halle, verschwitzt, mit brennenden Füßen und Fingern, mit schwarzen Händen und Gesichtern. Wir hören nicht gleichzeitig auf, nicht wie wir am Morgen begannen. Viele bleiben länger, machen Überstunden, ruinieren ihre Gesundheit ganz.

Der Großteil jedoch geht zum Waschraum, still, zu müde, ein Gespräch zu führen oder gar Witze zu reißen. Die Hemden, schweißnaß, sind kaum mehr vom Körper zu ziehen, Sand rieselt aus allen Taschen und Falten. Vor den Spinden der Maschinenformer kleine Häufchen Sand, dort haben sie ihre Schuhe ausgeleert.

Ein starker Schweißgeruch durchdringt alles. Wir riechen's nicht, unsere Nasen sind von einer Mischung aus Schleim und Staub zugestopft. Nackt stehen wir unter der Dusche, Dreck wird aus der Nase geblasen und aus dem Halse gegurgelt. Mit weggeschwimmendem, schweißvermischt Staub und Sand kommt langsam wieder das ursprüngliche Weiß der Gesichter zum Vorschein. Die Lungen lassen sich nicht waschen, dort bleibt der Staub hängen, jeden Tag ein wenig mehr. Er bleibt für den Rest des Lebens.

Nach langem Schweigen die ersten Töne, Gespräche kommen wieder in Gang. Wir reden über Fußball, Weiber, erzählen zottige Witze...

Mathilde Lippert Metallarbeiter

Wind angelt sich Sonntagnachmittage,
läßt sie um die Stromdrähte tanzen, zwischen
den Telefonmasten schlingern,
klatscht sie gegen die Kanten des
Hauses. Überall
diese Stacheldrahtweidezaunverbindungen
mit den Pfahlpunkten
schmerzlich ist das
Zusehgefühle wenn blankgeputzte Autos
in immer grelleren Farben vorbeirauschen
so abgesteckt, so gescheitelt
das Sonntagsgesicht wie ein Schild
vor sich hertragend;
der Mechaniker so befremdend in einer
Besch-Braunen-Frau-Kind-Kombination,
sonst sehe ich ihn immer nur im Monteuranzug.

Die ganze Woche das Warten auf den
Sonntag, geht er
rechts drei Kinder, links drei Kinder.
Seine Frau hat sich schön gemacht.
Einmal sah ich sie, bevor ihr Mann
nach Hause kam, abends,
Lippenrot hatte sie aufgelegt, Waschbeton
Wege schritt sie, vor ihr drei Kinder, hinter
ihr drei Kinder, die Augenbrauen hatte sie sorgfältig
gezupft, freundlich ausgeglichen gab sie
Auskunft. Neben dem Eingang ins Haus
Polyantharosen, aufgereihte, im Haus
modisch abwaschbare Tapete.

Jeden Morgen verabschiedet sich ihr Mann
um halb acht und nimmt drei der Kinder mit
zur Schule. Mit den Kleineren verbringt sie
den Tag und mit Hausarbeit. Ihre Rufe sind
freundlich, nachsichtig korrigiert sie
die Kinder. Ihr Vorgarten ist übersichtlich
dort wuchert keine Kapuzinerkresse, doch
eine Mädelchenkiefer steht da solitär.

Das Wassergeld soll erhöht werden, auf das
Doppelte. Die Wasserquellen des Dorfes
sollen eingemeindet werden in die Stadt.

Bisher hatten die Dorfbewohner fünfzig Pfennig
gezahlt, es hatte gereicht, um die Wasserleitung
instand zu halten, mehr noch, der Gemeinderat
konnte mit dem Überschuß den Bau neuer Leitungen
beschließen.

Der Amtsbürgermeister hatte immer wieder beschwichtigt:
Er sorge dafür, daß keine Teuerung eintrete, obwohl
er doch das Gesetz kannte:
Grundwasser ist kein Privateigentum.

Der Monteur ist genau wie die andern
Menschen des Dorfes empört, machtlos,
ohnmächtig der Teuerung ausgesetzt. Wasser
braucht jeder.

Die Auflehnung geht in Wut über, schlägt Wogen.
Der Amtsbürgermeister will den Monteur
verklagen, weil der zu ihm sagte: „Sie haben uns
belogen und betrogen.“

Es wird nicht gut für jenen aussehen, der Betrug
kann nicht nachgewiesen, die Lüge wohl, aber,
die Rechtsprechung in diesem Land ist arg
kompliziert.

Das Wassergeld wird erhöht. Der Verdienst des
Monteurs bleibt gleich.

Er wird weiter jeden Morgen sich von seiner
Frau verabschiedend mit den drei Kindern
wegfahren. Die Frau wird sich mit Hausarbeit
und den Kleinkindern beschäftigen.

Im Urlaub werden sie zusammen die Küche und das
Wohnzimmer neu tapezieren, und sicher auch einmal
mit den Kindern Eis essen gehn, er in der
braun-beschen Kombination, sie schön
mit Lippenrot.

Abends werden sie sich wie immer über
Robert Lemke hinweg die Bierflasche reichen.
Die Kinder werden bald größer, die Teuerungen
nehmen zu. Vielleicht könnte sie dann die
Putzfrauenstelle in der Kirche übernehmen. Dann
könnte sie jeden Morgen mit ihrem Mann wegfahren
wenn er zu seiner Werkstatt fährt, in der frontal
zur Eingangstür eine Blondine hängt,
metallpaillettenbekleidet,
daneben die Worte:

EIN VERSPRECHEN IN STAHL.

Imme Rupprecht Unsere Dienstherren

Neulich war wieder Personalversammlung. Das bedeutet eineinviertel Stunden mit dem Bus hin, eineinviertel Stunden zurück, dazwischen 5 bis 6 Stunden Anträge und Resolutionen.

Als ich zur Schule kam, war der Bus schon weg. Dachte ich. Ich eilte ins Lehrerzimmer – das bei uns euphoristisch Clubraum heißt. Da stand das klägliche Häufchen Kollegen herum, die ebenfalls den Bus benutzen wollten. Also war er noch gar nicht da gewesen. Ich beging meinen zweiten Fehler. Anstatt mich schnell in irgendeinen Fachstützpunkt zu verkriechen, anstatt mich einzumümmeln und dünnzemachen, ging ich nur eben in die Druckerei, jagte einen Arbeitsbogen durch die Rank-Xerox und war rechtzeitig wieder zur Stelle. Der Bus wurde freudig begrüßt. Und dünn besiedelt.

Ich fand mich auf einem der hinteren Plätze und rieb mir endlich die Augen. Mein Gott, wie blöd kann man sein. Was hatte ich hier zu suchen. Anstatt mich in meinem Bett zu räkeln – aus dem ich mich nie hätte erheben sollen, das war mein erster Fehler –, anstatt später gemütlich am Frühstückstisch herumzugammeln und noch später mich spazierenderweise und schließlich am Schreibtisch fit für den Unterricht von morgen zu machen – anstatt mich also körperlich und seelisch und hirnlich zu pflegen: saß ich in diesem fast leeren Bus und verprägte meine Zeit mit Personalratsversammlungen. Es war unfaßbar. Minutenlang verspürte ich den intensiven und verzweifelten Wunsch, nach vorne zu gehn, den Bus anzuhalten und die ständig wachsende Zahl von Kilometern wieder zurückzulaufen in der sonnigen Morgenluft.

Da war es fast eine Erleichterung, als es zu spät war. Rückkehr unmöglich. Die Personalversammlung hat mich wieder.

Während der Fahrt kamen wir ins Reden, vor allem über die letzte Lehrerkonferenz, die uns als „Dienstbesprechung“ serviert worden war. Da hatte die eine Kollegin unserm Frust mal so locker rundum Ausdruck gegeben: überfüllte Klassen, zu viel kaputte Schüler, verlogenes pädagogisches Konzept. Und dann war sie richtig rabiat geworden: Zweidrittellehrer, Berufsverbot, Kalkar-Nachwirkungen: eben die immer härtere Disziplinierung von Lehrern und Schülern, die Bespitzelung der Lehrer durch die Schüler, die Gängelung der Lehrer durch Schulleitung und vorgesetzte Behörde. „Ich wehre mich dagegen, hier wie ein mickriges Würstchen behandelt zu werden, das verformt werden kann, wie es gerade gefällt. Ich hocke zwar auf der untersten Sprosse der Beamtenhierarchie, aber ich bin nicht einverstanden, wenn man von daher auf Würstchenqualitäten bei mir schließt. Oder bei euch. Und mickrig sind wir schon gar nicht.“ Heftiger Beifall.

Das mit dem „mickrig“ bzw. „nicht-mickrig“ bekatschte ich zwar auch, aber gewissermaßen mit gebrochenen Händen. Der emotionale Gehalt des Wortes stimmte nicht, wir hatten ein paar ganz schön dolle Typen an der Schule – in meinen besten Stimmungen war sogar mein eigenes Lebensgefühl ziemlich doll. Aber sachlich war der Protest falsch, das konnte nicht weggeklatscht werden: Wir waren bedeutungslos. Darauf lief es hinaus.

Du kannst keine Gesamtschule als Idylle auf der grünen Wiese inszenieren, wenn ringsum die Leute aufeinanderlosgehn vor Raffgier. Profit zählt, Gewinnen zählt, die Kasse muß stimmen. Alles andere ist Kinderei. 10 oder 15 Jahre schaffst du es zu sagen: Das kann doch kein Mensch ernsthaft wollen, daß so viele Kinder in einer Klasse sind. Du belächelst sogar jeden, der eine andere Auffassung vertritt. Aber irgendwann dämmert es auch dir: Da steckt System dahinter. Wenn alle unsinnigen Zwänge fortfielen, wenn wir die Schüler tatsächlich partnerschaftlich mitbestimmen lassen könnten in kleinen und kleinsten Gruppen, wenn sie Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung tatsächlich geübt hätten und nach Hause trügen, 5 und 6 und 9 Jahre lang – sie wären nahezu unzerstörbar. Die Welt wäre geändert. Ich habe einen Traum. Ich träumte ihn zum Fenster hinaus, allerdings waren Wolken aufgezogen. Wir fuhren schon in die Stadt hinein. Gleich war auch die Schule da. Wir stiegen aus.

Ich weiß nicht, wie es anderen auf solchen Riesenversammlungen geht. Wir waren etwa 500 Gesamtschullehrerinnen und -lehrer. Ungefähr ein halbes Tausend. Vor allem nach Busfahrten erfaßt mich beim Anblick solcher Massen zuerst einmal ein heftiger Gähnkrampf. Mir standen die Augen voller Wasser, und ich tastete nahezu blind nach einem Sitz. Ah ja, mein Nachbar brachte mir glücklicherweise alle Anträge mit, und Dorothee war aufmunternd in jeder Hinsicht: Sie spendierte mir einen Pappbecherkaffee. Sofort fand ich die Sache erträglicher. Es fing an.

Wir waren in diesem hörsaalähnlichen Raum aufgestapelt bis oben hin. In der untersten Reihe saß der Präsident mit zwei Sachbearbeitern. Bei der letzten Personalversammlung war er nicht erschienen, gegen jedes Recht, mit einer windigen Entschuldigung. Unser Dienstherr. Unten saßen die Personalräte hinter einer langen Tischreihe, gut ausgeleuchtet, wie in einer Halbarena.

Es ging tatsächlich los.

Die Reihenfolge der Anträge wurde durchbrochen, eine besonders dringliche Stellungnahme sollte an den Anfang.

Zwei Lehrer waren versetzt worden, mitten im Schuljahr, von Freitag auf Montag, ohne vorzeigbare Begründung, trotz massiver Eltern- und Schülerunterstützung. Es war nicht zu fassen. Wir sprachen von Nacht-und-Nebel-Aktion, regten uns auf, der Personalrat war mit der Sache auch nicht befaßt worden, d. h., ihm war telefonisch mitgeteilt worden, daß, aber nicht warum, geschweige denn, daß seine Zustimmung eingeholt worden wäre. Der Personalrat erteilte eine Rüge. Wir schimpften. Der Präsident stand auf.

Bald wurde klar, daß mit oder ohne Mikrofon bei ihm nur die Hälfte zu verstehen war. Dabei artikulierte er sehr korrekt, aber eben pausenlos und immer im gleichen Tonfall. Ich horchte mir fast die Ohren ab. Und mußte froh sein, daß er so viel von zwei- und dreifacher Wiederholung hielt.

So verwies er wieder und wieder darauf, daß dem Personalrat gegenüber alles korrekt gehandhabt worden sei. Das Telefongespräch spielte eine große Rolle bei ihm und eine noch größere die Zukunft: daß dem Personalrat alle präsidialen Gründe für die Versetzung innerhalb der kürzesten Frist mitgeteilt werden würden. Und daß der Personalrat dann sicherlich Verständnis für die Maßnahme zeigen würde. Das war kühn. Daß er leider die Versammlung nicht informieren dürfe, da der Präsident der PV gegenüber nicht rechenschaftspflichtig sei. Er setzte sich.

Der Vorsitzende des Personalrats konterte wortgewandt, sachlich richtig und taktisch

souverän. Er strahlte förmlich, weil er im Recht war, das Telefongespräch war bei einer Sekretärin gelandet, dem Personalrat war keine Chance gegeben worden. Das Männchen – ich habe vergessen zu sagen, daß der Präsident eher klein und gedrungen wirkte, eher wie ein überkorrekter Nußknackertyp, den man aufziehen konnte, und dann schoß er hoch, wie jetzt zur Gegenrede, und fing wieder an, viel zu schnell und monoton und überartikulierend und doch sich verhaspelnd zu reden. Und die Rede begleitete er mit abgezirkelter Gestik: er stach immer wieder an der gleichen Stelle in die Luft, mechanisch und wie aufgezogen, so daß sein Arm auf und nieder ging, auf und nieder.

Es war beschämend. Es war lächerlich. Es war mitleiderregend.

Bei uns ging das Feixen um wie in aufmüpfigen Schulklassen. Immer wieder stieg glücksendes Lachen auf aus wechselnden Ecken und wurde schleunigst unterdrückt. Es war so ein netter Schlagabtausch, wir waren überzeugend im Recht, und unsere Personalräte wirkten so souverän. Natürlich würden sie keinen Erfolg haben. Aber dennoch. Und natürlich würde unsere schöne Resolution keinen Erfolg haben. Aber dennoch und erst recht. Wir änderten so viel an ihr, daß sie am Schluß noch schöner war. Zumaldest bunter, wenn auch ohne Aussicht auf Erfolg. In mir fing es plötzlich an zu arbeiten. Mein Kopf brannte, das war immer ein ungutes Vorzeichen.

Auf der einen Seite das Männchen. Auf der anderen unsere riesige 500-Mann/Frau-Versammlung. War es wichtig, daß wir es zum Teil schafften, uns individuell doll vorzukommen, wenn wir gleichzeitig als Kollektiv einen Status mickrigster Bedeutungslosigkeit innehatten, wenn wir gemeinsam nicht mehr waren als ein Klub von Statisten – passiven und aktiven –, von Statisten für hilflose Papierkorbresolutionen. Ja, ja, ja, ich weiß schon, so schwarzweiß darf man nicht malen, wir erreichen zwischendurch wirklich eine Kleinigkeit. Aber was nützt schon das i-Tüpfelchen ohne den i-Strich – was nützt es, wenn in den Kollegien ein Anflug von Demokratie und Miteinander einzieht – ein Anflug! – und die vorgesetzte Behörde so streng hierarchisch gebaut ist wie eh und je.

(Was heißt überhaupt Demokratie, wenn Wirtschaft, Militär und Behörden und demokratisch aufgebaut sind. Was lügen wir uns da in die Tasche.)

Dieses Männchen, dieses ausgetrocknete Nußknackermännchen ohne Sinnlichkeit und Phantasie und Neugier und Engagement, ohne die Fähigkeit, flexibel zu sein und sich etwa gar auf Kinder einzustellen – er wäre an jeder Gesamtschule grausam untergegangen. Absolut und binnen kürzestem. Nur mußte er ja gar nicht in die Klassenzimmer, im Gegenteil, er hatte frei nach dem Parkinsonprinzip das Recht und vor allem die Macht, zu entscheiden, wer von uns hineindurfte. Unabhängig von unserer Sinnlichkeit, unserer Phantasie, unserer Neugier und unserem Engagement.

Und diesmal hatte er – im Einvernehmen mit seinen Sachbearbeitern und sicherlich auch ohne Einspruch der örtlichen Schulleitung oder der drei Parteien im Stadtrat – diesmal hatte er entschieden, daß die zwei Kollegen zuviel Unruhe brachten. Wo kämen wir hin, wo käme insbesondere so ein Nußknackermännchen hin, wenn sich die Welt ändern würde. Keine Sorge, sie tut es nicht. Also sollten die beiden – ein Mann und eine Frau – an zwei weitentfernte Schulen, 110 bzw. 120 km weg, von Freitag auf Montag, obwohl beide eheähnliche Verhältnisse hatten, was allerdings eher gegen sie sprach. Die betroffene Kollegin hatte zwei Kinder, ein Jahr und zweieinhalb Jahre.

An dem Punkt fand ich mich so von Gefühlen besetzt, daß ich meinen Beitrag wieder zurückzog. Wo kämen wir hin, wenn wir auf Kinder Rücksicht nehmen würden. Andererseits: Wo kommen wir hin, wenn wir die Bitterkeit in uns wachsen lassen und es nicht schaffen, das Bild unserer Herrschenden aus unserem Gedächtnis zu kratzen: Wie sie dastehen, männchenhaft, nußknackermännchenhaft, mit abgezirkelten toten Bewegungen.

Wie können wir zulassen, daß sie über uns herrschen. So oder so.

Wie können wir zulassen, daß wir beherrscht sind.

Ursula Eisenberg

Arme Eltern

Zeit

haben wir nicht;
du mußt dich schon
alleine beschäftigen.

Platz

haben wir nicht;
du mußt schon
woanders hingehen,

Nerven

haben wir;
du mußt schon
die Klappe halten,
aber

Gummibärchen
kannst du haben,
soviel du willst.

Stell dir vor,
wir hatten früher
noch nicht mal Kartoffeln!

Ist das nicht schrecklich?

Rainer W. Campmann Oma Blumenbeckers jähes Verschwinden

Sie soll noch den Nowaks die Zeitung vor die Tür gelegt haben
„Machte die doch jeden Morgen“
Sie soll noch HEINO gehört haben
„Drehte die doch immer auf bis hinten hin“
Sie soll noch die Treppe gewischt haben
„Machte die doch immer freitags“
Sie soll noch Reibekuchen gebacken haben
„Roch so gut im Flur“

Sie soll gegen Mittag abgeholt worden sein
von einem Weißkittel und ihrem Sohn
„Nur weil der sich nicht mehr kümmern wollte“
Man soll im Treppenhaus einen Schuh gefunden haben
und ihre braune Strickjacke
„Hat sich bestimmt gewehrt“

Sie soll wenige Tage später im Altersheim
gestorben sein an Lungenentzündung
„Alten Baum soll man eben nicht“

Heute soll der Hausmeister an alle Türen geklopft haben
um für einen Kranz zu sammeln

Ich soll mich ebenfalls inkonsequent verhalten
und 10 DM gegeben haben

was ich hiermit energisch bestreite

Jens Birkmeyer Kleinbürgerelegie

Morgens bewundert er
den Fleiß
der Arbeitenden.

Mittags denkt er nur
an sich.

Abends bedauert er
seine Fehler.

Annerose Walter harsch

seit die Mutter ihr gesicht verlor
lippenstift wimperntusche
unnötig wurden
seit sie ihre tochter désirée nennt
und tote ratten
im kinderwagen spazierenfährt
am helllichten tag
da sie aber den verlust
nicht angezeigt
und somit nur geringe
chancen bestehen
das abhandengekommene wiederzuerlangen
gehen nachmittags auf den dächern den
giebeln der kleinstadt
ameisen unbekleidet
junge leute provozierend
die geheime wiederbewaffnung der
bürgerwehren
in ungesundem klima
agonisieren auch statuen
tragen kinder blaue stellen
bezeugend elterliche gewalt
an besonders kleidsamen stellen
los olvidados
einige blumen sollen
beratschlagt haben
ob die zeit gekommen trauer anzulegen
anlässlich deutschen herbsts

Gisela Klesen april

osterglocken wiegen streng duftend
das haupt
narzissen stehen strotzend
in plötzlicher kälte
sterne glimmen wie tand
der mond verschwimmt in
seinem eigenen dunst
glockengeläut besiegelt den
tod eines selbstmörders

„Ich wollte die
Welt wäre kalt
und starr
und jedes Ding
an seinem letzten
Platz“
und morgen probe
ich in einer Spielhalle
den Overkill

Hedi Robitzsch-Klee
Frankfurt, im Westend und anderswo

Die Luft vor den Fenstern
der Wohnung, die ich gemietet habe
gehört
bei Westwind
den Farbwerken Hoechst AG.

Die Aussicht aus den Mansardenfenstern
meiner Mietwohnung
gehört
der Deutschen Bank
dem Henninger Turm
der Neckura-Versicherung
dem Selmi-Hochhaus
und den gelborangefarbenen Dunstschwaden
der Farbwerke drüben im Westen.
Der Lärm auf der Straße vor dem Haus
in dem ich eine Mietwohnung habe
gehört
den Straßenbahnen
dem Berufsverkehr der Autopendler
in die Innenstadt
und einem Bürohausneubau
an dem Tag und Nacht gearbeitet wird.

Die drei Zimmer mit Küche
ohne Bad
der von mir gemieteten Wohnung
gehören
dem neuen Hausbesitzer seit gestern
um 25 Prozent mehr.

Wie ich am offenen Fenster
nach Luft schnappe
hinausschau
nach Westen und auf den Lärm
höre
glaubt meine Wut
noch nicht, daß diese Wohnung
und die Luft vor den Fenstern
(die dann zum Atmen sein wird)
und die Aussicht nach Westen
und die Geräusche der Straße
(auf der dann Kinder Fußball spielen)
doch einmal mir und uns gehören.

Klaus-Peter Wolf
Drei Bilder vom Widerstand der Kirschen gegen den Frost

Erstes Bild (verschwommen)
Schnee siegt auf dem Schlachtfeld der Farben
läßt kaum Erinnerungen aufkommen
an die Zeit der süßen Kirschen
bedeckt die bunte Pracht.

Zweites Bild (tiefenscharf)
Unter dem Schnee kämpfen Blüten
Kirschblüten – weiß – getarnt – unerkannt
gegen den Frost.

Drittes Bild (couleur)
Sonne schmilzt den Schnee.
Wärme vertreibt den Frost.
Die Kirschblüten bekennen Farbe.
Die süße Zeit der frischen Früchte bricht an.

Peter Schütt
Welcome to wild wonderful Westvirginia

stand über unserem Bett.
Das Bett stand
im Elk-Motel in Elk-Town
am Elk-River im Elk-Valley
im Schatten der Elk-Mountains.

Und wir waren wirklich
in Westvirginia.
Die Landschaft war ganz westvirginisch.
Die Speisekarte war ganz westvirginisch.
Das Fernsehprogramm war ganz westvirginisch.

Das Bett war weich
und warm und westvirginisch,
der Sheriff war fidel,
als er uns ein Strafmandat brachte,
und die Preise waren gesalzen
in Westvirginia.

Peter Schnetz Teheran

In Koranmelodien die Straßenhändler. Im Herbst
das Geschrei von Hitze entwöhnten, schlachtreifen
Hähnen in den steinernen Wohnfabrikhöfen.
Ich werde täglich übers Ohr gehauen.
Schon lange und offen betrügen die Herrschenden das Volk.
Die Blechlawine hupender Autopest in der Eisenhower
Avenue. Frauen in amerikanischen Jeans und Schleieren
im schwarzen Einheitslook.
Ich begegne täglich gewerbsmäßigen Bettlern.
Schon lange und offen ist der Müßiggang der Herrschenden.
In den Paradiesgärten des Nordens die entsandten
Entwicklungshelfer mit ihren Sündengehältern. Sie
feilschen mit den Dienern um einen Hungerlohn.
Ich höre sie täglich über Demokratie diskutieren.
Schon lange und offen wechselt der Kolonialismus seine Maske,
Von der Staatskanzlei bis in jedes Zelt die Bildchen
vom Schahinschah, Farah, dem Kronprinzen und dem
letzten Propheten Mohammed. Die ersticken Schreie
ihrer Gegner im unterirdischen Bunker von Amirabad
legen Zeugnis ab.
Ich spüre täglich den Anachronismus der Geschichte.
Schon lange und offen ist das Ende nur eine Frage der Zeit.

(Manuskripteingang 29. 5. 1978)

Klaus-Peter Wolf Familienleben

das ist
wenn Papa und Mama
abends vor dem Fernseher
keinen Streit bekommen.

Hans van Ooyen Umschiffung des Kap durch Bartholomeo Diaz 1488

Die gierigen Handelsgesellschaften der christlichen Welt führten Krieg
gegeneinander.
Zu ihrem Profit durchpflügten gewinnsüchtige Abenteurer die Meere.
Gnadenlos war der Kampf um den Reichtum der heidnischen Völker.
Die Kommandeure erhielten Gold und Orden in Überfluss.
Der Mannschaft blieb: der Hunger, der Durst, die Peitsche, der Tod.
Die Aktionäre der portugiesischen Handelsgesellschaften hießen ihren König
Sorge zu tragen um die schnelle Erkundung des Seeweges
Zu den unermeßlichen Schätzen des hungernden indischen Volkes
Zur Verbilligung der Transportkosten – also zur Mehrung des Profits.
Gesandt wurde Bartholomeo Diaz, den Auftrag zu erfüllen.
Hunger und Durst, Skorbut und Cholera, Sturm und Peitsche.
Bartholomeo Diaz, der Portugiese, findet den Seeweg nach Indien.
Die Führer der Meuterei erschlagen, den Fischen ein Fraß.
Kap der Stürme – wer zählt die Leiden der Matrosen?
Kap der guten Hoffnung – die Hoffnungen der Sklavenhalter werden erfüllt.

Zu ihrem Profit

Aus Peru holten sie sich das Gold.
Aus Chile holten sie sich das Silber.
Aus Brasilien holten sie sich das Gummi.
Aus Indien holten sie sich die Gewürze.
Aus China holten sie sich die Seide...

Was aber holten sie sich aus Afrika?
Aus Afrika holten sie: die Sklaven.

Frauke König Dem Winter entfliehen

*Pedro gewidmet, dem Brasilianer,
dem unsere winterliche Kälte
das Lachen von den Wangen riß.*

Wir nahmen uns eine
der vielen Wolken,
die den Himmel befuhren
und vor Mittag noch
im Spanien unserer Träume
anlangen wollten,
die gehetzt wurden
vom Wind des Herbstes,
gleich den gelben Blättern,
die eben grad sich
rostrot zu färben begannen,
als er sie vom Baume riß.

Nie hat man uns
die Zeit gelassen,
noch nahmen wir sie uns,
um ganz deutlich
in den Himmel zu sehen,
dorthin, wo die Vögel
gen Mekka fliegen,
weiter noch, und ewig wieder,
in solcher Vielzahl,
daß kaum einer übrigbleibt,
um den Winter mit Gesang
zu verzaubern,
uns zurücklassend,
wo wir frieren.

Doch nun flogen wir
mitsamt unseren Wünschen
in eine Welt voll Sonne,
landeten auf einer Insel
aus wundersamen Blüten,
deren Ufer nie an das Reich
der Nacht grenzen,
wo jeder Sonnenstrahl
uns einzeln begrüßte,
es auch nicht vergaß,
uns eine gute Zeit zu wünschen,
allen zu essen gab,
niemanden ohne Wasser ließ,
die Zeit zum Stehen brachte,
auf daß eine Ewigkeit
mit uns das Brot teile.

Michael Springer Was morgen geschah

„Haben Sie sich gut erholt, mein lieber Wetter“, sprach Ingarden und klopfte ihm auf die Schulter. „Kommen Sie gleich mit, wir zeigen Ihnen, was in Ihrer Abwesenheit ausgebrütet worden ist.“ Wortspiele mit „Brüten“ nehmen überhand, dachte Wetter und betrachtete Ingarden, während sie auf dem Gang inmitten einer kleinen Gruppe warteten. Ingarden hatte sich neu eingekleidet. Anstelle seines speckigen Friedhofsanzuges trug er distinguiertes englisches Schneiderhandwerk und gräßliche weinrote Schuhe. Sogar die Frisur war verwandelt. Statt des Vorkriegsscheitels hatte ihm ein Haarkünstler eine jungenhafte Tolle aufgeschwatzt. Über Ingardens trüber Fresse sah sie wie eine Narrenkappe aus. Kein Zweifel, nicht der sein Äußeres vernachlässigte Naturforscher war nun Ingardens Leitbild, sondern der flotte Autohändler. Ungeduldig reckte er den Kopf über die versammelten Köpfe. „Immer wenn man Lehnau braucht...“ Er lächelte so unerwartet und schrecklich, daß Wetter zusammenfuhr. „Na, mein Lieber“, flötete er, es mußte für ihn ein großer Tag sein, „was machen die Rechnungen? Alles klar im Kühlsystem? Sie sollen gleich ein paar Worte sagen, Sie sind ein wichtiger Mann geworden!“

Wetter erbleichte. „Darüber wollte ich gerade mit Ihnen reden“, sagte er aus dem Mundwinkel, denn ein Jüngling mit tragbarem Bandgerät strich um die Gruppe herum und stach unschlüssig mit seinem obszön geschwollenen Mikrofon in die Luft. „Selbstverständlich“, versicherte Ingarden, wie stets, wenn er nicht zuhören wollte, und hielt nach Lehnau Ausschau. „Es kommt zu Turbulenzen und Resonanzen“, flüsterte Wetter beschwörend. „So?“ machte Ingarden abwesend, „Ah, da ist Lehnau endlich.“ Er sprang in die Luft, um sich bemerkbar zu machen, und landete ungeschickt auf dem hellgrauen Kunststoffboden. „Auauau!“ jaulte er, „auch das noch! Lehnau! Hierher! Mein Knöchel! Was haben Sie gesagt?“ – „Die Heliumströmung im Kühlkreislauf kann jederzeit instabil werden“, sagte Wetter dem Chef ins Ohr, er mußte sich bücken, denn Ingarden rieb sich den Knöchel, „Das Gas kommt in Schwingung, die Rohre schwingen mit, und alles fliegt auseinander.“

Ingarden fuhr in die Höhe und brüllte im Flüsterton: „Was für ein Unsinn! Ihr Theoretiker macht einen krank!“ Er rieb sich sein graues Gesicht und zerstörte die neue Frisur, indem er nach alter Gewohnheit die Haare nach hinten strich. Lehnau drängte sich durch die im Gang zusammengepreßte Gruppe. „Endlich!“ sagte Ingarden, als wäre Wetter die Nacht und Lehnau der Sonnenaufgang, „Jetzt aber los! – Und sie, Wetter, wenn Sie einer fragt: Kein Wort von diesem Gruselmärchen. Das müssen wir uns in aller Ruhe genauer ansehen.“

„Was gibt's denn?“ fragte Lehnau und blickte Wetter freundschaftlich auf den Mund. „Später, später“, drängte Ingarden und brüllte: „So, bitte, meine Herren“ – „Und Damen!“ krähte ein Witzbold aus der Gruppe. – „Gewiß, meine Damen, hier ist es zu eng, darum bewegen wir uns zunächst zu den Aufzügen, und dann erkärt uns Herr Doktor Lehnau, wie es weitergeht. Bitte schön!“

Murmelnd und schubsend kollerte der bunte Haufen durch den Gang. Lehnau blieb

neben Wetter und musterte ihn verstohlen. „Mach keinen Unsinn, Wetter“, sagte er dringend, „nicht jetzt!“

Wetter überblickte die Gruppe, lauter Unbekannte: „Was ist das hier überhaupt?“ – „Das ist die erste offizielle Begehung des Brütergeländes. Wir mussten uns beeilen. Vor der Demonstration müssen vollendete Tatsachen geschaffen sein. Darum bitte, mach keinen Unsinn!“ – „Ich mache keinen Unsinn, aber wenn stimmt, was ich herausgefunden habe, dann wird es noch ein paar Monate dauern, bis wir erst einmal alle Pläne geändert haben.“

„Ausgeschlossen“, lachte Lehnau, „die Pläne werden nicht geändert, und weißt du, warum? Weil der Brüter längst fix und fertig ist! Er wird hier nur noch zusammengebaut. Die Entwicklung ist seit einem Jahr abgeschlossen.“

Wetter war sprachlos. „Ja“, lächelte Lehnau, „die Kernkraft-Union ist fix. Wir legen das Ei, ihr brütet es aus. Du bist nur ein Vogel, der sich draufsetzen soll, ohne lange zu gucken.“ – „Und du bist der Kuckuck?“ – „Einer von vielen. Jedenfalls brauchst du nicht den Computer mit Kontrollrechnungen zu strapazieren, spar die Zeit. Es ist alles schon x-mal durchgerechnet. Es wird klappen, glaub mir.“

Sie standen am Ende des Ganges. Hier war die Wand durchbrochen worden. Man hatte einen Aufzugschacht angebaut. Wetter deutete stumm auf das Aluminium, über das in verkrümmten Linien sein Spiegelbild zuckte. Lehnau nickte: „Alles neu. Unterirdische Verbindung zum Brütertrakt. Am anderen Ende liegen wunderschöne Arbeitsräume für euch.“

„Danke, Lehnau, vielen Dank“, sagte Wetter und verbeugte sich tief. Ein Mann und eine Frau, die mit ihnen in der silbrigen Kabine abwärts fuhren, blickten erstaunt auf. Lehnau lachte gutmütig. Lautlos glitten die Türen zur Seite.

„Wir kommen zur ersten Schleuse“, sagte er, „Sicherheit wird bei uns groß geschrieben.“ – „Toll“, flüsterte der Mann, und die Frau fragte: „Müssen wir in einen Raumanzug steigen? Gestern war im Fernsehen so ein Bericht...“ – „Sie werden sehen, unsere Schutzkleidung ist sehr bequem. Sie wird Ihnen stehen!“ sagte Lehnau und lachte unwiderstehlich. Mit einer Hand öffnete er einen Knopf an seinem tadellosen Anzug, mit der anderen legte er eine blonde Strähne über dem Ohr zurecht. „Wenn Sie mir bitte folgen wollen. Ich werde alles erklären.“

Er fühlte, wie sein Gewicht zunahm und ihm in die Kniekehlen fuhr: Die Liftkabine bremste. Sanft glitt die Tür zur Seite und gab einen gelben fensterlosen Gang frei. Lehnau übernahm die Führung, das Besucherpaar folgte, Wetter machte den mißmütigen Schluß. Lehnau klopfte mit dem Knöchel gegen die Wand und erklärte, der Gang sei durch eine vierfache Haut gegen Explosionen und Erdbeben geschützt. „Jetzt wird es etwas ungemütlich“, sagte er, „wir müssen hier Schutzkleidung anlegen, nur pro forma, da der Brüter noch nicht brütet. Es soll aber eine realistische Besichtigung werden, damit unser hoher Guest einen echten Eindruck mit nach Hause nimmt!“

Hoher Guest? überlegte Wetter. Kam schon die Regierungsspitze? So früh? Wie eilig es auf einmal alle hatten! Der Gang machte einen rechten Winkel. Sie standen vor einer kniehohen Schwelle, deren Kante mit schrägen schwarzen Strichen dick schraffiert war. Auf der anderen Seite drängten sich kichernd die Besucher. Sie waren mit den Füßen in blaue Kunststoffbeutel geschlüpft, die mit elastischem Verschluß um die Knöchel ein unformiges Schuhwerk bildeten. Darüber trugen sie weiße Mäntel und

Käppis wie Chirurgen. Ingarden stolperte umher und befestigte aufgeregt kleine Filmbehälter mit aufgedruckten Namen an den Aufschlägen. Wetter glaubte einen tiefen Atemzug zu hören, gefolgt von einem dumpfen Schlag, und wie von einer Pumpe abgesaugt verschwand die Menschentraube schnatternd um die Ecke.

Lehnau stieg elegant über die schraffierte Schwelle und verteilte aus einem Fach mit der Aufschrift „BESUCHER/SAUBER“ Plastikbeutel, die man über die Schuhe zu ziehen hatte. Er erläuterte, daß die Schutzkleidung auf dem Rückweg in den Behälter „KONTAM!“ mit dem dreistrahligem Signum der Radioaktivität geworfen würde, um später mit Geigerzählern geprüft und je nach der Schwere der Kontamination weggeworfen oder gereinigt zu werden.

„Aber“, begann die Frau, während sie auf einem Bein durch die Umkleidekammer hopste und einen Beutel über den Fuß zog. „Natürlich nicht einfach weggeworfen“, korrigierte Lehnau beflissen, „diese legere Ausdrucksweise besagt in unserer Sprache: in versiegelten Behältern an einem absolut sicheren Ort versenkt. Doch das wird bei dieser Anlage mit Sicherheit niemals nötig sein.“

Alle vier waren fertig und hatten von Lehnau die Filme mit den passenden Namen angesetzt bekommen. Nur auf Weters Film stand „Costello“.

„Costello ist nicht mehr dabei“, sagte Lehnau.

Sie stellten sich hinter Lehnau vor einem quadratischen Tor aus massivem Metall auf, das wie alles knallgelb gestrichen war. Er grüßte militärisch zu einer Ecke empor, wo die anderen ein kleines Kameraauge entdeckten. Als sich nichts rührte, sprach Lehnau zu einem schwarzen Punkt neben der Tür: „Wird's bald? Wir warten!“

„Okay, okay“, quäkte eine gereizte Stimme, „alles zu seiner Zeit. Der letzte Schub ist noch in der Schleuse.“ – „Dafür müßte man eine zeitsparendere Lösung finden“, bemerkte Lehnau zu Wetter und erklärte dann mit einer Wendung zu der Besucherin: „Wir werden gleich eine robuste Luftsleuse passieren, eine von vielen sich überlappenden Sicherheitsvorkehrungen. Sie wird elektrisch gesteuert, kann aber auch von Hand betrieben werden, denn sonst“ – er riß neckisch die Augen auf – „sonst blieben wir drin stecken, wenn einmal die Stromrechnung nicht bezahlt worden ist!“ Wetter schnaubte durch die Nase und verdrehte die Augen. Der Mann kicherte und stieß seine Frau an, die Lehnau beunruhigt zu mustern begann.

Wieder ertönte das tiefe Seufzen von vorhin. Wetter spürte einen warmen Hauch an der Stirn, als die Schleusentür aufging und dumpf rollend in der Wand verschwand. „Aha“, sagte er, „im Brüterbau herrscht leichter Unterdruck, damit der radioaktive Staub nicht hinausfliegt – so:“ Er atmete ein und hielt mit eingezogenen Lippen die Luft an. Der Mann nickte, Lehnau sah Wetter mißtrauisch an, die Frau aber sah von einem zum anderen und schien allmählich vor dieser Gesellschaft Angst zu bekommen.

Sie traten in die Schleusenkammer. Lehnau wies auf die große Kurbel hin, mit der sich im Notfall die Türen öffnen ließen. Sie mußten etwa eine Minute warten.

Stumm, mit niedergeschlagenen Augen standen die vier im Neonlicht, das auf den gelben Stahlwänden unangenehm spielte. Lehnau runzelte die Stirn und fixierte seine Füße. In den Schutzpantoffeln hatten sie viel von ihrer Eleganz eingebüßt. Wetter glaubte zu wissen, daß Lehnau gerade die Wahrscheinlichkeit abzuschätzen versuchte, ob er im Laufe der Besichtigung einen kleinen Skandal auslösen wollte. Das Paar lehnte an der Wand und war ernst geworden wie in einem steckengebliebenen Auf-

zug. Die umständlichen Vorsichtsmaßnahmen hatten ihnen den Spaß an der Besichtigung schon verdorben. Das Interessante an diesem Riesenapparat steckte hinter dicken Schichten von Absicherung und Routine, die den Reiz zerstörten. Immer mehr, dachte Wetter, erfährt man von den neuen Techniken aus Plänen und Beschreibungen, immer weniger aus Besichtigungen. So sehr muß der heiße Kern des Neuen gesichert werden, daß man an die Anlage nach ihrer Fertigstellung nur noch mit Fernseh- und Meßgeräten herankommt. Hier wird es nicht einmal mehr das blaue Leuchten der Tscherenkov-Strahlung geben, das bei den guten alten Wasserreaktoren die Besucher ein wenig für das Unsichtbare entschädigt. Hier gibt es nur noch Drähte, Schläuche, Metallstücke und Instrumententafeln zu sehen. Selbst der Unterschied von Laie und Fachmann spielt dabei keine Rolle: Ich werde gleich in der Brüterhalle stehen wie der Ochs vorm neuen Tor. Das einzige Wissen, das ich den Besuchern voraus habe, ist nur das um eine gefährliche Möglichkeit: daß tief in den Gasleitungen Schockwellen entstehen können, so daß die Zeiger tanzen und die Menschen in die gelbe Schleuse fliehen müssen. Mein Wissen ist also negativ, das Wissen um ein neues Risiko. Vielleicht können neue Techniken nur mit beschränktem Wissen gewagt werden? Führt Wissen immer zum Zaudern? Kann man nur aus Beschränktheit etwas Neues wagen? Hat Lehnau recht, wenn er auf den Brüter stolz bleibt und alle Einwände abschüttelt?

Leise öffnet sich die Schleuse zum Brütertrakt und rastete mit einem dumpfen Schlag ein. Vor ihnen lag noch immer keine Aussicht auf die Halle, wieder nur ein Knick in einem gelben Gang.

„Lehnau!“ schrie Ingarden verzweifelt über die Köpfe der Besucher und lächelte unauftrichtig.

„Dann wollen wir mal“, sagte Lehnau zu Wetter und verabschiedete sich mit schelmischem Zwinkern von dem Besucherpaar, das schnell in der Gruppe vor dem Schaltpult verschwand.

Wetter legte den Kopf in den Nacken. Von innen war die Halle viel gewaltiger, als der Bau von außen ahnen ließ. In der Mitte, fast versteckt in einem Geflecht von Rohren, Kränen und Meßtafeln, glänzte der eigentliche Reaktor. Darüber aber erhob sich, hoch wie ein Dom, die würfelförmige Halle. An den Wänden liefen auf mehreren Niveaus Ballustraden entlang, über die Menschen in blauen Overalls turnten. Es knallte und schepperte, an mehreren Stellen zuckten die Blitze der Kontaktsschweißer. Orange Gabelstapler kurvten surrend durch den Hintergrund. In der Höhe lehnten die Kranmannschaften aus ihren Kabinen und warteten, daß der bunte Menschenhaufen da unten verschwinde.

„Vielleicht bilden wir einen Halbkreis, damit alle etwas von der Steuerwand sehen.“ Ingardens Stimme drang gedämpft aus dem murmelnden Haufen: „Und jetzt gebe ich das Wort Herrn Doktor Lehnau.“

Lehnau mußte sich frohgemut verbeugt haben, denn es gab Händeklatschen und Gelächter. Dann ertönte sein jungenhaftes Organ, versprach, es kurz zu machen und die Laien nicht mit technischen Details zu langweilen – die du auch nicht weißt, Lehnau, dachte Wetter.

Er lauschte mit halbem Ohr den vorbereitenden Sätzen, die den Vorteil des Gasbrüters als eines Münchhausen, der sich selber an den Haaren aus dem Sumpf der Rohstoffneige zu ziehen imstande sei, herausstrichen und dabei nicht vergaßen, den Vor-

sprung zu betonen, den die deutsche Wirtschaft damit auf dem Weltmarkt erringe. „Unser traditionell größerer Bruder, die Vereinigten Staaten“, erzählte Lehnau, „erhalten hier eine ernstzunehmende Konkurrenz, ja, man kann sagen, die Wissenschaft unseres Landes setzt erstmals seit dem Krieg zum Überholen an. Insofern, meine Damen und Herren, erleben Sie hier einen historischen Augenblick. Sein Symbol ist das metallische Paraboloid vor Ihnen, mit dem wir die Energiesorgen der Menschheit beseitigen helfen werden. In kurzen Worten will ich anhand dieser großen Schalt- und Kontrollwand auf die Funktionsweise eingehen.“

Wetters halbe Aufmerksamkeit wurde jetzt auf eine Batterie von stummen Fernsehschirmen abgelenkt. Sie waren im Rücken der Besucher aufgebaut und zeigten einen dicken Hubschrauber des Militärs im Anflug auf einen roten Teppich. Man sah Soldaten und Zivilisten, denen die Rockschöße flatterten, während sie sich Hüte und Mützen hielten. Ein rosiger weißblonder Junge in Uniform stand vor den Monitoren und beobachtete sie mit verschränkten Armen wobei er häufig auf die Uhr sah. Wetter trat näher und fragte halblaut: „Wer kommt denn da?“

Der Junge errötete und nannte einen deutsch klingenden Namen, fügte aber hinzu, es handle sich um das Staatsoberhaupt eines südamerikanischen Landes. „Hoffentlich klappt der Zeitplan“, flüsterte er aufgereggt, „er steht schon vor der Tür, nur noch eine kurze Rede, dann will er herein. Bis dahin müssen die Leute raus hier!“

Aus der Traube der Besucher scholl Gelächter: Lehnau hatte einen Witz gemacht. Die Leute begannen sich zur Schleuse zu bewegen. Der Soldat nickte: „Gut so, der Mann hat die Sache im Griff.“

Lehnau kam gelaufen und klopfte Wetter auf die Schulter: „Du mußt noch dableiben. Wir schleusen die Laien raus, dann kommt Roessel herein, und wir plaudern ein bißchen mit ihm. So eine Chance hast du nicht alle Tage. Stell dir vor: Herr über 80 Millionen Menschen! Weiße, Schwarze und Indianer! Zinn, Uran und Rindfleisch! Ich bin gleich wieder da!“ „Der kann organisieren“, flüsterte der Soldat.

Lehnau bugsierte die Besucher durch die Schleuse, unterdessen hatte Wetter Zeit, durch die Brüterhalle zu spazieren. Er konnte dem Gewirr von Plastik und Metall keine Funktionen ansehen.

Die Kranfahrer nutzten die kurze Pause, während die Halle leer war, um lange biegsame Rohre an die Decke hochzuziehen und sich damit dem oben noch offenen Brüterkern zu nähern. Langsam verschwanden die Rohrenden im Brüter, Blutgefäße für das kalte Herz. Wetter dachte über seine Rechnungen nach, die in diesen oder ähnlichen Rohren mörderische Schwingungen vorhersagten. Jetzt, nach Lehnau's spöttischer Auskunft, war er nicht mehr sicher, recht zu haben. Schon so oft hatte er falsch gerechnet... Er beschloß, das neue Programm nochmals mit Falk durchzugehen. Der würde auf einen Blick sehen, wo ein Fehler sein konnte.

Erleichtert wandte er sich um und schlenderte zu den Fernsehgeräten. „Sie kommen!“ sagte der Soldat aufgereggt und zeigte auf einen Schirm. Das Gefolge des Staatschefs verschwand gerade in einer von der Sonne hell bescheineten Wand. Vor der Militärkapelle zuckte jemand mit dem Taktstock, die Ehrenkompanie marschierte ab, der Hubschrauber stand mit hängenden Rotoren im Hintergrund. Windstöße wirbelten Staubwolken um die Soldaten, die den roten Teppich einrollten.

Lehnau stand schwer atmend neben ihm. „Geschafft“, keuchte er mit leuchtenden Augen, „da!“

Am anderen Ende der Halle wischte eine Schleusentür seufzend zur Seite. Aus ihr trat ein kleiner aufrechter Mann, tat ein paar Schritte und sah sich suchend um. Er trug eine olivgrüne Uniform mit goldenen und roten Punkten auf der Brust. Über dem gebräunten Gesicht leuchteten die Haare sehr weiß. Mit vorgerecktem Kinn wartete er auf eine angemessene Begrüßung.

Lehnau stand da wie ein Jagdhund auf dem Anstand mit zitternden Flanken, der auf den Befehl lauert, sich auf das Wild zu stürzen, dessen Nähe ihm in die Nase sticht. Auch Ingarden war leicht humpelnd hinter Lehnau herbeigelaufen und stand aufgeregt bei der Gruppe vor den Fernsehschirmen. Da quoll eine scharze Meute hinter dem Staatschef aus der Schleuse, gekleidet wie für eine Beerdigung. Er wurde umringt, und eine vornehm gebückte Erscheinung, in der Wetter Meredith erkannte, deutete dahin und dorthin. Langsam näherte sich die Gruppe. Die Kräne standen wieder still. Die Schritte schnarren auf dem spiegelnden Kunststoffboden und hallten wie in einer Kirche wider. Gedämpftes Murmeln erhob sich, als Meredith an die Instrumentenwand trat und etwas erklärte.

Lehnau bückte sich über ein Steuerpult zwischen den Fernsehern und drückte einige Knöpfe. Die Bilder kippten und nach einigem Geflimmer erschienen dreierlei Innenansichten der Halle.

Ein Bild zeigte die Gruppe um den Staatsbesuch von weit oben. Wetter suchte vergeblich die entsprechende Kamera. Ein zweites Bild nahm den Brüterkern genau von oben auf. Man sah wie in eine kegelförmig angeschnittene Zwiebel, in der Leitungen und Rohre mündeten. Ganz innen erkannte Wetter einen Würfel mit zahllosen Augen. Das dritte Bild stellte eine Trickzeichnung dar, einen farbigen Querschnitt durch den Brüter, der sich langsam drehte.

Meredith führte den Gast und sein Gefolge heran. Ingarden stöhnte leise vor Lampenfieber. Lehnau mußte sich immerhin räuspern. Der junge Soldat nahm Haltung an, sein Gesicht errötete sympathisch.

„Hier, Herr Präsident, sehen Sie einen kleinen Teil der Überwachungseinrichtungen, die insgesamt ein lückenloses Bild der Vorgänge rund um den Brüter geben“, führte Meredith mit absolut ruhiger und nobel gedämpfter Stimme aus. Man reckte die Hälse, aus der Weite der Halle kam sogar das Kleiderrrascheln als zischendes Echo zurück. Vergeblich versuchte Wetter sich zur Seite zu drücken, es war kein Platz mehr. Er stand dem Präsidenten Aug in Aug gegenüber, der die draußen vom Wind zerzausten Haare mit einer braunen Hand nach hinten zwang. Der Präsident hatte die gültigen Augen des alten Lebensmittelhändlers, der dem kleinen Wetter Bonbons und Kaugummi mit Panzerbildchen über die Theke gereicht hatte. Aus wäßrigen Augen lächelte ihn ein vollkommen gleichgültiger Blick an, in dem Wetter spurlos zu verschwinden meinte.

Dann geschah etwas Ungewöhnliches: Lehnau und Ingarden begannen zugleich zu sprechen, ohne daß einer von ihnen dem anderen das Wort überlassen hätte! Sie sprachen mehrere Sätze lang durcheinander, bis sich im Gefolge des Präsidenten ein Grinsen breitmachte. Schließlich fing auch noch Meredith zu reden an, gab das aber gleich wieder auf und winkte Lehnau beschwörend zu. Ingarden, Schweißperlen auf der Stirn, sprach unbeirrt weiter und starrte auf einen Punkt an der Hallendecke. Er wirkte wie ein Verrückter, aber Wetter hatte zum ersten Mal Respekt vor ihm. Ingarden benützte diesenbrisanten Augenblick zu einem letzten Versuch, Lehnau zurück-

zudrängen und vor aller Welt zu dokumentieren, daß er, Ingarden, immer noch der Chef sei.

Er erzählte von den wichtigen Vorarbeiten seines Instituts und nannte Falk, Huber und Wetter als ein Team, dem bedeutsame Berechnungen über den Betrieb des Brüters unter extremen Bedingungen glücklich seien. Ohne diese Arbeit, so Ingarden, sei der imposante Bau, den sie hier vor sich sehen, nicht möglich gewesen.

„Und jetzt“, sagte er plötzlich, „wird Ihnen Herr Doktor Wetter kurz über seine Ergebnisse berichten.“ Ingarden! dachte Wetter, das kannst du nicht machen! Das hätten wir absprechen müssen!

Er blickte sich unsicher um. Auf den Gesichtern Merediths und Lehnau malte sich das nackte Entsetzen. Lehnau schien ihn hypnotisieren zu wollen. Der Präsident reckte das Kinn noch ein Stück vor und fixierte Wetter so, als sei dieser soeben aus dem Nichts vor ihm erstanden.

„Meine Ergebnisse... meine Herren...“, stammelte Wetter. Er räusperte sich und rang die Hände. Im Gefolge wurde ungeduldig mit den Füßen gescharrt. Armbanduhren wurden entblößt und wieder in den Manschetten verborgen.

„Mein Rechenprogramm geht davon aus“, sprach es jetzt wie von selbst aus Wetter heraus, „daß der Brüter an den Grenzen der Risikozone gefahren wird, daß heißt unter sehr hohen Drucken und Temperaturen. Es zeigt sich, daß unter solchen, wie gesagt absichtlich extrem angesetzten Bedingungen“ – alles war ganz klar, die Sätze reihnten sich wie Perlenschnüre, Wetter lächelte und fühlte, wie ein eisiger Schweißtropfen ihm den Rücken herunterlief – „bereits kleine äußere Erschütterungen ausreichen, um energiereiche Stoßwellen im Kühlkreislauf auszulösen, weil bei bestimmten Frequenzen Resonanzen erscheinen. Das bedeutet, daß einerseits die Auslastung des Brüters etwas niedriger angesetzt werden muß als ursprünglich angenommen“ – Meredithe zuckte zusammen und starrte Wetter mit blassen Lippen an – „und daß zusätzlich die rund um den Brüter durch Hilfsmotore auftretenden Vibrationen gesteigertes Augenmerk verdienen. Meine Rechnungen stellen selbstverständlich keineswegs den Schnellen Heliumbrüter als solchen in Frage, sie liefern nur ein weiteres Argument für die hohe Bedeutung, die wir der Betriebssicherheit zumessen.“

Ingarden war vernichtet. Eine Sekunde lang herrschte betretenes Schweigen. Dann fingen wieder zwei Stimmen zugleich zu reden an, diesmal Meredithe und Lehnau, der aber sofort verstummte. Meredithe sagte heiter, wobei er jedoch langsam seine Handflächen an einem blütenweißen Taschentuch trocknete: „Das sollte nur als Beispiel dienen, wie sehr technisch-praktische Projekte immer auch die theoretische Forschung befruchten. Dabei rechnen wir uns oft sozusagen weit aus der Wirklichkeit fort und spielen gleichsam mit dem Möglichen, ja oft sogar mit dem Unmöglichen. Selbst bei technisch absolut ausgereiften Unternehmen wie dem Schnellen Gasbrüter machen wir uns Gedanken über Probleme, die in einem viel späteren Stadium der Produktion vielleicht, ich betone vielleicht, einmal eine Rolle spielen mögen.“

Nach diesem eleganten „Mögen“ wippte Meredithe befriedigt auf den Spitzen seiner Plastiklatschen. Offenbar übersah er, daß er in den vorm Hosenlatz übereinandergelegten Händen noch immer das grellweiße Taschentuch trug und an den Unterleib preßte wie an eine Schußwunde.

Lehnau sagte: „Wenn Sie mir jetzt wieder auf den Boden der Tatsachen folgen wollen, dann möchte ich Ihr Augenmerk auf einen bedeutsamen Umstand richten.“ Ingarden

fuhr herum, als wolle er an Ort und Stelle Lehnau jedes weitere Wort verbieten. Dann fiel er aber sichtlich zusammen und richtete den Blick mehr klägend als vernichtend auf Wetter: Der konnte sich jetzt auf allerhand gefaßt machen!

Unterdessen spulte Lehnau sein wohlvorbereitetes Statement ab. In gewohnter Weise hielt er sich wenig bei physikalischen Details auf und kam gleich zum Wirtschaftlichen. Er zeichnete in wenigen Strichen das Bild der deutschen Wirtschaft, die mit der industriellen Reife des Gasbrüters erstmals seit dem Weltkrieg wieder an der Weltspitze ins technische Neuland marschiere. Dieses Bild hob sich strahlend ab vor dem düsteren Hintergrund der immer weiter zurückfallenden Weltmächte. Die UdSSR erstarre bekanntlich in Bürokratie und Konservativismus. Ihre Kernindustrie sei kaum imstande, mit dem herkömmlichen Natriumbrüter zu Rande zu kommen und stecke zuviel Forschungskapazität in die fragwürdige Utopie der Kernfusion. Die USA wiederum seien gelähmt durch den Entwicklungsstop der Brütertechnologie, welcher beweise, daß man es mit demokratischer Rücksichtnahme auch zu weit treiben könne. Dies gebe Deutschland freie Fahrt, in die Zukunft voranzuschreiten. „Ihr Besuch, Herr Präsident“, rief Lehnau und verbeugte sich, „ist ein Symbol für das Vertrauen, das deutsche Wissenschaft und deutsche Technik in aller Welt genießen. Ihr Weitblick hat erkannt, bei welcher modernen Industrieration ein aufstrebendes Entwicklungsland die Technologie der Zukunft am preiswertesten und ohne politische Auflagen kaufen kann!“

Der Präsident straffte sich und hob die flache Hand zu einem gebieterischen Stopzeichen. Lehnau klappte mit immer noch leuchtenden Augen den Mund zu. Er ahnte nicht, was für eine Ungezogenheit er mit dem letzten Satz begangen hatte.

Genüßlich zählte Wetter bei sich Lehnau's Schnitzer auf: Hier, in einem nach dem Weihrauch reiner Forschung duftenden Tempel, von Wirtschaft und Kaufen zu reden, war das erste Sakrileg. Der Präsident war nicht zu dieser Besichtigung gekommen, um schon wieder von Geld zu hören. Zweitens: Seine Nation als Entwicklungsland zu bezeichnen, mußte ihn tief beleidigen, jetzt, wo er sich den allerneuesten Brüter leisten konnte. Drittens erbitterte ihn Lehnau's Seitensprung in die Politik: Sicher verbat sich der Präsident, von einem Physiker statt von hervorragenden Betriebssicherheit, vom Verzicht auf politische Auflagen zu hören!

Doch Wetter freute sich zu früh, denn er mußte den Ärger des Präsidenten ausbaden. Dieser richtete seinen kühlen Greisenblick auf ihn und sagte in akzentfreiem Deutsch: „Darf ich Ihre Ausführungen, Herr Wetter, so verstehen, daß Sie diesen Brütertyp für Verbesserungswürdig halten? Für noch nicht sicher genug?“

Wetter verlor unter den Füßen den Boden, in dem er allzu gerne versunken wäre. Die Situation wurde schlagartig traumhaft. Es konnte nicht wahr sein, daß er einem Staatschef die Frage beantworten sollte, ob dieser einen riesigen Kauf tätigen solle oder nicht! Alle Augen richteten sich gespannt, beschwörend oder verzweifelt auf ihn, auf Wetter, den Theoretiker. Hing nicht für einen fürchterlichen Augenblick an ihm die Zukunft der Weltgeltung seines Landes in der Kerntechnologie und ein Kauf in Milliardenhöhe, dessen Scheitern einen ganzen Industriezweig lähmen würde? Das deutsche Kapital sah Wetter drohend an, während das im Präsidenten personifizierte ausländische auf seine Antwort wartete. Wetter hatte in diesem Augenblick das Schicksal in der Hand. Er schwor sich, so etwas nie wieder zu tun.

„Herr Präsident, ich bin theoretischer Physiker“, sprach Wetter leise...

Juan Jimenez: So wie hier wird es in Lateinamerika nie sein

Aufgezeichnet von Friedrich Hitler

1.

Er stammt aus Baldivia, der Stadt, in der mehr Deutsche leben als Chilenen. Den meisten dieser Deutschen geht es, wie sie meinen, gut, auch unter Pinochet. Sie gehören zu den Reicherchen des Landes.

Juan war eines von sieben Kindern. Als der Vater starb, mußte er die Schule verlassen, die Rente von Mutter Jimenez reichte knapp für eine Person zum Leben, in Baldivia suchten viele Arbeit. Die Familie wurde übers ganze Land verstreut. Juan kam in die Wüste von Antofagasta, weit nördlich von Santiago. – Baldivia, wo Juan herkam, liegt etwa 950 Kilometer südlich davon. Knapp vierzehn Jahre, begann sein Arbeitsleben beim Bau von Straßen in der Wüste.

Nach drei Jahren härtester Arbeit kam Juan nach Santiago, zum Militärdienst. Er hatte Glück. Sein Kommandeur war später General und Botschafter der Unidad Popular in Portugal. Wiederholter Pech hatte Juan nach dem Militärdienst. Es war verboten, sich gewerkschaftlich zu organisieren, Juan versuchte es dennoch. Der junge Arbeiter wurde mehrmals gefeuert.

Fast zwei Jahre lang war Juan Jimenez arbeitslos. Er mußte etwas tun, und so entschloß er sich, die Schule abzuschließen. Doch die Chance, einen Platz an der Universität zu bekommen, war gering. Ihm fehlten einige Punkte für die Aufnahme.

Seinerzeit verbreitete sich die Bewegung, die sich zum Ziel gesetzt hatte, daß für Arbeiter- und Bauernkinder mehr Studienplätze an Hochschulen geschaffen werden. Juan kämpfte in dieser Bewegung mit, ungeachtet der Verfolgungen durch die Polizei. Und es kam zu einem ersten Durchbruch an der Technischen Universität von Santiago.

Die Situation änderte sich merklich. Viele der neu aufgenommenen Studierenden aus den Unterschichten gehörten bald zu den besten und aktivsten. Als hier Studierende und Lehrende der Technischen Universität den ersten kommunistischen Rektor Amerikas – Nord- und Südamerikas! – wählten, wurden der Hochschule die Mittel zusammengestrichen. Die Antwort der Betroffenen: Ihr Kampf, der das ganze Land überzog und einen wichtigen Beitrag für den Wahlerfolg Salvador Allendes darstellte. Unter der Regierung der Unidad Popular wurde Juans Universität die stärkste und angesehenste Hochschule des Landes. Verträge mit den Gewerkschaften wurden abgeschlossen, von Arbeiter- und Bauernkindern wurden außer Abitur und einem bestimmten Notendurchschnitt keine weiteren Prüfungen verlangt.

Juan Jimenez gehörte nicht nur zu den Studenten, die sich fachlich qualifizierten, er war auch einer der aktivsten in der politischen Bewegung der Jugend Chiles. Konkretes, so sagt er, ist darüber kaum bekannt.

Juan war im Nationalen Büro der Unidad Popular tätig, das die Freiwilligenarbeit Jugendlicher koordinierte.

„Viele Leute brauchten zum Beispiel ein Dach überm Kopf. Da unser Klima milder ist als hier, genügte fürs erste ein Dach aus Pappe, das wir mit Öl bearbeiteten, so daß das Regenwasser abfließen konnte. Für diese Aktion habe ich persönlich die ersten Schritte in die Wege geleitet. In Santiago mobilisierten wir dafür Tausende von Jugendlichen. Wir konnten Tonnen von Altpapier sammeln. Fahrer der öffentlichen Verkehrsmittel transportierten das Material. Die meisten von ihnen waren Anhänger der Christdemokraten, sie haben jedoch geholfen, ohne dafür einen Pfennig zu verlangen. Sie fanden, eine solche Aktion sei wichtig und gut, denn damit verhalfen wir armen Leuten zu einem Dach überm Kopf.“
Jugendliche waren im Einsatz bei der Erstellung kostspieliger Projekte, bei der sich die Regierung der Unidad Popular, sollten diese rasch realisiert werden, auf Freiwilligenarbeit stützen mußte, so beim Bau eines Dammes – die Leistung von über 3500 Jugendlichen.

Der Sieg der Regierung Allende über den landesweiten Boykott von Seiten der Transportunternehmer, der Chile im Herbst 1972 fast zwei Monate lang lahmlegte, ist ohne den Einsatz Zigtausender junger Arbeiter, Studenten und Schüler undenkbar, die dafür sorgten, daß die elementaren Lebensmittel für die Bevölkerung in Stadt und Land geliefert werden konnten: „Das waren wirklich kleine Helden, Jugendliche von fünfzehn, sechzehn Jahren waren dabei. Am Tag gingen wir unserer normalen Arbeit nach, in der Freizeit gaben wir her, was wir konnten, bis in die tiefen Nacht. Und wir brachen den Boykott der Unternehmer.“

Von Mitte Juni bis Ende Juli 1973 bereiste Juan Jimenez im Auftrag der Unidad Popular erstmals die Bundesrepublik Deutschland und referierte vor verschiedenen Organisationen über den „kulturellen Schwung in unserem Chile“, auch über die Gefahren, die ihm von innen und außen drohten. Wenige Wochen vor dem Putsch kehrte er zurück. Die Anstrengungen, die Konterrevolution zu vereiteln, reichten nicht aus. Sein Name stand auf der Liste der Gesuchten. In sechzehn Quartieren hielt er sich auf. Leute halfen ihm, die mit der Unidad Popular nichts zu tun hatten: „Es war unheimlich gefährlich. Man brauchte außer Hilfe auch Glück. Da ich nicht mehr auftauchen konnte, haben wir beschlossen, daß ich das Land verlasse.“ Zu Juans Glück gehörte, daß ihn einige Leute in der Bundesrepublik persönlich kannten, daß – durch die Vermittlung kirchlicher Organisationen – ein Abgeordneter des Bundestages für ihn eintrat und dies die Bereitschaft von Beamten der bundesdeutschen Botschaft in Santiago beschleunigte, Juan ein Visum auszustellen. Paß und Visum erhielt Juan am Tag seines Abfluges von Santiago.

„Ich war natürlich nervös. Im Flughafen saß ich in der Ecke. Die Polizei stand etwas entfernt von mir. Einen kannte ich schon. Wir hatten einmal Probleme miteinander gehabt. Aber sie wußten offenbar, daß ich ausreisen sollte. Die Prozedur dauerte lange, bis ich die Papiere hatte. Denn zunächst hatte das Innenministerium das verweigert. Leute des Friedenskomitees der Kirche, des Emigrationskomitees für Europa und andere haben dies aber wohl doch durchgesetzt. Sicher waren es auch sie, die dafür sorgten, daß mich die Polizei im Flughafen übersah. Ein Beamter der bundesdeutschen Botschaft versicherte mir, daß mir nichts passieren könne.“ Auf diese Weise war Juan Jimenez zum zweiten Mal in unser Land gekommen. Dank der internationalen Solidarität konnten ihm kurze Zeit später seine Frau und der dreijährige Sohn nachfolgen.

2.

Zuerst war ich in Bonn, wo ich Freunde hatte. Ich arbeitete dort ein paar Monate im VDS. Damals stellte ich keinen Antrag auf Asyl. Von der Unidad Popular hatten wir die Anweisung, daß wir nicht das Asylrecht beantragen sollen. Das hing mit unserem Mangel an Erfahrungen zusammen. Die Wirklichkeit zeigte uns bald, daß in diesem Land ohne bestimmte Regelungen und Papiere gar nicht zu überleben ist.

Am Anfang war da der Traum. Du hattest keine Angst mehr. In Chile, wo man ständig unter Gefahr lebte, träumte man davon, wie man hier frei sein könnte, oder so etwas ähnliches. Sicher, der Alptraum war weg, aber der Traum stimmte nicht. Und plötzlich haben wir entdeckt, daß wir in einem fremden Land waren. Bei uns sind die Leute von Natur freundlich, könnte man sagen. Natürlich gibt es unheimliche Schweine, aber die haben nichts mit dem Volk zu tun.

Alles war so fremd. Wir kamen aus dem Alptraum des Faschismus, aus unserer Heimat. Und da kommst du hierher. Man muß wissen, was Deutschland in Chile bedeutet. Natürlich ist bekannt, daß es zwei deutsche Staaten gibt. Von der Bundesrepublik Deutschland wurde jedoch immer gesprochen, als wäre das ein Spiegelland, ein Wunderland, wo es die Deutschen nach dem Krieg geschafft haben, nicht nur nach einem, sondern nach zwei Weltkriegen mit Fleiß und Hilfsbereitschaft viel geleistet haben. Als wir deutsch lernten, haben wir diese Vorstellungen von den Tugenden und dem Wunder in den Büchern gefunden. Mit so einer Idee kommt man hierher. Das ändert nichts daran, wenn ich auch schon, mit einer festen politischen Meinung, das Land besucht hatte. Das heißt, ich sehe nicht nur das Schöne eines Landes, sondern versuche auch tiefer zu blicken.

Zunächst waren wir gerettet. Aber: Wie kommen wir durch? Das war nicht leicht. Unsere Erfahrungen haben wir denen weitergegeben, die uns später hierher folgten, die hatten es etwas leichter.

Von August bis Oktober wohnten wir zu dritt in einem kleinen Zimmer einer Wohngemeinschaft in Bonn. Gute Leute waren das. Studenten, die uns halfen. Genossen. Wir sprachen kein Wort deutsch. Mein Englisch hatte ich auch schon lange vergessen. Wir konnten praktisch mit niemand reden. Mit Hilfe eines Chile-Komitees kamen wir nach Bochum, um dort einen Sprachkursus zu machen. Dort waren 22 Chilenen. In einem Intensivkurs von sechs Monaten lernten wir die Sprache. Was sollten wir später machen?

Meine Frau erhielt dann einen Studienplatz in Heidelberg. So sind wir nach Heidelberg gegangen.

Als ich meine Aufenthaltsgenehmigung verlängern lassen wollte, wurde mir mitgeteilt, daß ich so nicht mehr in der Bundesrepublik bleiben dürfte. Ich hätte ja noch die Möglichkeit, nach Frankreich, England, Italien, Spanien oder wieder nach Chile zurückzukehren. Daraufhin sagte ich, daß ich aus politischen Gründen Chile verlassen mußte. Das wußten die Beamten natürlich. Die Botschaft hatte, woher weiß ich nicht, eine ziemlich umfangreiche Darstellung über mich und meine Situation geschickt. Jedenfalls wurde ich gezwungen, den Antrag auf Asyl zu stellen. Welche Absicht hatten die Behörden damals?

Sie richten sich nach Regeln und Vorschriften. Wir aber dachten daran, bald in die Heimat zurückzukehren, in ein befreites Chile. Wozu also das Asyl? Das war unsinnig. Wir waren zu naiv.

Ich stellte meinen Antrag auf Asyl in Heidelberg. Das brachte viele Schwierigkeiten mit sich. Ich war der erste Chilene mit einem Asylantrag in Heidelberg. Das war wie Gift für die Behörden. Für jeden, der einen Antrag auf Asyl stellte, muß das Recht auf Mindestförderung gewährt werden, damit man überleben kann. Doch wie das bei den Behörden behandelt wird, das ist unglaublich. Das ändert sich von Amt zu Amt. Die haben alle verschiedene Meinungen. Jeder Chilene kann davon ein Lied singen, auch die, die nur einmal mit dem Sozialamt zu tun hatten. Man betrachtet einen wie einen Almosenempfänger. So war das in Heidelberg. Die kleinen Beamten sagten: Aber, Herr Jimenez, glauben Sie, daß wir solche Hilfe in Chile auch einmal in Anspruch nehmen können? Finden Sie das nicht toll, was wir tun?

Damals konnte ich schon etwas deutsch, wußte Bescheid. Und ich antwortete ganz einfach, wenn Sie mich so fragen, ob Sie jetzt in Chile eine solche Hilfe bekämen, dann würde ich sagen, nein, keinen Pfennig bekämen Sie. Sie wissen doch Bescheid! Bei uns gibt es eine Diktatur. Und was kann man von einer Diktatur an Hilfe erwarten? Gar nichts.

Er hat das natürlich absichtlich gemacht, wollte uns wohl ein bißchen quälen. Aber wenn Sie mich fragen, so sagte ich dem Beamten, wie die Deutschen in Chile leben – da gibt es 150000 Deutsche – und sie leben bei uns schon seit 125 Jahren, dann kann ich sagen, die leben und wohnen bei uns wie Könige. So werden Sie hier nie leben können. Ach, sagte der Beamte, machen Sie sich keine Sorgen, das ist doch ein Recht, das Sie haben.

So war das in Heidelberg. Nicht nur einmal. Was steckt dahinter? Die armen Ausländer kommen zu kleinen Deutschen und werden schlecht behandelt – natürlich gibt es auch anständige, die das nicht tun, aber diese kleinen Beamten haben unheimlich viel Macht. Von diesem kleinen Beamten hängt deine Existenz ab. Die haben das Recht, einen Scheck auszufüllen oder nicht. Die sind wie kleine Könige. Erst hatten wir Angst. Später wußten wir Bescheid, daß das unser Recht war, das nicht der Beamte gewährt, sondern die ganze Bevölkerung, die Arbeitenden.

Von Arbeit in Heidelberg war keine Rede. Ich bin Hunderte Mal zum Arbeitsamt gegangen, egal um welche Arbeit. Ich hatte schon einen Beruf, in dem es aber für mich keine Aussicht gab. In Chile habe ich als Lehrer und Publizist gearbeitet. Jedenfalls wollte ich mein Geld verdienen, damit ich nicht mehr zu den Beamten gehen mußte, um Almosen betteln.

Was die mir antworteten – ich habe noch alles zuhause –, unglaublich kompliziert, eine Spinne war das. Die haben sich laufend widersprochen. Sie wußten nicht, was sie tun sollten oder sie haben es absichtlich gemacht. In Nordrhein-Westfalen war es anders, normal. Vielleicht hatte das in Baden-Württemberg mit der Aussage von Filbinger zu tun, in Baden-Württemberg wollte er keine Chilenen haben. Chilenen sind trotzdem nach Baden-Württemberg gegangen, nicht weil Filbinger das wollte, sondern weil Teile der Bevölkerung sich für uns einsetzen. So leben heute in Baden-Württemberg vielleicht ein paar hundert Chilenen. Filbinger hatte aber durchblicken lassen, die Chilenen seien Terroristen, und natürlich tun die Beamten, was ihr Chef sagt.

In dieser Situation erhielt ich durch einen Freund, der seinen Job aufgab, eine Stelle als LKW-Fahrer für eine Großhandelsdrogerie. Verdiente sechs Mark pro Stunde. Das habe ich fast zwei Jahre gemacht. Denn vom Arbeitsamt erhielt ich später keine an-

dere Chance. Ich weiß nicht warum. Später erfuhr ich, daß sie bei anderen Leuten hilfsbereit waren. Waren sie gegen mich, weil ich in Chile Kommunist war? Das stand in meinen Aussagen bei den Behörden. Ich habe das gesagt. Vielleicht war das mein Fehler. Warum aber sollte ich das verschweigen?

Dann überlegten wir und kamen zu dem Schluß, so kann es nicht mehr weitergehen. Ich mache meinen Rücken hier kaputt. Wozu? Für wen? Wir müssen etwas anderes machen. Wir könnten vielleicht weiterstudieren.

Meine Frau war schon Studentin in Heidelberg. Inzwischen kam unser zweites Kind, das in Heidelberg geboren ist. Da ich in Heidelberg nicht studieren konnte – ich wollte unbedingt Kommunikationswissenschaft weitermachen –, kam uns die Idee, vielleicht nach München zu gehen. So einfach war das. In Heidelberg ging nichts mehr. Wir hatten keine Aussichten. Da gab es keine Zukunft. Außerdem konnte meine Frau mit der Bürokratie in der Universität nicht fertig werden. Ich bewarb mich in München und erhielt eine Zulassung. So kamen wir im März 1977 nach München.

3.

Da gab es noch viele Träume. Das erste Problem: die Wohnung. Ein chilenischer Freund erzählte mir, München sei eine SPD-Stadt – damals noch. Die Sache sei gar nicht so schlecht. Man bekomme Hilfe. Ohne viel Bürokratie. Das stimmte. Wir hatten damals im Sozialamt nicht solche Schwierigkeiten wie in Heidelberg. Vom Jugendamt erhielt ich ohne weiteres Hilfe für Sprachkurse. Meine Frau brauchte das nicht mehr, die hatte die Prüfungen bestanden. So habe ich in München neun Monate lang deutsch gelernt, bevor ich dann an die Universität kam.

München ist natürlich als Großstadt schon anders, bietet mehr Möglichkeiten. Aber es kamen nun neue Erlebnisse. Nehmen wir die Wohnung.

Das ist eine Odyssee, hier in München eine Wohnung zu bekommen. Das ging so. Ein anderer Chile ging nach Hamburg. Machen wir folgendes: ich verlasse diese Wohnung, du kommst zu mir, einen Monat oder so, bevor ich nach Hamburg reise. Wenn du da bist, mach die ganzen Sachen.

Von Heidelberg aus hatte ich bei der Neuen Heimat einen Antrag gestellt. Vom Wohnungsamt erhielt ich keine Antwort. Sie schickten den Antrag zurück, weil ich in München nicht angemeldet sei. Wie konnte ich hier angemeldet sein? Ich brauchte aber eine Wohnung, um mich anzumelden. Mit den beiden Kindern konnte ich ja nicht auf die Straße ziehen. Deshalb gingen wir auf den Plan des Chilenen ein, der nach Hamburg zog. Als er weg war, fragten wir, bekommen wir die Wohnung? Wir haben die Wohnung bekommen. Sie konnten uns nicht auf die Straße setzen.

Das war keineswegs einfach. Das hat unheimlich viel Mühe gekostet. Freunde in Heidelberg nannten Freunde in München. Ein SPD-Mann rief seine Freunde an. Ein paar Briefe schrieb ich an Herrn Mittermüller, der hat mir nie geantwortet. Briefe, in denen ich meine Situation und die Situation meiner Familie darstellte. Er hat mich auch nicht empfangen, als ich mit ihm meine Probleme mündlich besprechen wollte. Das war sehr kompliziert mit diesem Herrn.

Die Wohnung ist keineswegs gut, aber wir haben wenigstens eine Bleibe. Unsere Kin-

der sind immer krank, die Räume sind kalt und feucht. Wir bezahlen über 550 Mark Extraheizung über die Pauschalheizung hinaus.

Der Kinderarzt sagte, er könne bestätigen, daß die Kinder immer erkältet sind, weil die Wohnung einfach zu kalt ist. Meiner Frau sage ich, der ganze Wind der Bundesrepublik Deutschland kommt da zu uns. Aber okay. Hauptsache, wir haben eine Wohnung.

Eine andere Odyssee ist es, einen Platz im Kindergarten zu bekommen. Man braucht unheimlich Geduld, um damit fertig zu werden. Wir liefen uns die Beine wund. Nach einigen Monaten Kampf erhielten wir Plätze. Als wir bewiesen haben, wir seien ordentliche Studenten, haben wir die Gnade erhalten.

Und nun kommt die Schule. Das war eine ganz neue Welt für uns. Bevor der Kleine in die Schule kam, wußten wir nicht viel davon. Wir hatten so viele kleine Probleme zu erledigen, die Universität, die ganzen Briefe, die du schreiben mußt und jeden Tag kriegst, das sagt jeder Chilene, das ist ein ganzes Archiv.

Was hatten wir von einer Grundschule gewußt? Zwar haben wir schon gehört, daß es in der Bundesrepublik Deutschland für Kinder sehr schwer ist. Aber bevor du das selbst erlebst, glaubst du das nicht.

Wir lesen viel und informieren uns. Mich interessiert unheimlich viel, was in diesem Land los ist. Wir leben hier, schon fast fünf Jahre. Wann wir nach Chile zurückkehren werden, das ist ungewiß. Außerdem möchten wir hier unser Studium beenden. So interessieren wir uns für die deutsche Geschichte, für die deutsche Schule, für den Alltag.

Am Anfang glaubten wir einfach nicht, welche Masse an Hausaufgaben die Kinder machen müssen. Das darf doch nicht wahr sein. Wie kann ein Kind das schaffen? Die Auffassung, die wir von Kindern haben, ist vielleicht nicht die beste. Was wir unter der Regierung Allende für Kinder taten, läßt noch einiges zu wünschen übrig, obwohl wir der Devise folgten: Die einzigen Könige in unserem Land sind die Kinder. Viele Maßnahmen wurden danach ausgerichtet. Verbesserungen des Lebens wurden sichtbar: es gab keine Unterernährung mehr unter Allende, wie das heute wieder ist und etwa 30 bis 35 Prozent der Kinder betrifft.

Was lernten bei uns die Kinder in der Grundschule? Sie lernen auch lesen und schreiben. Vielleicht machen sie es nicht so toll. Aber sie lernen es. Sie spielen auch viel. Sie sind das, was sie sein sollten, Kinder. Was bekommst du hier?

Es tut mir leid. Das macht mir Sorgen. Ich sehe – und habe mich auch darüber informiert – hier kaum Chancen für die Kinder, bestimmt hier in Bayern, wo es keine Gesamtschule gibt, wo neue Projekte immer verhindert werden, du bist gezwungen, dein Kind in diese Schulen zu schicken. Eine Alternative für die Erziehung gibt es kaum.

Da kommt der Kleine mit so einem Schulranzen auf dem Rücken. Voll mit Büchern. Hundert Mark haben wir für Schulmaterial ausgegeben. Für uns ist das viel, bei einem kleinen Stipendium. Aber das ist nicht das Hauptproblem. Wenn es um die Kinder geht, opfern wir uns immer.

Mich überrascht es, daß die Kinder nicht voller Angst in die Schule gehen. Die Kinder dürfen hier nicht auf der Wiese spielen, auch nicht im Korridor. Das darf doch nicht wahr sein, habe ich einmal der Lehrerin gesagt. Doch, antwortete sie.

Plötzlich gab es in der Klasse so zwei Banden von Kindern. Eine Mädchen- und eine

Bubenbande. Sie machen brutale Spiele, schlagen und prügeln. Als sich über diese Sache einige Eltern aufregten, beriefen sie einen Elternabend ein.

Hinzu kam, daß die halbe Klasse in Mathematik schlecht war. Unserem Sohn geht's in Mathematik ganz gut. Einer von denen könnte vielleicht denken, wenn wir keine Probleme mit dem Kind haben, warum sich aufregen. Aber bei uns geht das nicht, denn einmal kann es unser Kind sein, das Schwierigkeiten hat. Es gab also große Diskussionen beim Elternabend, Beiträge wurden gehalten, wie man von den Kindern noch mehr verlangen könne. Wie kriegt es die Schule hin, daß die Kinder die besten werden. Noch mehr Übungen und das und jenes. Wie sind die Verhältnisse in der Schule, fragte jemand, wo spielen die Kinder in der Schule? Die Kinder spielen hier nicht, wieso spielen? Sie müssen im Klassenzimmer bleiben. Auf der Wiese darf nicht gespielt werden, auch nicht im Korridor, die machen alles dreckig.

Da habe ich mir gedacht, wenn es hier so zwei Kinderbanden gibt, dann ist das zu wenig, es sollten mehrere sein. Die ganze Klasse müßte eine Bande von Kindern sein und sich gegen die ganze Sache wenden.

Niemand hat etwas dagegen gesagt. Nein, Leistung für unsere Kinder. Unsere Kinder müssen die besten sein. Keiner fragte, ob vielleicht das Schulsystem nicht stimme. Werden unsere Kinder überlastet, daß sie es einfach nicht schaffen können? Diese Frage gab es nicht. Wir müssen es schaffen, weil wir bestimmte Anweisungen haben, hat die Lehrerin gesagt. Und wir müssen mit einem bestimmten Stoff fertig werden. Du fühlst dich ohnmächtig.

Was habe ich damals gesagt? Ich habe ausgesprochen, was ich dachte. Hier wird viel von Leistung gesprochen, viel von Übungen gesprochen, viel von Anpassung an bestimmte Stoffe gesprochen, ich habe aber noch kein Wort darüber gehört, wie es um das Schulsystem steht. Große Augen gab es. Ein Ausländer!

Außerdem, hab ich gesagt, warum wollen sie die Kinder zu besten machen, es gibt doch bestimmte Begabungen und Fähigkeiten bei Menschen. Ich fügte hinzu, das Schulsystem, speziell in Bayern, gehört zum schlechtesten in der Bundesrepublik und in Europa. Was? Und das noch öffentlich behaupten!

Dann bin ich rausgegangen und sagte, ich kann solche Situationen nicht mehr ertragen.

Zur Lehrerin kam ich und fragte sie: Ich bin nicht wegen meines Kindes gekommen, ich will mich mit Ihnen unterhalten. Was denken Sie über diese Belastungen und den Schulstreß? Sagen Sie es mir persönlich, ich werde es niemand erzählen, wenn Sie mir die Wahrheit sagen. Denken Sie überhaupt darüber nach? So habe ich mit ihr gesprochen. Ja, ja, es ist natürlich problematisch bei uns, aber Sie wissen, wir müssen mit dieser Sache fertig werden. Aber das ist einfach kriminell, es ist ehrlich kriminell, sagte ich. Haben Sie einmal die Statistik gelesen? Die Bundesrepublik Deutschland hat eine sehr traurige Statistik, wo es um die Kinder geht. Wieviel Kinder nehmen sich das Leben, weil sie mit der Schule nicht fertigwerden? So was geht nicht in meinen Kopf. Wenn ein Kind so verzweifelt ist, daß es sich das Leben nimmt, das ist schrecklich. Was wollen wir überhaupt von unseren Kindern? Wissen Sie, daß von Goethe bis heute der Stoff sich um das Zwanzigfache vermehrt hat, der zu bewältigen ist? Was wollen wir von den Kindern?

Kein Wort. Und dann denkst du, ein Katholik würde sagen, Gott sei Dank, ich habe die Möglichkeit, einmal nach Chile zurückzukehren oder irgendwohin nach Lateiname-

rika. Dieses Problem der Schule, auch wie die Kinder hier im allgemeinen behandelt werden, das macht uns wirklich fertig. Du denkst dann, es ist ja bekannt, daß die Deutschen kinderfeindlich sind, aber das stimmt nicht, das sind nicht die Deutschen. Einige, bestimmt, sind ausgesprochen kinderfeindlich. Vielleicht ist es der Staat. Ich weiß es nicht. Denn auf der Straße kommen manchmal Leute, sogar alte Leute, die sind mit den Kindern unheimlich nett. Woher kommt also diese Feindlichkeit gegenüber Kindern? Ich glaube, das ist eine Institution. Das hat nichts mit dem einzelnen Bürger zu tun. Doch wer unternimmt etwas dagegen? Viel wird gesprochen, aber wenig getan. Das ist das Problem.

So bleiben die Kinder diskriminiert. Und dann überlegst du, wenn schon so die Kinder der Deutschen behandelt werden, wie ergeht das dann den ausländischen Kindern? Schlechter oder besser?

Es gibt Versuche, und wir haben das mit unserem Sohn hier erfahren. Das erste Schuljahr hat er gut beendet, nicht großartig, aber gut. Im Zeugnis stand, er könne flüssig lesen, schreiben könne er auch, nur hätte er Konzentrationsprobleme, er sei etwas unordentlich. Er ist unordentlich. Natürlich. Ob das eine Sünde ist, das weiß ich noch nicht. Hier schon.

Im zweiten Schuljahr kommt eine Mitteilung, gleich am Anfang des Jahres, daß er in eine Legasthenikerförderungsgruppe aufgenommen werden sollte. Was ist da passiert? Zum Glück hatte meine Frau schon mit Legasthenikerkindern gearbeitet. Das kann doch nicht stimmen, hat sie gesagt. Ein Legastheniker kann nicht flüssig lesen, ein Legastheniker kann nicht schreiben – das sind andere Probleme.

Wir bekommen unheimlich viel Papiere. Hunderte von Blättern. Der Briefschlitz geht direkt in die Wohnung bei uns. Reklame schmeißen wir gleich weg. Nein, es sind die grünen Umschläge, wie ich sage, es sind die komplizierten oder die schlechten Nachrichten; daß du kein Stipendium mehr bekommst, daß noch ein Papier fürs Kindergeld fehlt, daß das Finanzamt noch ein Papier braucht, daß du hierhin und dorthin gehen mußt – das macht uns kaputt. Wir haben einen Berg von Briefen. Ich muß das einmal zählen. Ich schätze, das sind Aberhunderte. Man sagt, es gäbe hier eine sehr genaue Bürokratie. Das kann wohl so sein. Aber wieviel Zeit verschwenden wir mit dieser Bürokratie? Hinzu kommt, daß mir die Ungerechtigkeit sehr weh tut, und ich finde da viele Ungerechtigkeiten. Aber okay.

Kommt also der Junge zu dieser Gruppe? Wir gingen in die Schule, nahmen das Schulzeugnis mit, haben also die Noten vom Buben gehabt. Warum muß unser Sohn in diese Gruppe gehen?

Ist unser Juan Legastheniker?

Wissen Sie, sagte die neue Lehrerin, wir haben letztes Jahr einen Test gemacht, und Ihr Juan hat viele Fehler gemacht, Aha! Warum hat er aber dann dieses Zeugnis erhalten? Wie kann man das verstehen?

Juan ist kein Legastheniker. Der Juan ist überhaupt kein Legastheniker. Sie können mir wohl sagen, daß er Konzentrationsprobleme hat. Das können wir lösen. Ein Legastheniker ist etwas anderes. Und der Juan soll jetzt vier bis fünf Stunden in diese Gruppe gehen. In welchen Fächern? Deutsch, Rechnen. Er soll also nicht mehr Deutsch und Rechnen machen? Einmal ist der Juan dorthin gegangen. Was hast du gemacht, Juan? Oh, wir haben da mit Papier gespielt, mit einer Schere Papier geschnitten.

Ich bin kein Spezialist in dieser Sache. Kann wohl sein, das ist eine Therapie für Legastheniker. Aber das doch nach etwas anderem.

Wir bestanden auf unserem Recht, sagten der Lehrerin, wir lesen Zeitschriften, und sagten ihr, das wird auch mit deutschen Kindern gemacht. Der Schulstreß, nicht nur für die Kinder, ja, für Sie selbst als Lehrerin, für uns, für die ganze Gesellschaft. Sie glauben, daß mein Kind Legastheniker ist. Soll ich Ihnen etwas sagen? Ich glaube gar nicht an diese Schule! An dieses System glaube ich nicht.

Warum wollten die den Juan dorthin schicken? Das war mysteriös. O.k., Herr Jimenez, sagte die Lehrerin, der Juan ist ein unheimlich intelligentes Kind. Ja, und? Er hat viele Fähigkeiten. Na und? Und Sie wollen mein Kind in die Legasthenikergruppe stecken? Sie meinen, ich weiß nicht, was das bedeutet? Solche Legasthenikerförderungsgruppen gibt es in der Bundesrepublik Hunderte und Tausende. Und dies ist eine Diskriminierung eines ausländischen Kindes, aber auch von deutschen Kindern. Später habe ich dem Juan gesagt, schau mal, Juan, das ist ein Problem. Die behaupten, du bist Legastheniker, uns interessiert nicht, ob du deine Lehrerin in der Schule verlierst, aber versuch, etwas ordentlicher zu sein. Versuch, deine Hausaufgaben besser zu machen, und versuch, wenn du kannst, bessere Noten zu machen. Er schafft es nämlich, wenn er will.

Sie sagte nach einiger Zeit, als ich wieder in der Schule war, ah, der Juan ist ganz gut. Ich komme nicht wegen dieser Sache, ich komme wieder wegen der alten Sache: Wie finden Sie, Frau Lehrerin, Ihr Schulsystem? Gut oder schlecht?

Man hat mich nämlich immer eingeladen, weil ich kein Zeugnis unterschrieben habe. Warum ich die Noten von Juan nicht unterschreiben würde? Weil ich es nicht will, weil ich damit nicht einverstanden bin. Ich bin mit dieser Konkurrenz unter Kindern nicht einverstanden, egal ob das eine Eins oder eine Sechs ist.

Was ist das Problem? Ich habe es herausgekriegt. Die brauchen stille Kinder. Juan hat jetzt in Deutsch und Rechnen eine Eins. In Handarbeiten hat er eine Vier gekriegt. Wieso hast du eine Vier? Weißt du, ich war so laut, und die Lehrerin sagt immer: Wenn jemand laut ist, kriegt er eine Vier. Er war also zu laut. Die Arbeit hat er gemacht.

Einmal kam eine Frau aus dem Elternbeirat und fragt Juan, ist heute die Rektorin da gewesen? Ja. Was hat sie gesagt? Sie hat uns gedroht, wenn jemand von uns laut wird, der wird in die Sonderschule geschickt. Die Rektorin! Die macht mit, den ganzen Dreck.

Wenn jemand laut ist hier, Mensch, Sonderschule! Stille Kinder brauchen wir hier. Viel lernen, viel lernen. Und keine Bewegung. So soll es sein. Und plötzlich sind sie überrascht, wenn ein zwölfjähriges Kind in der Schule raucht. Wie können Kinder normal sein, wenn man sie immer unterdrückt? Kleine Kinder gehen in Geschäfte und klauen Schokolade. Was wollen sie? Sie suchen sich dann auf solchem Weg ihre Freiheit, wahrscheinlich.

Deshalb machen sie das. Zu Hause haben sie keine Freiheit, in der Schule haben sie keine Freiheit, nur da haben sie Freiheit – diese fünf Minuten auf dem Weg von der Schule nach Hause, und da machen sie jede Menge Dinge falsch.

Es ist unheimlich problematisch, hier zu leben, ehrlich. Ich bin aber nicht so enttäuscht, denn ich habe auch viel gelernt. Ich habe jetzt Belege dafür, was eine entwickelte kapitalistische Gesellschaft bedeutet – im Leben. Das ist für uns alle sehr nütz-

lich. Unsere Erfahrungen werden wir später als Beweise in unsere Länder, in Lateinamerika, einbringen und die Wahrheit erzählen. Es ist doch kein Wunder, wenn hier – wie ich das erlebe und sehe – so viele Menschen geistig kaputt sind. Wie kann man da überhaupt von einem gesellschaftlichen Wunder sprechen?

Das betrifft nicht nur die Kinder. Viele menschliche Rechte werden mißachtet, und leider spricht man wenig darüber. Und für uns Ausländer, die aus politischen Gründen gezwungen sind, hier zu leben, ist das noch viel schwieriger. Wir erleben, wie verschiedene Leute diskriminiert werden. Nehmen wir das Beispiel, wie hier die Hoa-Vietnamesen empfangen worden sind, mit welchem Aufwand. Doch wie hat man uns empfangen? Jene erhielten sofort Millionen Mark, bei uns gab es das Gesetz. Wir wissen freilich, daß wir den herrschenden Politikern der Bundesrepublik nicht nützen, die meisten von uns sind linksgerichtete Leute. Das ist gar nicht nützlich. Ein Freund von mir, der Arme, geht zum Sozialamt und kriegt etwas Geld, vielleicht bekommen sie später noch zweihundert Mark, sagt man ihm, der Familie mit zwei Kindern hat. Der Arme konnte noch kein Deutsch und fragte mich, was steht da an der Tür? Die Begrüßung für die Ausländer steht da, aber nur für die aus dem Osten. Ich hab mit denen gesprochen und erfahren, was die alles bekommen. Wir haben eben das Gesetz. Ob du es schaffst, das mußt du selbst besorgen. Deshalb ist Arbeit, wenn wir eine erhalten, nicht nur lebensnotwendig, sie ist, so schwer sie auch sein mag, fast ein Glück.

4.

Das Wort Gastarbeiter ist ein freundliches Wort. Was aber, wenn sich die Arbeiter gar nicht als Gäste fühlen? Im Gegenteil, wenn sie sich bedroht und diskriminiert fühlen? Meine Beobachtung geht dahin, daß dann manche anfangen, ihre Gastgeber ein bißchen zu hassen. Ein Beispiel von der Post, wo ich gearbeitet habe. Schichtarbeit, um die Weihnachtszeit. Zu der Zeit kann man auch sehen, wie großzügig viele Deutsche sind gegenüber den ach so armen Bürgern der DDR, denen sie Pakete schicken, als hätten die nichts zu essen. Okay, ist ein anderes Problem – die Arbeiter auf der Post kümmern sich nicht darum, das merkst du ja.

Bei uns waren drei Türken, einige Italiener und ein paar Deutsche. Der Gruppenführer war ein Deutscher und noch zweie. Es war komisch und traurig, was da geschah, sogar peinlich, wenn man in so eine Gruppe kommt. Ich bin kritisch und versuche mit den deutschen Kollegen ganz offen zu sein, denn ich bin davon überzeugt, daß die Deutschen unter den andern Nationen keine Ausnahme sind, weder im Guten noch im Schlechten. Das hat andere Gründe, die von der Gesellschaft, von der Geschichte herrühren.

Ich komme also in die Gruppe. Ja, woher bist du, fragt einer? Aus Chile. Ich bin aus der Türkei. Der Deutsche fragte gar nicht. Später gingen wir gemeinsam in die Kantine. Die anderen ausländischen Kollegen weihen mich dann ein: Die Deutschen sind hier alle so blöde, sagten sie, die fühlen sich ganz groß und besonders. So ist das? hab ich gefragt. Komisch sind die, das wirst du schon noch merken. Aber ich glaube nicht an solche Sachen, das sind nicht die Deutschen, das ist das System. Doch, so ist das, du wirst schon sehen, sagte mir ein Ausländer.

Da merkte ich schon, wie sich bei den Arbeitern verschiedene Schichten auswirken und jeder als etwas anderes erscheinen möchte. Das ist die Teilung der Menschen. Die einen sind ganz unten, dann kommen die nächst höheren, und so geht das weiter. Zum Beispiel war ein Kraftfahrer bei der Post schon etwas Besonderes.

Was die alle nicht wußten, war mein Entwicklungsweg vom Arbeiter zum Studenten, auch die Tatsache, daß ich schon mehr Deutsch als die Türken, die Italiener usw. konnte. Eines Abends kommt ein Fahrer zu uns und ruft:

– He, ihr zwei, kommt her!

Es war ein Bayer. Ich fragte:

– Rufst du uns?

– Ja, ihr zwei, kommt her!

– Warum?

Und ich fragte noch:

– Du, du, bist du der neue Chef hier? Oder?

– Wieso? sagt er.

– Doch, ich glaube, du bist der neue Chef, denn du benimmst dich wie ein Chef.

– Was? schrie er. Was glaubst du denn, was du hier zu suchen hast?

– Nein, ich frage ja nur, denn wenn du dich so aufführst, scheint mir das nicht normal zu sein. Außerdem mußt du mit mir etwas deutlicher deutsch reden, es tut mir leid, aber Bayerisch versteh ich nicht so gut!

– Ich werde das sofort dem Chef melden, und du wirst nach Italien geschickt, brüllte er.

– Nein, hab ich gesagt, ich bin kein Italiener. Wenn du mich weggeschicken willst, mußt du mich ein bißchen weiter schicken.

Der Mann war sprachlos. Ein Pole stand dabei, ein Flüchtlings aus der Volksrepublik Polen, der auch in unserer Gruppe arbeitete. Alle bekamen das mit. Sie kamen zu mir:

– Du warst prima, Juan!

– Das ist ein Arschloch, haben mir die Türken gesagt. Der Pole war ganz still, aber schaute freundlich.

– Nein, sagte ich, ich war gar nicht prima, warum soll ich das akzeptieren? Ich tue meine Arbeit, mehr akzeptier ich hier nicht.

Da kam der Chef.

– Was für Probleme gibt's hier?

– Hier gibt's kein Problem, antwortete ich.

Die anderen stimmten mir zu. Bis dahin wußte ich nämlich nicht, wie sich die anderen verhalten würden. Ob sie sich mit mir solidarisieren oder aus Angst den Mund halten würden. Ich sagte also dem Chef:

– Ich übernehme die ganze Verantwortung, erläuterte den Vorgang und meinte, daß ich so etwas nicht akzeptiere.

– So viel ich begreife, viel ist das nicht, aber ich dachte von Anfang an, daß Sie hier der Chef sind.

– Das bin ich auch.

– Warum kommandiert der uns so herum? Wer verteilt hier die Arbeit?

– Ich verteile die Arbeit.

– Ist das richtig, was ich gemacht habe?

– Ja, doch, doch.

Er glaubte es mir nicht und fragte die anderen. Sechs oder sieben waren es.

– Stimmt's, was er sagt?

– Ja, das ist richtig, wissen Sie, der Fahrer ist ein blöder Kerl, der macht das immer so, es war wirklich so, wie der Juan sagt.

Er ging. Es ist nichts passiert.

Was wäre aber geschehen, wenn ich nicht ein Ausländer gewesen wäre? Die Türken waren sehr gute Arbeiter, hochangesehen, auch bei den Aufsehern. Alle drei waren sieben Jahre bei der Post, waren also keine Neulinge. Denen glaubte man. Hätten die Deutschen sich mit mir solidarisiert? Oder der Flüchtling aus Polen?

Bei uns arbeitete auch ein Deutscher, der nach meiner Ansicht etwas geistesgestört war, ein komischer Kerl, mal aggressiv, mal freundlich und schüchtern. Was machten die anderen mit ihm? Der Mann war bei allen bekannt. Immerhin waren da Hunderte von Arbeitern. Und jeder Ausländer kam zu ihm, um sich über ihn lustig zu machen, als hätten sie da die Möglichkeit, ihre Probleme mit den Deutschen an diesem armen Teufel los zu werden.

Der Mann war, wie gesagt, krank, man kann nicht sagen, so sind die Deutschen, aber die ausländischen Arbeiter, viele von ihnen, die kaum Deutsch sprechen und sich um die Zusammenhänge wenig kümmern, machten sich über ihn lustig, als würden sie sich an allen Deutschen rächen. Was sie wollten, stellten sie mit ihm an.

– Guck mal, wie dumm der ist? Ja, ja, so sind die Deutschen...

Lange habe ich mich mit denen unterhalten und ihnen gesagt, daß sie nicht wegen eines Mannes eine ganze Bevölkerung verurteilen können. Aber die meisten haben so unheimlich schlechte Erfahrungen mit den Deutschen gemacht und haben keine andere Gelegenheit, ihre Probleme los zu werden. Das ist sehr traurig.

Große Unterschiede gab es da. In der Kantine fandest du nie oder kaum einen Deutschen, der mit einem Türken saß. Die Deutschen zusammen, die Türken zusammen. Italiener mit Türken, ja. Türken mit Griechen, Griechen mit Italienern – aber Deutsche und Türken, Deutsche und Italiener usw. nie, fast niemals. Ich war immer mit den Türken. Fand das wichtig, habe viel von diesen Leuten gelernt. Aber ich war auch bei den Deutschen.

Mit unserem Gruppenführer habe ich lange Stunden, besonders in der Nacht, diskutiert über viele Dinge. Woran dachte unser Gruppenführer? Er dachte an seine Rente. War ein ziemlich alter Mann, 62 Jahre alt, konnte kaum mehr arbeiten, er war total fertig. Wir duzten uns, und ich habe ihm einmal gesagt: Du, Mensch, wie kannst du so arbeiten? Aber es sind ja nur noch drei Jahre bis zur Rente. Hör doch, du wirst überhaupt keine Rente kriegen, wenn du so weitermachst? Du gehst vorher kaputt. Ich hab ihm immer wieder zugesetzt. Er ist dann auch zum Arzt gegangen, die letzte Woche, als ich dort war, hörte ich von ihm, daß er seine Rente ohne weiteres früher ausbezahlt bekomme.

Er hatte Angst. Vor dem Arzt, vor dem Chef, vor allem. Man muß fast tot sein, sagte er mir, bevor man hier Frührentner wird.

In einer Frauengruppe erfuhr ich ähnliches. Eine arbeitete schon 24 Jahre, die andere 20 und die dritte 16 Jahre bei der Post. Ich fragte naiv.

– Arbeitet ihr immer in der Nacht?

– Ja.

– Fünfundzwanzig Jahre lang?

– Fünfundzwanzig Jahre, von 9 bis 4 Uhr in der Früh. Von Montag bis Freitag.

– Haben Sie Kinder?

– Drei habe ich.

Die anderen hatten zwei.

– Wie machen Sie das?

– Wir bereiten das abends vor, was die Kinder am nächsten Tag brauchen.

– Sagen Sie mal, Ihr Mann arbeitet auch?

Alle ihre Männer arbeiteten.

– Und was macht ihr mit dem Geld?

– Wir haben ein schönes Haus, ein Auto.

– Sind Sie viel gereist?

– Nein, kaum, wir können uns solchen Luxus nicht leisten. Alle drei reagierten ähnlich, und alle drei dachten nur an ihre Rente. Ein anderes Leben kam ihnen gar nicht in den Sinn.

Unterschiede gibt es hier, kolossal. Jedes Jahr ist diese große Show mit dem Urlaub im Ausland. Zwanzig Millionen unterwegs. Doch wer spricht von den anderen, den übrigen dreißig Millionen, die hier bleiben? Zu diesen dreißig Millionen gehören diese drei Frauen. Vielleicht ist es gar kein finanzielles Problem, aber die haben überhaupt keine Lust mehr dazu. Die waren, so empfand ich das, ziemlich tote Menschen. Die dachten an die Arbeit zu Hause, an die Arbeit bei der Post, an die Schulden und an die Rente.

Später arbeitete ich einmal im Postscheckamt. Da waren etwas andere Leute. Die meisten sind Frauen. Wenn du Fahrer bist, sehen die dich gar nicht, du bist Mensch zweiter Klasse. Für mich hat das keine Rolle gespielt, weil ich ganz anders denke. Aber da waren auch Türken, die das Haus saubermachen sollten, viele Frauen, auch schöne, sehr schöne Mädchen. Die erzählten mir immer, ach du, da kommst du nie ran, die unterhalten sich nicht einmal mit dir. Ich hab's gesehen, wie die Deutschen die Ausländer mißachten, auch die Frauen.

Aber es sind nicht die Menschen. Es sind die Institutionen des Systems, das alle durchdringt.

Ich bin in dieses Land als Kommunist gekommen. Ich sehe auch, wie einige Leute aus den sozialistischen Ländern – „vom Kommunismus“, wie das hier so heißt – flüchten, weil sie hier die große, offene Welt finden wollen. Ich bin aus einem armen in ein reiches Land gekommen, wo der Konsum dominiert, wo es viele Möglichkeiten gibt. Doch es gibt große Probleme. Zum Beispiel.

Es gibt Menschen ohne feste Überzeugung, die in dieser Gesellschaft verloren sind. Die Attrappen der Gesellschaft stören das Bewußtsein. Was ist nun meine Erfahrung und die Erfahrung von Genossen der Unidad Popular? Für uns gibt es nur eine Überzeugung: Wir müssen nach Chile zurückkehren, weil wir es wollen. Weiterhin bin ich sehr befriedigt darüber, diese Gesellschaft kennengelernt zu haben und daß ich noch mehr kennenlernen werde. Jetzt weiß ich nämlich, warum wir arm sind – wir, die Länder Lateinamerikas. Jetzt weiß ich auch, warum es den Marxismus, den Leninismus gibt. Ich wußte es schon, aber jetzt ist es eine unerschütterliche Gewißheit. Ich habe nur eine Überzeugung, nicht nur, wenn ich an Chile denke: Wenn ich an Chile denke, dann ist es Lateinamerika – Mexico, Uruguay, Paraguay, Bolivien usw. – das sind dieselben Länder. Es gibt, soweit es die Bevölkerung betrifft, keine größere Ähn-

lichkeit als die des lateinamerikanischen Subkontinents; ich habe die Überzeugung, daß es bei uns niemals eine Gesellschaft geben wird, wie es diese ist. Niemals. Erstens: Der große Kapitalismus wird das verhindern. Und zweitens: Die Bevölkerung Lateinamerikas ist dafür nicht geschaffen. Bei uns gibt es, aus menschlichen Gründen, nur eine Möglichkeit: Das ist der Sozialismus. Es gibt keine andere Möglichkeit.

Es werden viele Versuche unternommen, die lateinamerikanischen Länder nicht nur wirtschaftlich, sondern auch ideologisch abhängig zu machen. Das kommt nicht durch. Wer das behauptet, kennt unsere Geschichte nicht, auch nicht die Völker. Wir haben unheimlich viel von den sozialistischen Ländern zu lernen, nicht von den Sozialdemokraten. Wenn wir das zu nutzen wissen, werden wir daraus viel gewinnen. Im übrigen hatte ich hier das Glück, fast zwei Jahre lang Deutsch zu erlernen, bei guten Lehrern. Es war Deutsch für Ausländer. Von daher lernte ich auch Leute aus den europäischen sozialistischen Ländern kennen. Die haben, wie ich schon andeutete, viele Vorteile, darunter fast unbegrenzte Stipendien, um die Sprache hier zu lernen. Wir kriegen bis zu neun Monaten bezahlt. Ich kenne eine, die war schon beim 12. Kurs, das dauerte mehrere Jahre, die war aus der UdSSR gekommen. In unserem gebrochenen Deutsch haben wir uns mehrere Male unterhalten. Nach meiner Ansicht sind die total frustriert. Die meisten sind verzweifelte Leute. Die haben hier nie gefunden, was sie suchten. Der Pole in der Post war hierher mit einem normalen Visum gekommen. In Polen hatte er ein Haus, er hat nur tolle Sachen von Polen erzählt. Wenigstens mir. Dieser Mann war tot. Er konnte laufen, räckerte sich ab, wußte aber nicht, warum. Josef, habe ich ihn einmal gefragt, warum bist du in die Bundesrepublik gekommen? Du, hier trinke ich soviel Bier, wie ich kann, esse so viel Wurst, wie ich will. Und? Das kann ich hier machen. Prima! Hast du schon ein Haus gekauft? Nein, aber ich bin hier erst seit acht Monaten. Hast du eine Wohnung hier? Ja, jetzt werde ich bald eine Wohnung von der Post bekommen. Wieviel wird die kosten? Ach, das ist nicht teuer, 440 Mark. Wieviel verdienst du? 1400 Mark. Seine Frau schrieb ihm nicht mehr, die Töchter antworteten nicht auf seine Briefe, er war verzweifelt. Sie wollten nicht mitkommen. Das ist keine Ausnahme.

Natürlich gibt es auch Leute, die verbreiten haarsträubenden Unsinn, daß man in der Sowjetunion hungern müsse usw. Warum sagen sie das? Sie schmeißen sich ran, wollen mit den Deutschen, wie sie das meinen, sympathisieren. Die glauben, daß es ihnen dann gutgeht, aber sie wissen nicht, wie die Deutschen wirklich sind und leben. Für die ist es nämlich gleichgültig, wo in der Welt gehungert wird, für sehr viele von ihnen. Solche Reden nutzen nicht viel. Für einige schon, aber für die Bevölkerung im allgemeinen nicht. Die meisten sprachen aber von ihren Ländern, die sie verlassen hatten, mit Stolz. Manche erwarteten, daß sie es schlecht machen, aber sie taten es nicht, denn sie waren inzwischen mit einer anderen Realität konfrontiert.

Sie finden Wohlstand, Reichtum, große Leistung, aber was den meisten fehlt, ist Freundschaft, menschliche Freundschaft, die sehr schwer zu finden ist. Wo finden wir diese Freundschaft? Bei den Leuten, die so denken wie wir. Ich habe nie in meinem Leben so gute Freunde gehabt wie hier in diesem Lande. Das sind Menschen, die mit dieser Gesellschaft unzufrieden sind. Was uns vereint, ist aber nicht die Unzufriedenheit, sondern Überzeugung, eine feste Überzeugung, daß der Kapitalismus den Menschen abtötet. Das ist keine Lösung für Menschen. Das ist unsere Über-

zeugung. Viele Ausländer, die sogenannten Gastarbeiter, die sich aus mancherlei Gründen schlecht fühlen könnten, denken immer, ich kehre einmal zurück. Das gibt ihnen eine gewisse Freiheit, die sie sich heute nicht erlauben können, weil sie noch hier bleiben müssen.

Manchmal habe ich das Gefühl, daß sich die Deutschen selbst wie in einer großen Kaserne fühlen, die diese Gesellschaft geschaffen hat. Sie sind Gefangene von so vielen Dingen, von einer ungeheuren Propaganda, von einem lärmenden Konsum, von kolossalen Lügen – in der Presse wird viel gelogen. Ich habe nicht sehr viele Hoffnungen für dieses Land... doch ich habe sie noch: Mit vielen jungen Menschen habe ich gesprochen, die enttäuscht sind, die wissen, daß hier etwas falsch läuft. Manche sind so enttäuscht, daß sie keinen Kopf mehr dafür haben, was sie dagegen unternehmen können oder sollen. Wie Eltern und Lehrer in der Schule, die sich nach den Anweisungen richten, als wären sie niemals mehr zu ändern.

Vieles möchte ich noch von den Deutschen kennenlernen, die guten und die schlechten Seiten besser verstehen können. Das ist eine hervorragende Quelle von Wissen, die uns für Lateinamerika später zum Nutzen sein wird. Dieses Land bestimmt heute vieles in der dritten Welt. Es hat Einfluß in Afrika, Lateinamerika, Asien. Deshalb müssen wir uns auch um die Deutschen kümmern: was denken sie, was machen sie? Machen sie es richtig oder falsch? Man muß nur an Brasilien, an Bolivien, Peru und Kolumbien und den Einfluß der Bundesrepublik Deutschland denken. Oder etwa an Tunesien. Es ist also nützlich, hier zu studieren und zu lernen. Natürlich bin ich kritischer geworden, als ich es vorher war. Keinesfalls möchte ich mich aber so hinreißen lassen, wie das wenig bewußte Ausländer tun und meinen, die Deutschen sind überheblich und kaltherzig.

Es gibt eine gemeinsame Sache unter den Ausländern. Ich empfinde es so, und ich habe es selbst erfahren. Ach du, du bist Ausländer! Prima. So reden Ausländer untereinander, und ich sehe nicht so aus, daß man mich gleich als Ausländer erkennt, der kann sogar ein Deutscher sein, warum nicht. Warum sind viele Ausländer zu dieser Haltung gekommen? Das müssen wir verstehen. Vielleicht gibt es mehr als Diskriminierung, die jeder erfahren kann. Es ist wohl diese Getto-Gesellschaft hier. Manchmal denke ich, die Ausländer sind freier als die Deutschen – natürlich mit zahlreichen Ausnahmen, das ist vollkommen klar. Im Goethe-Institut habe ich gelernt, das liebste Kind der Deutschen heute sei das Auto. Wenn das stimmt, was ist da noch zu machen? Ich glaube nicht, daß daran die Bevölkerung schuld ist. Das ist der hochentwickelte Kapitalismus, der die Menschen verwandelt, fast gefühllos macht.

Verallgemeinern will ich nicht, auch meine Selbstkritik will ich mir unbedingt bewahren. Aber es ist so, ich komme immer wieder auf das System. Warum kam es mir so vor, als ich vor einigen Wochen in der DDR war, daß dort die Kinder darauf aufmerksam gemacht werden, daß es in der Welt noch mehr Kinder gibt, die zum Beispiel unter ganz schrecklichen Verhältnissen leben und leiden. So erzieht man dort Kinder. Das ist eine Zukunft, ich sag es jedem. Was lernen sie über Vietnam? Über die Kinder in Vietnam?

- Juanito, frage ich meinen Sohn, hast du etwas von Vietnam in der Schule gelernt?
- Nein, gar nicht.
- Das mußt du wissen, Juanito. Du mußt wissen, daß dort Kinder ermordet werden – von Chinesen, denen befohlen wurde, Vietnam zu überfallen.

Haben die Deutschen hier Angst, über Internationalismus zu sprechen? Daß das ein kommunistisches Wort ist? Wo wird gelehrt, daß eine tunesische Arbeiterin für dieselbe Arbeit, für die eine Deutsche 1000 Mark bekommt, nur 100 Mark erhält, wo wird das gelehrt? Das ist die Lüge. Das kann für keinen Menschen eine gute Sache sein. Wo wird gelehrt, daß dieser Wohlstand ein Stück vieler Länder ist? Wo wird das gesagt?

Ömer Batur Erfahrungen im Gastland

Ich bin im Herbst 1966 zum Studium in die Bundesrepublik gekommen; so ziemlich zu Beginn der Studentenbewegung, die nicht spurlos an meiner persönlichen Entwicklung vorübergegangen ist. Dennoch werde ich in den nächsten Seiten weniger über meine Entwicklung als über meine Erlebnisse und Erfahrungen mit einer fremden Gesellschaft erzählen, die mit jedem Jahr mehr zu meiner zweiten Heimat wird. Bis ich in die Bundesrepublik kam, zählte ich mich aufgrund meiner bisherigen Lebens- und Denkweise, meines Wissens und meiner Ausbildung zum selben Kulturreis. Schon in den ersten Tagen meines achtjährigen Aufenthaltes in München wurde ich eines Besseren belehrt. Du kannst an Kultur mitbringen, was du willst, deine Klassifizierung ist schon vor deiner Ankunft vorgenommen worden. Ohne daß die Menschen dich kannten, haben sie das bereits getan. Du kannst bestenfalls versuchen, sie ab und zu einmal angenehm zu überraschen und höchstens dazu bringen zu sagen „Ja, du bist ein besserer Türke...“

So lernte ich zum ersten Mal, daß auch die Ausländer untereinander von der Mehrheit der Deutschen, der deutschen Behörden usw., in verschiedene Ränge eingeteilt sind, ohne daß sie darum gebeten wurden. Den allerhöchsten Rang nehmen in dieser Skala die Skandinavier, Engländer und Holländer ein. Ja, bei denen sind sogar viele bereit, daß diese eine gewisse Überlegenheit gegenüber den Deutschen haben könnten. Sie sind jedenfalls „kaum Ausländer“.

Im übrigen dürfte das nach der letzten ZDF-Sendung mit Helmut Kohl für die Holländer nicht mehr zutreffen. Sie sind eben selbst schuld, dieses gute Bild, das man von ihnen in der BRD hatte, zu zerstören. Wer hat ihnen denn erlaubt, so stark an empfindlichen Stellen der deutschen Konservativen herumzustochern?

An zweiter Stelle der besagten Rangliste, noch kann man sogar von Gunst sprechen,

sind Franzosen, Schweizer und Österreicher plaziert, wobei die Franzosen noch etwas Fremdes mit sich bringen, etwas Exotisches, den Ruf des charmanten und potentiellen Mannes oder der temperamentvollen Frau. So neigen z. B. viele Deutsche dazu, Männern, die ein wenig südländisch aussehen und einen guten Eindruck machen, die Gütekasse „Franzosen“ zu unterstellen. Wie oft wurde ich – es wäre keine Übertreibung, wenn ich sage, von jeder dritten Frau – nach einigen Minuten der „hochgeistigen“ Unterhaltung so erwartungsvoll, mit der besten Mimik, bei vergrößerten Augen und verbreitertem Mund, gefragt: „Sind Sie Franzose?“, „Nein, Türke“. „Ach, verzeihen Sie, so meinte ich das nicht, ich wollte Sie...“ (nicht beleidigen, wollte sie vermutlich sagen, kniff aber im letzten Moment), „jedenfalls sprechen Sie sehr gut deutsch, und das für einen Türken?“

Der Rest der Konversation war immer eine Sisyphus-Arbeit. Zurückgeworfen, oder besser gesagt heruntergeworfen ins Mohrenland, mußte ich mich emsig wieder vorarbeiten, mit allem Wissen und mit den besten Künsten der Beherrschung einer fremden Sprache, mit Zitaten aus Büchern bekannter Deutscher, die der deutsche Gesprächspartner vielleicht nie gehört hatte. Dann kam es oft noch schlimmer.

„Aber ein Elternteil muß bei Ihnen doch deutsch sein, zumal Sie behaupten, daß Sie erst zwei Monate hier sind.“ Aus Ärgernis habe ich einige Male den Paß rausgerückt. „Hier, sehen Sie, Mutter Emine, Vater Temel. Einreisestempel: 14. Oktober 1966. Heute haben wir den 19. Dezember. Ich war auf der deutschen Schule in Istanbul, dort habe ich auch mein Abitur gemacht. Deshalb spreche ich so gut deutsch, ohne jemals zuvor mit meinen Füßen deutschen Boden betreten zu haben.“ Etwas Tröstliches hatte ich jedoch dabei gesagt, eben Deutsche sind es, die dem Türkennkind so gut Deutsch beigebracht haben. Beide Seiten sind zufrieden. Das Gespräch könnte weiterlaufen, wenn ich nicht gedacht hätte, du kannst mich...

Ja, man macht so seine Erfahrungen als Türke in der Bundesrepublik. Viele Deutsche sind jedoch nicht so. Sie können auch freundlich sein, besser gesagt, freundlich werden und Komplimente machen, sogar als Grenzbeamte.

1978 war ich einmal von Hannover mit der Monopolfluggesellschaft nach Westberlin geflogen. Seitdem diese Fluglinie monopolisiert wurde, kann man sich mehr Verspätungen gestatten. „Es ist so, mein Herr, die Maschine, mit der Sie fliegen werden, ist nach Hannover vor etwa 10 Minuten abgeflogen.“ „Ich bin aber nicht zu spät.“ „Nein, das ist ja auch der vorherige Flug. In 50 Minuten ist die Maschine wieder da, und Sie können fliegen.“ Ich hatte immer etwas gegen Monopole. Na ja. Dann bewegte ich mich ein wenig langsamer in Richtung der Polizeifestung.

Übrigens, bekommen Sie auch immer so ein komisches Gefühl, wenn Sie sich einer Grenzkontrolle oder so etwas ähnlichem nähern?

Nach etwa 10 Minuten kam ich an die Reihe und legte meinen Paß auf den Schalter. „Auch das Flugticket bitte.“ Er könnte genauso gut Flugkarte sagen, denke ich. Diese Amerikanisierung... Die DDR-Beamten haben mich noch nie auf Russisch angeprochen! Ich schiebe das Ti..., Verzeihung, die Karte durch die Spalte zur anderen Seite des Schutzglases. Schon als der Beamte die Farbe des Reisepasses sieht, geht ein freches Lächeln über sein Gesicht. Paß dunkelblau. Potentieller El-Fatah-Mann, Flugzeugführer oder zumindest Haschischhändler. Bei der genauesten Durchsicht fast aller Seiten meines Passes (dabei entwickeln manche einheimische Fluggäste wahrscheinlich abermals einen Haß gegen Ausländer – „Wenn diese Ausländer nicht

wären, kämen wir schneller durch die Paßkontrolle“) nimmt sein Gesicht sehr strenge Züge an. Er blättert weiter. Nanu? Er lächelt. Er hat den Stempel der Aufenthaltsberechtigung gesehen. (Die Aufenthaltsberechtigung ist so die vorletzte Stufe vor der Einbürgerung.) Genauso schätzt er das auch ein! Jetzt bin ich menschlich ein wenig „näher“ zu ihm gerückt. Geschickt klappt er meinen Paß zu. „Sie sind ja fast ein Deutscher. Hihi.“

Ich gehe kommentarlos weiter, nachdem ich mich mit kühlem Ton bedanke. Ich möchte nun zu einigen Erfahrungen Beispiele geben, die vermutlich jeder Ausländer, der aus einem südlichen Land kommt, macht, der in der Bundesrepublik im Arbeitsprozeß steht. Die einschlägigste Erfahrung ist, daß man mit einem unterschiedlich kühlen Milieu bezüglich der zwischenmenschlichen Beziehungen konfrontiert wird. Dieses Milieu ist keineswegs eine absichtlich menschenunfreundliche Verhaltensweise, sondern einschließlich der bereits geschilderten Verhaltensweisen den Ausländern gegenüber, stellt es eher den Tribut des materiell guten Lebens in einer hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaft dar.

Es gehört zum reibungslosen Ablauf dieser Produktionsweise, was man ein wenig saß „Leistungsgesellschaft“ nennt, daß sich die Menschen voneinander als Menschen entfernen. Die Beziehungen untereinander werden zu Funktionen, und die Menschen in dieser Gesellschaft betrachten den anderen zunächst als potentiellen Rivalen, wenn nicht sogar als Feind. So hat mir einmal eine ältere Nachbarin die Tür gar nicht geöffnet, obwohl ich ihr nur mitteilen wollte, daß ihr Keller überschwemmt sei. Die menschliche Liebe tauscht hier ihre Stellung mit der nüchternen Kalkulation. Liebe würde Solidarität bedeuten, gemeinsame Beratung der Probleme – auch des einzelnen – bedeuten, vielleicht gemeinsames Bemühen zur Lösung dieser Probleme mit sich bringen, auch vielleicht die Einsicht, daß die Probleme des anderen gar nicht so unterschiedlich sind von den eigenen usw. Und dies alles wäre Gift, zum Beispiel im Arbeitsprozeß. Da muß jeder auf sich selbst aufbauen, sich auf seine Kraft, auf sein Geschick verlassen und dabei vielleicht den anderen, den Kollegen von nebenan austricksen, hinter sich lassen, damit er selber weiter kommt. Man muß schauen, daß man sich selbst beliebt macht, für den Fall, daß eventuell ein besserer Arbeitsplatz vakant werden könnte, oder es differenzierte Prämien gibt. Es ist sehr paradox, aber wahr, die Produktionsmittel und -weisen machen einen ständigen Fortschritt, aber die Umgangsformen samt der Kultur befinden sich in der Bundesrepublik in den letzten Jahren im Rückschritt. Geradezu texanische Verhältnisse gewinnen zwischen den Menschen Oberhand: Wer schneller zieht, ist gut dran! Der Arbeitslose war eben nicht schnell genug. Selber schuld. Selber schuld?

Sehr viele, vielleicht sogar die meisten Menschen in dieser Gesellschaft, sind diesen Mechanismen unterworfen. Leider strukturieren diese Mechanismen nicht nur den Menschen am Arbeitsplatz. Sie verfolgen ihn auch nach Feierabend. Denn seine geistig nüchternen und produktivsten Stunden, in denen er das meiste lernt, verbringt der Mensch am Arbeitsplatz. Um den notwendigen Abstand von diesen Mechanismen zu gewinnen, bleibt ihm zuwenig Zeit. Bei vielen Menschen ist es sogar soweit, daß sie diese Mechanismen bewußt oder unbewußt durch den Griff zur Flasche zu ertragen versuchen.

Da braucht sich gerade eben ein südländischer Ausländer nicht zu wundern, daß er nicht mit offenen Armen empfangen wird, so wie die Fremden in seinem Land emp-

fangen werden. Aber er ahnt all dies nicht vorher und erlebt dabei eine unangenehme Überraschung. Er unternimmt trotzdem Versuche, den menschlichen Kontakt zu finden; Verständigungsschwierigkeiten anhand unterschiedlicher Sprache kommen hinzu. Man hat hier auch zuwenig Zeit, um sich mit Gesichtsausdrücken und Handbewegungen zu verständigen. Unter der Kastanie an der Ägäis bei starkem türkischen Tee haben die deutschen Touristen Zeit genug, um sich mit Türken auf diese Art und Weise zu unterhalten. Viele Ausländer vergessen aber, daß sie es hier nicht mit deutschen Touristen zu tun haben, sondern mit dem Vorarbeiter oder Meister. Wie soll übrigens der Meister dem Ausländer die Menschlichkeit geben, die er vom Obermeister gar nicht bekommt?

Das Streben nach guten Freundschaften ist in vorkapitalistischen Gesellschaften noch ein wichtiges menschliches Ziel. Diese Zielsetzung verlieren die Ausländer natürlich nicht gleich am ersten Tag nach der Ankunft in der Bundesrepublik. Die meisten Türken kommen als stolze Bauern und erwarten eine ihrem Stolz entsprechende Behandlung mit der Bereitschaft, als Gegenleistung Freundschaft zu geben. Da sie die Sprache nicht können, suchen sie den Augenkontakt, Wärme. Ein Zittern geht in der Kälte über ihren Leib und führt zur Ernüchterung. Diese entwickelt sich wiederum zu Mißtrauen, wenn nicht gar zu Haß.

In einzelnen Fällen entwickelt sich zwischen deutschen und ausländischen Arbeitern etwas zwischen Freundschaft und Solidarität der Benachteiligten, wenn ein deutscher Kollege, z. B. als letzte Stufe seines Abstiegs, den Posten des Heimleiters eines Ausländerwohnheims erhält. Er kennt die Ausländer mit Namen und Familiennamen. Das ehrt diese sehr, meist werden sie von den Deutschen mit „Du“ angedreht. Der Hausmeister weiß aber, daß „der Ali eine kranke Frau und drei Kinder zuhause hat“, daß „dem Mustafa voriges Jahr das Haus in Erzurum abbrannte“.

Das ist schon so eine Sache mit den Namen. Es ist ein unausgesprochenes Kriterium der Ausländer, eine Art innere Meßlatte für die Bewertung der deutschen Menschen und zwangswise derer Arbeit, z. B. als Betriebsräte. In meiner mehrjährigen Tätigkeit in einer Gewerkschaft mache ich immer wieder die Erfahrung, daß für die türkischen Arbeiter diejenigen Betriebsratsmitglieder gut sind, die sie mit Namen kennen und wissen, wo sie arbeiten. Weniger der Erfolg in der Bewältigung der Aufgaben als Betriebsrat ist bei ihnen maßgebend als die menschliche Zuwendung. Die Beschwerden lauten sehr oft nicht, daß ihre Rechte nicht gut vertreten werden, sondern daß der Betriebsratskollege sie nicht am Arbeitsplatz besucht, grüßt und fragt, wie es ihnen geht.

Diese Kontaktarmut treibt die ausländischen Menschen in der Bundesrepublik in die Isolation, sie ziehen sich mehr oder minder freiwillig zurück und bauen ihre Subkultur. Die Ausländer finden keine Freunde in den fremden einheimischen Menschen. Sie können keine Antwort dafür finden, warum Fremde hier nicht Freunde werden können? War nicht jeder Freund einmal ein Fremder?

Die Ausländer ahnen kaum, daß die deutschen Menschen auch in einer gewissen Isolation leben und selbst kaum noch Freunde haben. Vom Freund sprechen hier eher Kinder und junge Leute. Von erwachsenen Deutschen hört man selten das Wort „Freund“. Wenn, dann mit einer Funktion verbunden: „Parteifreund“ oder „Sportsfreund“, „Vereinsfreund“ oder „Skafreund“. Der „Nur-Freund“ ist ausgestorben im Gastland.

Sargut Sölcün Türkische Gastarbeiter in der deutschen Gegenwartsliteratur

Als die ökonomische Entwicklung in der BRD der Nachkriegszeit vor 1960 bestimmte Dimensionen erreicht hatte, ergriff die im Westen anhaltende Bewegung der Arbeiteremigration auch uns. Besonders nach 1965 wurden die kapitalistischen Länder in Europa, die BRD an der Spitze, dann Österreich, die Schweiz, Frankreich, Belgien, die Niederlande und später die skandinavischen Länder für Millionen Arbeitslose in unserem Land zu Symbolen der Hoffnung.

Im allgemeinen Sinne entstanden neue Berührungspunkte für die Neuankömmlinge und für die ihnen einen Willkomm Bietenden (!) dadurch, daß die ausländischen Arbeiter in der BRD Fuß faßten und ihre Arbeitskraft dort verkaufen. Diese Berührungen, die eine neue gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung aufgrund der zweiseitigen ökonomischen Notwendigkeit bedeuten, wurden an den Arbeitsplätzen, in Streiks, in Straßendemonstrationen, in den Tanzsälen, hinter geschlossenen Türen relevant; und infolge all dessen entstanden neue Werturteile. *Fremdarbeiter*, das von Hitler-Deutschland geerbte Benennungswort für ausländische Arbeiter, wurde durch *Gastarbeiter* ersetzt. Ende der sechziger Jahre votierte das deutsche Großkapital für eine mäßige Integration ausländischer Arbeiter in die deutsche Gesellschaft, und das Wort *Gast* blieb als Feigenblatt. Andererseits, obwohl es zwischen ausländischen und deutschen Arbeitern objektiv keinen Interessenkonflikt gibt, traf das Kapital jede Art von Maßnahmen, um die Annäherung ausländischer und einheimischer Arbeiter zu verhindern. Durch die damit am Arbeitsplatz und außerhalb der Fabrik geschaffenen Verhältnisse wurden nationale Differenzen ständig provoziert; wurde die Drohung, den Ausländer in seine Heimat zurückzuschicken, zur Einschüchterung benutzt. Der Westdeutsche Rundfunk organisierte ein Preisausschreiben mit dem Ziel, für diese Gruppe „ein anderes, treffendes Wort als *Gastarbeiter*“ zu suchen und einen „unter den gegenwärtig gebräuchlichen Bezeichnungen am wenigsten mißverständlichen“ Begriff zu finden. Ich zitiere hier einige der Einsendungen: „Arbeiter zur Erhaltung des Wohlstands und der Ordnung“, „Devisenboy“, „Eurosklaven“, „Hungernde“, „Jahrhundertsarbeiter“, „Menschen zweiter Klasse“, „Nato-Arbeiter“, „Treue Helfer“, „Germanyfans“ und andere mehr. Am Ende wurde *ausländischer Arbeitnehmer* als gängigster Begriff bewertet und ist heute in die offizielle Sprache eingegangen. Jedoch trägt er immer noch die Bedeutung „fremder Arbeiter“ in sich und betont noch dazu den Emigrations- und Fremdheitsaspekt der billigen Arbeit. Es gibt eine Broschüre mit dem Titel *Ehen mit Ausländern*, die 1974 von der Bundesarbeitsgemeinschaft *Aktion Jugendschutz* herausgegeben wurde. Sie gibt deutschen Mädchen, die Ausländer heiraten wollen, Ratschläge. Darin heißt es: „Wir brauchen junge vitale, arbeitsfähige Menschen, die uns beim Aufbau helfen. Unsere Wirtschaft kann nicht funktionieren, wenn sie nicht diese fremden Arbeitskräfte heranholt.“ Die Broschüre empfiehlt den Frauen, die Ausländer heiraten wollen, sehr vorsichtig vorzugehen, illustriert das an drastischen Beispielen und rät ihnen überhaupt von solchen Abenteuern ab. Sie meint: „Der Unterschied zwischen Christen und Moslems aber ist

größer als alle Kulturunterschiede innerhalb Europas.“ Der Katalog reicht vom Haremsladen bis zu den Männern, die ihre Frauen prügeln, und zählt die Gefahren auf, die auf deutsche Frauen lauern, die mit einem Ausländer eine Ehe eingehen und in ein asiatisches oder afrikanisches Land übersiedeln. Natürlich ist auch die Türkei unter diesen Ländern. Indem das Büchlein die von den Märchen aus 1001 Nacht geprägten Traumvorstellungen zerstört und auf die gesellschaftliche Unterdrückung der Frau im unterentwickelten Orient aufmerksam macht, bestätigt es unbewußt die Tatsache, daß die Situation im eigenen Land gar nicht so anders ist. Es wird vorausgesetzt, daß der deutsche Mann, der eine Ausländerin heiratet, irgendwie in Deutschland bleibt. Außerdem übersieht die Broschüre, daß es im westlichen Europa „Frauenhäuser“ gibt, in die sich Frauen mit ihren Kindern flüchten, um Ruhe und Schutz vor ihren prügelnden Männern zu finden.

Die Widersprüche, die aus der Begegnung der so verschiedenen Kulturen im entwickeltesten kapitalistischen Land des westlichen Europa entstanden sind, haben sich auch in der Literatur der betroffenen Gesellschaft deutlich niedergeschlagen. Besonders in den Jahren von 1969 bis 1974 wurden Themen mit Bezug auf ausländische Arbeiter in den Tageszeitungen der BRD, in den Zeitschriften, außerdem auch in den Radio- und Fernsehprogrammen und schließlich in der Dichtung sehr oft behandelt. Allerdings ist diese Besonderheit nicht nur der BRD eigen, sondern dies gilt auch für die anderen westeuropäischen Länder, die billige Arbeitskraft kaufen, und noch wirksamer auch für die Länder, die billige Arbeitskraft verkaufen. Hier wollen wir daran erinnern, daß die türkischen Arbeiter, die nach „Alamanya“ wandern, in unserer Literatur nach 1965 zu einem Hauptthema von Gedichten, Erzählungen, Romanen und Bühnenstücken geworden sind. Wenn sich ein ökonomisches und soziales Phänomen in der Kunst einer Gesellschaft (wir denken dabei an die Gesellschaft in der BRD und in der Türkei) niederschlägt, so ist das als ein Symptom für die Tragweite desselben zu werten; dann geht diese Reflexion in das feste künstlerische Inventar ein und gewinnt die Eigenschaft eines universellen Dokuments. In unserem Fall wurde die soziale Realität, der sich ästhetische Prinzipien unterordnen, zum Schwerpunkt der künstlerisch-literarischen Produktion, und dadurch fand unser Arbeiter Eingang in die bundesdeutsche Literatur, in der er eine bestimmte Funktion hat.

Heinrich Böll, der durch sein kritisches Verhalten die westdeutsche Literatur nach dem II. Weltkrieg mit prägte, veröffentlichte im Jahre 1971 einen Roman, dessen Titel mit *Fotografa Kadin da Var* ins Türkische übersetzt wurde: *Gruppenbild mit Dame*. Wir finden im „Gruppenbild mit Dame“ eine Anzahl von Figuren und Episoden. Kommen auch noch die Lebensläufe der Romanfiguren hinzu, so haben wir vor uns ein breites Zeit- und Gesellschaftsspektrum, das den historischen Zeitraum von den Vorkriegsjahren bis heute umfaßt. Bölls Figuren sind typisiert: Geschäftsleute, Makler, Wissenschaftler, Soldaten, Nonnen, Kriegsgefangene, Arbeiter, Gastarbeiter, türkische Gastarbeiter -Kaya Tunç, Ali Kılıç, Mehmet Şahin. Im Mittelpunkt – gleichzeitig über dem Geschehen – steht eine Frauengestalt, eine deutsche Frau: Leni Pfeiffer. Ihre Kindheit und Jugend verbringt sie in der Finsternis des Hitler-Faschismus. Da wird sie von einem Komitee zum „deutschesten Mädel der Schule“ gewählt. Als eine ähnliche Wahl in der ganzen Stadt durchgeführt wird, gewinnt sie den zweiten Platz. Aber das ganze Leben der Leni, die blondhaarig, blauäugig ist und günstige Schädelmaße hat, verläuft diesen Anlagen diametral entgegengesetzt, so als verspottete

es jene. Sie bekommt ein Kind von einem russischen Gefangenen, einem Zwangsarbeiter in Deutschland, den sie mitten im Krieg kennengelernt. Leni kümmert sich nicht um rassische und nationale Diskriminierung, sie steht ständig in Widerspruch zu ihrer Umwelt. Ihr Nonkonformismus beruht grundlegend auf ihrer ökonomischen Machtlosigkeit. Das in den Reaktionen auf die Ungerechtigkeiten in ihrer Umwelt verdeutlichte Benehmen Lenis, die keine Stütze mehr im Leben hat, verursacht ihre Randposition innerhalb der Gesellschaft; nun sind ihr die Unterdrückten und Ausgestoßenen am nächsten. Was der Gefangene Boris für sie während des Krieges war, ist jetzt der Gastarbeiter Mehmet.

Mehmet ist Untermieter bei Leni. Er ist eine wichtige Figur in den Kapiteln des Romans, die die heutige BRD widerspiegeln. Die Beziehung Mehmetts, der schon in der Türkei eine ihn ungeduldig erwartende Ehefrau hat, zu Leni, einer Frau im reifen Alter, die den Krieg erlebt und ein Kind hat, ist in zweierlei Hinsicht relevant. Einerseits bedeutet sein Verhältnis zu Leni für sie die Fortsetzung ihrer ablehnenden Haltung gegenüber dem „Deutschesten-Mädchen-Sein“ in den Nazijahren. Mit diesem Gegensatz verurteilt Böll das faschistische Denken. Für Mehmet bedeutet Leni den einzigen möglichen Zugang zu der ihm fremden Gesellschaft. Andererseits, und das setzt sich im Werk stärker durch, ist die Solidarität der Menschen unter sich von Belang, der Menschen, die das kapitalistische System aus verschiedenen Gründen gezwungen hat, als Randexistenzen zu leben. Grund für diese Situation ist der von der gültigen Ordnung gegen sie gerichtete brutale Angriff. Eine solche Einheit aber gründet sich hier nicht auf Klassenbewußtsein. Lenis nächste Helfer gegen diejenigen, die sie aus ihrem Haus vertreiben wollen, sind die ausländischen Arbeiter. Daß die Türken zusammen mit anderen ausländischen Arbeitern denjenigen, die kommen, um Leni wegzuzagen, den Weg mit dem Müllwagen versperren, ruft die internationale Solidarität der Arbeiterklasse ins Gedächtnis zurück. Dennoch bemüht sich der Autor darum, eine moralische Grundlage dieser Solidarität zu sehen. Letzten Endes wird die bürgerliche Demokratie freigesprochen.

Als zweites Beispiel ziehe ich die Erzählung *Wie bei Gogol* von Siegfried Lenz heran. Sie wurde 1973 geschrieben und 1975 in dem Sammelband *Einstein überquert die Elbe bei Hamburg* veröffentlicht.

Ein Geographielehrer, Anfänger im Autofahren, fährt mit seinem gerade gekauften Gebrauchtwagen einen türkischen „Gast“-Arbeiter an. Schuld am Unfall ist der Türke, der die Verkehrsampel nicht beachtet hat. Der Lehrer, ein naiver, sich strikt an die Vorschriften haltender Mensch, will den leicht verletzten Türken zum Arzt bringen; aber der Verletzte möchte lieber zu seinen Landsleuten. Während der Lehrer, um die Schule zu verständigen, aus dem Auto steigt und in eine Telefonzelle geht, flieht der Türke. Als der Lehrer später zu dessen Behausung kommt, wird ihm von den Türken dort mitgeteilt, daß „Herr Üzkök“ bei einem Arbeitsunfall auf dem Bau verletzt worden sei. Der Lehrer, der seinen Unfallpartner im Bett liegen sieht, kann zuerst den Grund für diese Geheimhaltung nicht begreifen. Außerdem geht es um den an seinem Wagen entstandenen Schaden, und dies ist die Ursache für seine Hartnäckigkeit in der Verfolgung dieser Angelegenheit. Ein gut gekleideter Türke unter den Anwesenden zahlt ihm jedoch das nötige Geld sofort aus und bittet ihn darum, die Sache zu vergessen. Als der Lehrer wieder in den Wohnwagen kommt, um den Restbetrag zurückzugeben, erinnert sich der gut gekleidete „Mann mit dem Siegelring“ weder an den Un-

fall noch an einen „Herrn Üzkök“.

Seit Errichtung der Arbeiter-Vermittlungsstelle in Istanbul erreichte die Zahl der aus der Türkei exportierten Arbeiter 1973 ihren Höchststand. Die Türken nahmen mit etwa 600 000 unter den in der BRD beschäftigten 2 Millionen „Gast“-Arbeitern die erste Stelle ein. Außerdem erhöhte sich auch die Anzahl der illegal beschäftigten Türken (mit dem unter unseren Arbeitern üblichen Ausdruck „Touristen“) vermutlich um 100 000. Einen dieser „illegal eingeschleusten“ Türken, „Herrn Üzkök“, treffen wir in Lenz’ Erzählung. Sie spielt in einer deutschen Großstadt, sehr wahrscheinlich in Hamburg; in den frühen Morgenstunden einer mitleidlosen Industriegesellschaft hasten die Menschen in einer der belebtesten Gegenden der Stadt zu ihren Arbeitsstellen. Und wir werden Zeugen der Erlebnisse des Mannes mit „der Schirmmütze“, der sich nicht im Gleichschritt mit jenem stürmischen Verkehr halten konnte.

Nach den im Juli 1974 veröffentlichten Statistiken der Bundesanstalt für Arbeit kommt ein großer Teil der aus der Türkei vermittelten Arbeiter aus ländlichen Gebieten (was erwartet man sonst von einem Land, in dem mehr als 60 Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung in ländlichen Gebieten leben?); die Industriearbeiter sind in der Minderzahl. Das Stadtleben selbst in der Türkei ist Menschen wie „Herrn Üzkök“ fremd. Er hatte der Armut gegenüber keine Geduld und keine Kraft mehr und zog dem Elend in der Heimat vor, sich durch die Menschenhändler nach Deutschland verkaufen zu lassen. Er ist einverstanden, unter jeder Bedingung – sogar ohne den mehr oder weniger vorhandenen sozialen Schutz für Angeworbene zu genießen – zu arbeiten. Die Alternative, ohne einen Pfennig in die Heimat zurückzugehen und im Dorf weiterzuleben, ohne verachtet zu werden, ist für die Üzköks unakzeptabel. In jedem Fall muß er in einem der entwickeltesten kapitalistischen Länder der Welt im ausgehenden 20. Jahrhundert so lange in Sklavenverhältnissen arbeiten, bis er etwas Geld gespart hat. In diesem Land, dessen Religion, dessen Sprache und dessen ganzes Leben ihm wildfremd sind, ist er von Anfang an ein Ausgeschlossener; hinzu kommt noch seine Illegalität. Daraus resultiert seine Niedergeschlagenheit, die schwer nachzuempfinden ist. Selbst nach dem Verkehrsunfall, bei dem er verletzt wurde, darf er nicht zum Arzt gehen. Was, wenn der Arzt einen Krankenschein verlangt? Wenn sich herausstellt, daß er illegal in der BRD ist? Wenn er von der Polizei erfaßt und ausgewiesen wird? Auch sein Händler, der ihn an die Baustellen vermietet („der Mann mit dem Siegelring“ in der Erzählung), ist sich dessen bewußt. Er muß den Geographielehrer dazu bringen, auf sein Vorhaben, nämlich seine Versicherung von dem Unfall zu verständigen, zu verzichten, damit gewinnbringende Quellen nicht verstopft werden. Und so kommt dieser Menschenhändler, der in einem Land, das als „Modell“ angeboten wird, Geschäfte führen darf, für den Schaden auf, den „Herr Üzkök“ an dem Wagen des Deutschen verursacht hat.

Die ganze Erzählung hindurch herrscht eine Atmosphäre der Angst und Beklemmung, die von dem Verhalten der Figuren ausgeht. Der Lehrer ist ein Durchschnittsbürger, der die Regeln so beachtet, daß er gleich nach dem Unfall seinen Wagen aus dem Halteverbot herausfährt. Wegen des Unglücks muß er nun die Grenzen seiner winzigen Welt überschreiten, in der zu leben er verurteilt ist. So trifft er auf Menschen, von deren Existenz er bisher gar keine Ahnung hatte, obwohl auch sie zu seiner Gesellschaft gehören. Die illegalen Gastarbeiter, die Menschenhändler, die sie verkaufen, und die Unterkünfte, in denen diese Menschen leben, sind dem Lehrer eine

fremde Welt, und er benimmt sich deswegen ängstlich und zurückhaltend. Ihm tritt ein Haufen von „Menschen“ gegenüber, die davor Angst haben, daß man von ihrer Existenz erfährt. Es ist gewiß keine Übertreibung von Lenz, wenn die Menschen ihre Weingläser zu verstecken versuchen, als der Lehrer den Wohnwagen betritt, in dem sie hausen.

Die Erzählung könnte in eine deutlichere Gesellschaftskritik ausgeweitet werden; konkret geht es ja hier um die heutige BRD und um das Problem der „Gast“-Arbeiter. Lenz ist, wie auch Böll, ein Schriftsteller, der sich Mühe gibt, ein nationales Problem universal zu machen. Beide sind moralisierende Autoren, die sich darauf beschränken, das Versagen der bundesrepublikanischen Gesellschaft aufzuzeigen und zu kritisieren, ohne die Hintergründe zu erhellen – darin liegt allerdings auch ihre Schwäche. In der zeitgenössischen Literatur- und Kunstauffassung verdient allein die Tatsache, daß die Ohnmacht des Individuums einer abstrakten Macht gegenüber thematisiert wird, noch nicht das Prädikat der Originalität. Die Handhabung der Macht wird in der Erzählung aus psychologischer und moralischer Sicht betrachtet. Dargestellt wird ein kleiner Mensch, der vor seiner Umwelt Angst hat („Herr Üzkök“), jemand, der – wie bei Böll – aus der Gesellschaft ausgestoßen wurde. Nur aber – und dieses Merkmal ist auch für andere Werke von Lenz typisch – wird hier eine extreme Situation geschaffen, die (in einem bestimmten Sinn) in Provokation gipfelt, um den Leser zum Protest anzuregen. *Wie bei Gogol* ist ein Titel, der wohl seine eigene Bedeutung haben sollte.

Zunächst ist es schwierig, einen Zusammenhang zwischen Gogol und den Gastarbeitern herzustellen, aber es ist dennoch, nach eingehender Lektüre dieser Erzählung, möglich: Der Gegenstand des Gogolschen Romans *Tote Seelen*, der den Verfall des feudalistischen Gesellschaftssystems in Rußland schildert, ist eine Betrügerei, die tatsächlich stattgefunden hat. „Der Kollegienrat Cičikov reist durch die russische Provinz und kauft ‚tote Seelen‘ auf, das heißt verstorbene Leibeigene, die aber noch in den staatlichen Steuerlisten geführt werden und für die der Besitzer bis zur nächsten – nur alle zehn Jahre stattfindenden – Revision Abgaben zu leisten hat.“ Das ist auch für die Grundbesitzer ein gewinnbringendes Geschäft; so werden sie von einer vergeblichen Steuer für die toten Bauern entlastet, deren Namen noch nicht aus den Listen ausgetragen sind. Das ganze Streben von Cičikov zielt darauf, die „toten Seelen“ zu verpfänden und von dem Gewinn einen Bauernhof zu kaufen. Cičikov ist dem Menschenhändler „mit dem Siegelring“ in Lenz‘ Erzählung ähnlich, entsprechend fungiert „Herr Üzkök“ als „tote Seele“.

Der dritte Autor, den ich hier erwähnen will, ist Max von der Grün. Ich glaube nicht, daß er in der Türkei die Bekanntheit von Böll und Lenz erreicht hat. Dennoch hat er zur Türkei enge Beziehungen; er verbrachte wiederholt seinen Urlaub in unserem Land und hat hier Freunde gewonnen. Von der Grüns Interesse an der Türkei ergibt sich zum Teil aus seinen Beziehungen zu unseren Arbeitern, die in seinem Land beschäftigt sind; sie (vor allem die Kumpel) zählt er als voll zu sich gehörig. In seinem 1973 erschienenen Roman *Stellenweise Glatteis* stellt er den Lebenskampf des Arbeiters Maiwald dar; er wird uns in seinen Familienverhältnissen und gewerkschaftlichen Aktivitäten aus unmittelbarer Nähe vorgestellt. Der Arbeiter Maiwald hat – wenn auch oberflächliche – Kontakte mit Menschen auch außerhalb seiner Klasse. Eine Handvoll türkischer Arbeiter, die im Roman als isolierte Gruppe im Hinter-

grund stehen, bilden eine Insel mitten in der deutschen Gesellschaft. Der Stadtteil, in dem sich die Baracken der Türken befinden, ist unruhig. Seine deutschen Bewohner sind davon überzeugt, daß alles Übel von den ausländischen Arbeitern – vor allem von den Türken – kommen müsse. Aus Gründen, die nicht näher erläutert werden – der Leser kann sie nur ahnen –, läßt von der Grün die Baracken in Flammen aufgehen. Wenn der Autor die heutige BRD und den deutschen Arbeiter mit seinen Sorgen beschreibt, klammert er den ausländischen Arbeiter nicht aus.

1975 wurde ein weiteres Buch von der Grüns veröffentlicht, das Gastarbeiterporträts verschiedener Nationalitäten beinhaltet: *Leben im gelobten Land*. Das erste Porträt gilt Osman Gürlük aus Siläe, den der Autor selbst gut kennt. In diesem *Türke* genannten Porträt erteilt er wiederholt Osman selbst das Wort. Den Widerstreit zwischen der anatolischen und der abendländischen Kultur verspüren wir am stärksten dann, wenn Osman selbst spricht. Darüber hinaus bleibt der Autor nicht unparteiisch, auch wenn er bei der Ausführung von Problemen des Arbeiters eine bestimmte Distanz einhält. Die Einheit, die aus den Monologen von Osman und der Hermeneutik des Autors entsteht, gewährleistet eine vorbildhafte Synthese von Fiktion und Authentizität. Neben der „Kälte hier in Deutschland“ (gemeint ist wohl nicht so sehr das Klima, als vielmehr das Benehmen der Deutschen) quälen Osman die Widersprüche, die unter ausländischen Arbeitern auftauchen. Außerdem beleidigen ihn die kränkenden Anreden der Deutschen sehr: „Allah komm mal her!“, „Melonenfritze, dreh deine Augen nicht so nach unseren Mädchen, die wollen sowieso keinen Beschnittenen“. Osman, der so weit abendländisch geworden ist, daß er seine Frau sich „modern“ anziehen läßt, spricht mit einer gewissen Sicherheit, die daraus entsteht, daß er auf manche Fragen die Antworten selbst finden konnte: „Wahrscheinlich ist es leichter, den Ozean zu durchschwimmen, als deutschen Arbeitern klarzumachen, daß wir Türken nichts anderes wollen als sie auch, nämlich arbeiten, um anständig leben zu können; wir sind geduldet, und das auch nur, solange wir gebraucht werden; das müssen meine Leute begreifen lernen.“ Als ob es noch eine unbeglichene Rechnung zwischen Osman und den deutschen Arbeitern gäbe, als ob die Osmans von den deutschen Arbeitern selbst herangeholt worden wären, und diese wollten sie jetzt nicht mehr! Betont hier der Autor wohl ein von kleinbürgerlichen Einstellungen bestimmtes Bewußtseinsniveau? Es ist auch ein Nachteil für Osman, daß der Arbeiter ihm gegenüber, sein Rivale, aus einer Gesellschaft stammt, in der man die Tuberkulose „türkische Krankheit“ nennt (in *Euromed* 18/1965 ist ein Artikel veröffentlicht worden, der darauf hinweist, daß „die vergessene Gefahr“ mit dem Deutschlandaufenthalt türkischer Arbeiter wieder aufgetaucht ist).

Wie am Anfang bereits betont, sind ausländische Arbeiter zu einem Teil des deutschen Lebens geworden. Ob diese damit einverstanden sind oder nicht – es bleibt ein objektives Faktum. Mit dem Auftauchen türkischer Arbeiter in der Literatur sind wir in der Lage, eine bestimmte Tatsache festzustellen: Demokratische Kreise in der BRD zeigen reges Interesse an der Problematik, sie machen es sich zur Aufgabe, gegen jene Bestrebungen anzugehen, die unter den Menschen aus verschiedenen Nationen Unfrieden stiften, und versuchen, die Ausländerfeindlichkeit zu mildern. Diese humanistischen Bemühungen finden ihren Ausdruck auch in der Kunst. Gelegentlich schlagen sie sogar – wenn auch idealistische – Auswege vor. Während Renate Welsh mit *Ulkü, das fremde Mädchen* auf die Aussicht Nachdruck legt, daß die auf Vorurteilen beru-

henden Mißverständnisse beseitigt werden könnten, hat sie gleichzeitig auch eine interessante Form geschaffen. Das drückt sich auch in der Besonderheit des behandelten Themas aus. Welshs Werk ist eine lange Erzählung, in der Dokumentation und Diktion nebeneinander stehen. In *Eleptheria oder die Reise ins Paradies*, einem Roman aus dem „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“, nimmt der Leser teil an der Entwicklung Mustafas, der zu Klassenbewußtsein gelangt und aktiv im Kampf mitwirkt, gemeinsam mit der griechischen Arbeiterin Eleptheria, die ihrerseits klassenbewußt wurde und, entgegen ihren ursprünglichen Vorstellungen, die darauf zielten, sozial aufzusteigen und aus ihrer Klasse herauszukommen, nun sogar selbständig einen Streik in Deutschland leiten kann.

An dieser Stelle ist auch Günter Wallraff zu erwähnen, der den deutschen Arbeitgebern eine wahre Heimsuchung ist. Er hat sich, in der Rolle eines Arbeiters, um Anstellungen in bestimmten Betrieben beworben und dort gearbeitet. Wie ein Landstreicher hat er in Odachlosenheimen übernachtet und unter Alkoholikern gelebt. Er beschreibt mit Akribie, was er miterlebt und gesehen hat. In den Abrechnungen Wallraffs mit dem deutschen Großkapital nehmen auch die Gastarbeiter einen wichtigen Platz ein. Wallraff ist ein Autor, der den Kern der Problematik unmittelbar trifft und der Literatur eine bestimmte Funktion zuweist. Meistens sind diejenigen, die Wallraffs Produkte als „puren Journalismus“ abqualifizieren, auch diejenigen, die die Kunst von ihrer sozialen Grundlage trennen wollen. Dem ist entgegenzuhalten, daß er neben dem Dokumentarischen das Künstlerische nicht vernachläßigt. Hat das Arbeiten in der Fremde gar keinen Nutzen gebracht oder wird es gar nie Nutzen bringen? Ich glaube nicht, daß dieser Aspekt in der türkischen Literatur, in der das In-der-Fremde-Leben geschildert wird, genügend berücksichtigt wird, im Gegensatz zu manchen deutschsprachigen literarischen Veröffentlichungen. Es ist eine bekannte Tatsache: Die Produktionsverhältnisse in höheren ökonomischen Entwicklungsstufen beschleunigen den Prozeß der Bewußtwerdung. Ein in Anatoliens Steppen aufgewachsener Mensch ist fatalistisch, er verläßt sich auf Gott oder auf sein Schicksal. Auch wenn er in Istanbul aufwächst, gilt ungefähr dasselbe, solange er von der Erfahrung in Fabriken verbrachter Jahre entfernt bleibt. Aber wenn derselbe Mensch beginnt, in einem der industrialisiertesten Länder des Westens zu arbeiten, dann ändert sich dies. So häufen sich die Fälle, in denen Arbeiter entschlossen sind, um ihre Rechte zu kämpfen, anstatt von einem vagen Traum sozialen Aufstiegs beseelt zu sein.

„Ich habe gelernt, daß mein Recht auch ein Recht ist.
Nie wieder verzichte ich auf mein Recht,
und wenn es mein Leben kostet.“

So läßt Aras Ören, der türkische Dichter, Niyazi in seinem Poem *Was will Niyazi in der Naunynstraße* sagen. Aras Ören ist wohl der einzige türkische Autor, der das Erwachen eines Klassenbewußtseins infolge des Lebens in der Fremde betont. Aber was er geschrieben hat (seine ursprünglich im Türkischen verfaßten Gedichte sind im Deutschen erschienen), lesen nicht türkische, sondern deutsche Leser. In den sechziger Jahren kam Ören als Gastarbeiter in die BRD. Vorher waren in Istanbul zwei Gedichtbände von ihm veröffentlicht worden; außerdem war er als Schauspieler und

Dramaturg tätig. Bereits seit Anfang der siebziger Jahre ist er ein in der BRD bekannter Autor; seine sämtlichen Gedichte und Erzählungen seitdem werden in der BRD publiziert. Obwohl er den direkten Kontakt zur Arbeit in der Fabrik aufgegeben hat – er ist inzwischen in der Lage, seinen Lebensunterhalt mit seiner künstlerischen Arbeit zu bestreiten –, ist das Hauptthema, mit dem er sich auseinandersetzt, nach wie vor der „Gast“-Arbeiter. Die Kreise und Institutionen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, eindeutig negative Tatsachen positiv darzustellen, benutzen ihn gern als Aushängeschild für die ihrer Meinung nach durchaus bestehende Chancengleichheit für ausländische Arbeiter. Sie nehmen es als gegeben an, daß der Weg aus den stark isolierten Gettos für Türken offen sei, und daß sie durchaus Anschluß an die deutsche Gesellschaft finden könnten. Sie vergessen dabei – absichtlich? – Örens Istanbuler Vergangenheit als die eines Intellektuellen, die vollkommen vom Normalfall abweicht. Zwei Jahre nach Niyazi erschien 1974 *Der kurze Traum aus Kaithane*. Kaithane ist für Wanderer eine „Zwischenstation auf der Suche nach Arbeit“. Nach Niyazi, der in Bebek ein „Gecekondu“ (ein über Nacht gebautes Haus) hat, beschreibt der Autor wieder ein Stück Istanbul und Westberlin, wo er seit 1969 ständig lebt. Die Naunynstraße ist eine der Straßen in Westberlin, in denen die Türken konzentriert wohnen. Die in Istanbul geträumten Träume zerschellen an der harten Wirklichkeit in Westberlin, werden ersetzt durch eine bewußte Hoffnung.

Qualitativ ergänzen sich die beiden Bände; die Gedichte, die verschiedene Menschen mit ihren unterschiedlichen Problemen analysieren, werten neben dem Aktuellen auch die historische Vergangenheit im Licht des neu erlangten Bewußtseins – vor allem die Geschichte der Türkei und der türkisch-deutschen Beziehungen. Örens Figuren sind in der Lage, ihre Erkenntnisse historisch einzuordnen. Am Schluß des zweiten Bandes schließt Niyazi seinen Brief an die Türkei mit der Bemerkung, daß er seine Hoffnung auf die in der Heimat Zurückgebliebenen setzt und auf sie vertraut. Darin drückt sich das neue Bewußtseinsniveau von Niyazi aus. Aras Ören macht eine Feststellung und legt sie Niyazi in den Mund: Daß das Problem des „Gast“-Arbeiterseins aus der Sicht der in der Fremde Lebenden erst in der eigenen Heimat gelöst werden kann. Die Antwort, die Niyazi aus der Türkei erhält, beinhaltet die Schlüsse, die der Freund, der den 27. Mai 1960 und den 12. März 1971 erlebt hat, aus seinen eigenen Erfahrungen zieht:

„Die Leute kommen an die Macht und gehen,
und wenn wir stark genug sind,
gehen sie für immer.“

Sinasi Dikmen Deutschland, ein türkisches Märchen

Deutschland, ah Deutschland, ich sage dir lieber Bruder, nichts in der Welt als Deutschland, ein wahres Paradies, wenn's überhaupt eines gibt! Bist du mal auf einer Autobahn gefahren? Schnurgerade, saubere, wunderschöne Autobahn; auf einer Seite kommen 6 Autos nebeneinander, so breit – auf der anderen Seite fahren wieder 6 Autos nebeneinander, so doll. Die Autos sind auf der Autobahn keine Autos mehr, sie sind Flugzeuge, nein, nein, Raketen; sie fahren so schnell, nicht mal eine Kugel kann sie erreichen. Wozu erzähl ich dir's denn? Wenn du noch nicht auf der deutschen Autobahn gefahren bist, kannst du es nicht wissen. Kapieren kannst du es auch nicht. Die anderen Straßen sind so sauber, daß du deine eigene Spucke ablecken kannst. Im Sommer glänzen sie wie Gold. Die sind alle gut beleuchtet. Verlierst du einen Pfennig auf der Straße, so siehst du deinen Pfennig aus zehn Meter Entfernung wieder. Rechts, links: grüne Bäume!

Die Autos, die Autos; ich kann dir nicht sagen, wieviel. Tausende, Abertausende, Millionen. Grüne, gelbe, rote, blaue, gestreifte Autos, alle Arten, alle Baujahre. Die Deutschen pflegen ihre Autos so schön, als wären sie das eigene Kind. Du kannst in Deutschland einem Kind eine Schelle geben, aber wenn du ein Auto irgendwie kaputt machst, wird der Deutsche so böse. Jeder hat ein Auto. Wenn du mal 18 bist, kriegst du sofort ein Auto. Wie bei uns jeder einen Esel hat, oder haben muß. Ein Auto zu kriegen ist so leicht, wie – das gibt's nicht.

In Deutschland gibt's Fabriken, die selbst Fabriken machen. Eingezäunte, große, von uniformierten Pförtnern bewachte Fabriken. Um von einem Büro zum anderen Büro zu gehen, brauchst du unbedingt ein Auto. Sonst bist du den ganzen Tag unterwegs. Wenn du mal im Schichtwechsel deinen Bruder verlierst, kannst du ihn nicht sehen. So viele arbeiten in den Fabriken! Weißt du lieber Bruder, entschuldige, das kannst du nicht wissen, weil du dir so was nicht vorstellen kannst. Das überschreitet die Grenzen von deiner Vorstellung.

Ich muß dir das auch erzählen: Die Deutschen sind anständige, ehrliche Leute. Wenn du mal deinen Geldbeutel verlierst, egal wo, ob in der Fabrik, im Klo, auf der Straße, im Geschäft, sogar im Puff – bete zu Gott, daß dein Geldbeutel von einem Deutschen gefunden wird. Du bekommst ihn sofort wieder bei der Polizei. Wie geschieht das? Willst du wissen, nicht wahr? Ich werde dir's erklären. Die Polizei kommt entweder mit deinem Geldbeutel zu dir, oder sie rufen dich an, bitten dich: Seien Sie so nett, würden Sie mal bei uns vorbeikommen, weil Ihr Geldbeutel bei uns abgeliefert wurde und das belastet uns sehr, holen Sie ihn bitte ab. Du glaubst mir vielleicht nicht, das ist deine Sache. Ich muß dir das sagen, was ich gesehen, gehört und selbst erlebt habe. Jawohl, so höflich bitten die Polizisten dich. Willst du mich was fragen? ... Du brauchst es nicht, ich weiß schon. Was die deutschen Polizisten dann überhaupt tun. Ehrlich gesagt, ich weiß es selbst nicht. Ich vermisse aber, daß die nur um den anderen Menschen zu helfen da sind. Sie haben Pistolen, grüne Uniformen, lächelnde Gesichter. Ob sie überhaupt noch Arbeit haben? ... Trotzdem gibt's Polizisten. Die Deutschen sind ehrlich, anständig, immer lächelnd, freundlich, höflich, hilfsbereit. Angenommen, du hast einen Greis auf der Straße nach irgendeiner Adresse ge-

fragt. Kennt er sich nicht gut aus, so geht er in eine Telefonkabine – es muß da irgendwo irgendeine Stelle oder Amt sein –, fragt er dieses Amt, um zu wissen, wo die Straße ist. Wenn er von dir erfährt, daß du Türke bist, oh lieber Gott, dann weiß er nicht mehr, was er für dich tun soll. Zum Essen einladen, zum Biertrinken, oder nach Hause mitnehmen, oder, oder ... Ich kann dir nicht alles einzeln erzählen. Es gefällt mir nur das nicht bei den Deutschen, daß sie nicht eifersüchtig sind. Du weißt, ja, was unser Hodscha gesagt hat: Wer Schweinefleisch isst, ist nicht mehr so eifersüchtig auf sein Weib. Deshalb darfst du vor den Augen des deutschen Mannes mit der Frau tanzen. Tanzen ist – du hast es mal im Kino bestimmt gesehen: du umarmst die Frau, so fest an dir, machst du Bewegungen, das ist egal wie. Du sollst nur nicht stehenbleiben, immer hin und her bewegen. Bei jeder Bewegung machst du dich an die Frau noch mehr heran und ...

Die deutschen Frauen: Goldblonde Haare, die dich warm machen; schöne explodierende blaue Augen; sieht sie dich nur einmal an, dann, da, aus seinem Innern kommt was Warmes, Berauschendes, dich Verrücktmachendes. Die, die Frauen meine ich, die sind so schön, so fein. Mit denen kannst du nicht schlafen, weil du das nicht schaffen kannst, du Idiot, hast du noch nicht kapiert, die machen dich auf der Stelle kaputt. Sie sind wie junge Ponys. Im Sommer sind sie nackt, jawohl nackt. Natürlich kannst du nicht alles sehen, lieber Gott, woran denkst du gleich. Man muß nicht alles sehen. Ich muß dir was Intimes sagen: die alle haben Haare da unten, du weißt schon, was ich meine.

Die deutschen Kinder, die sind süß ... Wie ihre Mütter. Hast du mal einen blonden Kopf gesehen, mit blauen Augen geschmückt, noch dazu ein immer lachendes Gesicht? Ja, das sind die deutschen Kinder. Unsere Kinder sehen wie Erwachsene aus, so verbraucht, so traurig. Das habe ich nicht kapiert, warum unsere so, die deutschen Kinder so? ... Die deutschen Kinder sind gehorsam. Hat die Mutter gesagt: „Setz dich hin“, so setzt sich das Kind sofort hin. Und wartet darauf, daß die Mutter sagt: „Aufstehen!“

Gehe mal in ein deutsches Gasthaus; wunderbares Service, sauberes Essen, billig. Ein Hähnchen, schön gebraten 2 bis 3 DM. Ich gebe dir einen Rat: Wenn du mal ins deutsche Gasthaus gehst, so mußt du sagen, daß du kein Schweinefleisch essen kannst. Sonst bringen sie dir sofort ein Stück. Das ist die andere schlechte Seite der Deutschen. Sie essen viel Schweinefleisch. Aber was soll's. Wenn sie sündigen wollen, dann sollen sie auch. In deutschen Gasthäusern arbeiten meistens Frauen. Wenn du mit einer dieser Frauen was anfangen willst, dann lieber Freund, mußt du warten, bis die Frau Dienstschluß macht, weil in Deutschland im Dienst nur gearbeitet wird. Diese Frauen werden immer als Fräulein angesprochen. Fräulein ist, welche nicht verheiratet ist. Das sagen sie so, aber wenn du mich fragst, ohoho? ...

Die Bahnhöfe in Deutschland sind eine wahre Attraktivität, nicht wie bei uns. Bei uns sind sie wie Friedhöfe; mal ein müdes Gesicht steigt ein, mal ein abgeschlaffter Körper steigt aus. Die deutschen Bahnhöfe sind lebendige Bahnhöfe, rund um die Uhr; Hunderte, Tausende Züge gehen, kommen, fröhliche, problemlose Menschen steigen ein und aus. In den Bahnhöfen findest du alles, von den Zeitungen bis zur Hure, da ist dir nie langweilig. Wir Türken gehen meistens nach der Arbeit in den Bahnhof. Wir treffen uns da, sehen uns gegenseitig, unterhalten uns. Zeit geht schneller vorbei, noch dazu alles umsonst. Wenn man das zum ersten Mal sieht, wird man schwindelig. Du

brauchst jetzt nicht zu sagen, du würdest nicht schwindelig. Genauso wirst du schwindelig, wenn du mal in Kaufhäuser gehst. Acht bis zehn Stockwerke mit elektrischen Treppen. Du hast nicht kapiert, nicht wahr, was diese Treppen sind? Die sind so, hör genau zu: Du stellst dich hin auf die Treppe, aber vorsichtig, sonst brichst du dir die Knochen; dann brauchst du keine Schritte mehr zu machen. Das heißt, die Treppe macht Schritte für dich. Voll Waren sind diese Kaufhäuser, alles, was du brauchen kannst, alles, was du dir nicht ausdenken kannst, alles; Möbel, elektrische Geräte, Fotogeräte, Schmuckstücke, Textilwaren, Obst, Lebensmittel. Die Abteilungen, weißt du, die Abteilungen sind so schön! Was eine Frau braucht, kann sie in der Frau-enabteilung finden. Was ein Mann braucht – er muß bloß in die Männerabteilung gehen. Kinderabteilungen: nur für Kinder. In einer Minute kaufen Tausende Menschen gleichzeitig. Weißt du was? Die Deutschen sind nicht normal. Sie kaufen alles, wie verrückt. Ob sie alles benutzen? Aber kaufen tun sie. Wir Türken warten auf den Tag, an dem alles doppelt billig verkauft wird. An solchen Tagen kaufen nur wir, weil die Deutschen das ganze Jahr gekauft haben, aber jetzt nicht mehr kaufen können. Die deutschen Wälder, du, die Bäume reichen bis zu den Sternen, schöne Straßen führen durch die Wälder. Tag und Nacht, Frau oder Kind – ganz allein, du wirst mir nicht glauben: ganz allein gehen sie spazieren! Die deutschen Frauen sind nicht Angsthasen wie die unseren, es passiert nichts in den Wäldern, aber trotzdem sind die deutschen Frauen keine Angsthasen. Die deutschen Wälder sind immer grün, Sommer und Winter, Frühling und Herbst, als wären sie grün gestrichen. In den Wäldern leben Hasen, Füchse, Rehe, Hirsche ganz frei. Niemand tut den Tieren was. Sie laufen in den Wäldern, die Menschen laufen in den Wäldern.

In Ulm gibt's eine Kirche. Zehnmal so groß wie unsere Moschee. Und paß mal gut auf jetzt – die Kirchen haben auch Minarett. Du staunst, nicht wahr? Ja die Kirchen haben auch Minarett. Ich habe aber noch keinen Müezzin auf ihnen gesehen, und ich weiß noch nicht, was sie damit machen.

Ich muß dir über das deutsche Fernsehen auch noch was erzählen. Sie fangen mit ihren Programmen schon Mittag um 12 Uhr an und es dauert bis 24 Uhr, manchmal bis 2 Uhr. Mindestens 6 verschiedene Fernsehprogramme, alles in Farbe. Musik, Film, Cowboyfilme, Kriminalfilme, Liebesfilme. Ich habe bei einem deutschen Kollegen, der mich schätzt, den ich mag (übrigens: er hat eine wunderschöne Frau, sie wollte mit mir was, aber sie ist schließlich Frau von einem Freund, du weißt ja, so was steht nicht in unserem Buch), einen Liebesfilm angeguckt. Das war wahnsinnig! Der Film hat mich verrückt gemacht, so viele nackte Szenen. Die Busen der Frau, die ... der Frau, und der ... des Mannes – waren alle zu sehen. Ich habe mich so geschämt! Stell dir mal vor, du siehst alles vor einer Frau, ich bin rot geworden. Der Frau meines Freundes hat es nicht so viel ausgemacht, glaube ich. Sie hat mit uns mitangesehen. In Deutschland ist alles normal. Niemand sagt dir was, warum du das so tust und nicht so. Jeder lebt für sich. Die Omas und Opas werden von den eigenen Kindern in Häuser ge-steckt, die Altershäuser heißen, damit sie die Kinder nicht stören. Das ist natürlich nicht gut, aber die sind auch Menschen, die Deutschen, die haben auch ihre Lücken. Geldverdienen ist in Deutschland kinderleicht. Obwohl ich ein bißchen verschwend-erisch bin, spare ich so viel, daß ich meine zwei Wohnungen in Samsun kaufen kann. Du arbeitest hier wenig, verdienst aber viel. Für jeden gibt's Arbeit. Ob du blind oder taub bist, du kriegst Arbeit. Ich kenne jemanden, der im Rollstuhl sitzt, jedoch arbei-

tet. Bist du in Deutschland fleißig, dann ist alles in Ordnung. Die Meister, die Chefs und die Kapos sind so freundlich, so hilfsbereit. Ich habe einen Meister, Herr Schmitt heißt er. Der ist ein wunderbarer Mensch. Wenn ein Ungläubiger in den Himmel gehen dürfte, dürfte er es bestimmt. Er trinkt zwar ein bißchen viel Bier, ich habe ihn aber noch nicht besoffen gesehen. Er hat ein rotes Gesicht, dick ist er auch. Arbeiten tut er wie verrückt, wenn's darauf ankommt. Der mag mich gern. Er macht mit mir Spaß, er lacht mit mir. Er sagt mir immer: du Kümmeltürke. Ich mag ihn wie meinen eigenen Bruder Ismail. Ich hatte mal weniger Geld bekommen, als sonst. Als er das er-fahren hat, ist er gleich ins Lohnbüro gegangen, hat mit den Leuten drin geschimpft, geschwätz, gewartet, bis alles in Ordnung war. So röhrend hat er sich um mich ge-kümmert. Wenn ich zum Urlaub hierher komme, wünscht er, daß ich ihm Teppiche, goldene Ringe, oder Lederwaren mitbringe. Er bezahlt schon, aber ich will nicht. Nein nein, der ist ein hervorragender Mensch. Wenn jeder Türke in Deutschland ei-nen Meister hätte, wie ich einen habe, ginge niemand in die Türkei zurück.

Nach Problemen in Deutschland fragst du? Es gibt keine Probleme. Sie haben alle ge-löst. Politikerprobleme haben sie auch gelöst. Die deutschen Politiker sehen nicht wie Politiker aus. Die sind ganz normale Deutsche. Sie setzen sich zusammen, die Politiker von allen Parteien, sprechen ganz leise, verabschieden sich freundlich voneinan-der.

Ich sage dir was, wenn du später mal sagen willst, oh Mensch, ich habe in dieser Welt gelebt, sie erlebt, ich habe mein Leben genossen, jetzt kann ich meine Augen zu-schließen, dann lieber Freund, jawohl dann mußt du in Deutschland gelebt, es gese-hen, erlebt haben. Dein Leben kannst du in dieser Welt nur in Deutschland genießen.

Jörg Kuglin Der „Gastarbeiter“ in der türkischen Literatur der Gegenwart

Wovon handelt die türkische Literatur der Gegenwart? Da ist einmal die Auseinander-setzung mit der Vergangenheit, vor allem mit der Zeit des Befreiungskrieges und der Gründung der Republik; da ist die Darstellung der Verelendung von Teilen der türkischen Bevölkerung: die Vernachlässigung Ostanatoliens, das Sichselbstüberlas-sensein der ländlichen Gebiete (das Jahrzehnt nach Erscheinen von *Mahmut Makals „Bizim köy“* [Unser Dorf], 1950, wird zu Recht als die Epoche der Dorfliteratur be-zeichnet) mit ihren sozialen Konfrontationen: Stadt – Land und Großgrundbesitzer – Kleinbauer, der Auswucherung der Slumviertel am Rand der ständig wachsenden Städte und schließlich auch die Darstellung der Lage der Gastarbeiter, die allerdings nur in geringem Umfang als die einer Klasse, mit allen Implikationen des Begriffs (so vielleicht bei *Füruzan*), gesehen wird; da ist neuerdings der Komplex der Stadtliteratur, in der Fortsetzung der traditionellen Thematik vom einzelnen und der Gesell-schaft.

Die Gastarbeiterthematik findet Niederschlag in einer Reihe von Gattungen: Roman, Erzählung bzw. Kurzgeschichte, Lyrik, Kinderbuch, Reportage bzw. Reisebe-

schreibung und schließlich in einer Art eigentümlicher Paraliteratur: in den Liedern türkischer Arbeiter in der BRD, die auf Platten und Kassetten in Deutschland selbst verbreitet, in der Türkei dagegen fast unbekannt und meines Wissens als Texte bisher unveröffentlicht sind. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Entstehung einer Exilliteratur; so sind die Poeme von *Aras Ören* bisher nur in ihren in Berlin erschienenen deutschen Übersetzungen verbreitet; *Murat Erikes* Gedichte (eines wird im Anhang vorgestellt) liegen bisher nur in (Berliner) Privatdrucken vor.

Die Blickrichtung der Literatur über Gastarbeiter ist, wie gesagt, im wesentlichen die des einzelnen, vielleicht übernommen aus der Tradition der Schilderung des Auslands aus der Sicht des Reisenden: dies mag auch mit der Tatsache im Zusammenhang stehen, daß, bis auf die Ausnahme von *Bekir Yıldız*, keiner der aufgeführten in der Türkei publizierenden Autoren aufgrund von Betriebsarbeit und Klassenzugehörigkeit Solidarität entwickeln konnte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Schriftsteller der Situation der Gastarbeiter mit Unverständnis gegenüberstehen; nur ist das gezeichnete Deutschlandbild, das von den Erfahrungen Ausgebeuteter geprägt wird, durch das Mitleid des Intellektuellen gesichtet, und die Darstellung verliert so an Spontaneität. Eine Ausnahme bilden vielleicht die Erzählungen *Gülten Dayıoğlu*, dem in der Schilderung von Dorffrauen, deren Männer in Europa arbeiten, ein Grad an Realismus gelingt, der in der türkischen Literatur kaum Parallelen aufweist.

Themen sind vor allem die Zerstörung von Ehe und Familie, sei es dadurch, daß die nach Europa Gegangenen ihren daheimgebliebenen Familien entfremdet werden, oder sei es dadurch, daß überkommene Traditionen und Wertvorstellungen verändert (wie bei *Dayıoğlu*) oder von der „zweiten Generation“ abgelehnt werden (wie bei *Bahadınlı*); die Isolation und Vereinzelung des Gastarbeiters (wie bei *Agaoğlu*) und die Feindlichkeit der neuen Umwelt (wie bei *Pazarkaya* und *Ustün*).

Schwerwiegend ist der Mangel an Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Situation; Solidarisierung als Folge der Erkenntnis gemeinsamer Probleme findet nicht statt. Gestärkt wird lediglich das Nationalbewußtsein, nicht das Klassenbewußtsein – weder einer eigenen ethnischen Gruppe, geschweige denn als Ausdruck der supranationalen Belange der Menge aller Gastarbeiter; die Solidarisierung mit deutschen Kollegen wird nirgendwo als Möglichkeit auch nur angedeutet.

Ein Blick auf die Literatur, die als Frucht persönlicher Deutschlanderfahrung von Nicht-Arbeitern entsteht, zeigt eine Komponente mehr auf: abgesehen von *Nevzat Ustün* tut keiner der Deutschland- oder Europareisenden seiner ihre Arbeitskraft im Ausland verkaufenden Landsleute auch nur Erwähnung, sei es *Necati Tosuner*, dessen durch schwere Invalidität seit Kindheit geprägter Pessimismus ihm den Blick auf andere verstellt, sei es der als Briefroman herausgegebene Erlebnisbericht eines Philosophiestudenten (*A. E. Babulluoglu: Hıçlık korkusu*, 1974).

Als eine wichtige neuere Entwicklung innerhalb des behandelten Rahmens erscheint mir der Eingang der Gastarbeiterthematik in die türkische Kinderliteratur, die selbst erst in ihren Anfängen steht. Es bleibt abzuwarten, ob dieser, teilweise doch auch an die „zweite Generation“ gerichteten Literatur der Ausbruch aus der Individualität und die Schaffung der Voraussetzungen für eine Solidarität gelingt, die für eine nicht einseitige Integration notwendig ist.

Yüksel Pazarkaya Die Tierliebe der Deutschen

Die ihr rieft, uns arbeiten zu lassen –
wollt ihr uns wirklich haben?
vielleicht verstehen wir eure sprache nicht so gut
aber euer benehmen
paläste haben wir nicht von euch gewollt
aber ein dach unter das wir unseren kopf stecken können
wir brauchen selbst keine schule mehr
aber für unsere kinder
und seht doch ein
auch wir haben uns eingerichtet, haben familie und kind
die wir jetzt bei uns sehen möchten
eine täuschung
uns und unsere arbeit getrennt voneinander zu sehen
unsere arbeit euch
unsere seele der hölle
den herren nicht zur last zu fallen
die ihr uns rieft, uns arbeiten zu lassen –
wußtet ihr's denn nicht
die ihr uns
nur das tier und des menschen
arbeitskraft zähle meinend
nicht als menschen anseht
seht uns doch mit euren weichen herzen
und euren tierschutzvereinen
wenigstens als tiere an, die ihr so sehr liebt

Adalet Ağaoglu

Die zarte Rose meines Gedankens

Der Roman beschreibt mit häufigen Rückblenden die Heimkehr des Gastarbeiters Bayram von der bulgarisch-türkischen Grenze bis in sein Dorf Ballihisar. Bayrams ganzer Stolz und ganze Liebe gehört seinem Mercedes, den er, der Farbe wegen, „Balkız“ (Honigmädchen) getauft hat. In den Erinnerungsfetzen, die Bayram auf seiner Fahrt durch den Kopf gehen, wird ein Deutschlandbild reflektiert, das, aus Bayrams Perspektive, bestimmt ist durch die Funktion des Mercedes-Erwerbs.

In dem Stadtteil, in dem die türkischen Familien wohnten, hatte er eines Abends inmitten des entsetzlichen Gebrülls, das aus den Fernsehgeräten aufstieg, und Kindergeplärr das Haus von Velis Familie gefunden. Er war in den dunklen Gassen Münchens recht lange umhergeirrt, die Adresse, die Veli ihm vor einiger Zeit aufgeschrieben hatte, war in seiner Hand verknüllt. Das war letztes Jahr. Er hatte sich an Velis Wort erinnert: „Bayram, abends sitzen wir manchmal bei uns, manchmal bei anderen türkischen Familien zusammen. Wir essen und trinken, spielen auf der Saz und unterhalten uns. Bleib nicht allein hocken; du bist herzlich eingeladen.“

Innerhalb von drei Jahren hatte dies allein Veli gesagt. Nur Veli.

Bayram war sehr allein, ohne jeden Freund. Es war das Zuckerfest nach dem Fastenmonat. Am Tag wurden überall Glückwünsche ausgetauscht, da und dort. Besonders in der Moschee von München. Bayram ging auch zum Arbeiterbüro. Er hatte den Wunsch, jeden zu sehen. Da bis zum Abend noch keiner „komm doch auch mit zu uns“ gesagt hatte, war er wieder allein. Das ist, weil ich Junggeselle bin. Sie wollen mich nicht zu sich nehmen. Sind eifersüchtig wegen ihrer Frauen. Hätte ich doch wenigstens Veli irgendwo getroffen. Der war nicht zu sehen. Ob er wohl krank ist? Der hätte mich gewiß eingeladen. Aus Mitleid eben. Im Grunde sind sie alle neidisch auf mich...

Tatsächlich mochten die meisten türkischen Arbeiter Bayram nicht. Diesen Bayram, nicht Fleisch, nicht Fisch, der mehr noch als alle anderen an seinen kleinen Vorteilen interessiert war. Darüber hinaus langweilten sie sich, wenn sie mit Bayram zusammen waren. Da kommt die Sprache auf irgendwelche Angelegenheiten in der Heimat – keine Reaktion. Von dem kein Ton. Der sagt kein Wort, weder in der einen noch in der anderen Richtung. Ein bißchen sah es ja so aus, als ob er Demirel-Anhänger wäre, aber auch das nicht so stark, daß man eine stramme Diskussion hätte führen können. Wenn jemand „Na weißt du, Mann, dein Demirel ist aber auch...“ zu ihm sagte, gab er gleich zurück: „Na sicher doch, mein Lieber. Was geht's mich an? Was hab ich mit Demirel zu schaffen?“, und brach die Diskussion ab.

Auch in seinem Verhältnis zu den Deutschen, insbesondere zu den Arbeitgebern, unterscheidet Bayram sich von seinen Landsleuten: auch hierin ist er isoliert. Aber er vertritt seine Meinung.

Na schön, und wie sieht's damit aus, daß diese deutschen Säcke uns einerseits für sich arbeiten lassen und andererseits auf uns runtersehen? „Sie bezahlen uns ja. Darauf kommt's an. Was sollen sie sonst noch machen?“ ist Bayrams Antwort darauf. Einer fing einmal von der Knauserigkeit der Deutschen und so an. Da hatte Bayram gesagt:

„Weißt du, Bruder, ich bin ganz froh, daß es so ist. Wenn die so auf den Pfennig genau rechnen, können wir ganz ruhig sein. „Oje, da bin ich dem das und das schuldig geblieben; hab ihm seine Höflichkeit, seine Großzügigkeit nicht erwider't brauchen wir dann nicht zu sagen, brauchen uns kein Gewissen zu machen, ist das was Schlechtes?“

Rodrigo Martin Für José Maria

Es war an einem Abend des Jahres 1943 in der Strafanstalt von Burgos, Hauptgefängnis für politische Gefangene und all jene, die gegen das faschistische Regime von General Franco waren.

An diesem Abend, wie an so vielen anderen Abenden, würden sie die „SACA“ bekanntgeben. Wir nannten „SACA“ jene Liste von Mitgefangenen, die jeden Abend namentlich aufgerufen wurden, um bei Tagesanbruch im „Hof des Todes“ erschossen zu werden.

Jeder Genosse, der fiel, hatte das Mitgefühl aller 9000 Männer, die dort zusammengepfercht und gefangengehalten wurden, aber an jenem Abend war unser Hals vor lauter Schmerz und Beklemmung wie zugeschnürt, als wir den Namen von José Maria hörten. José Maria war jener von allen so geliebte Genosse, Generalsekretär der Vereinigten Sozialistischen Jugend, der sich während unseres Befreiungskrieges an der Schlachtfeld immer so heldhaft verhalten hatte.

Es kam die Zeit, wo wir wieder zu unseren Zellen zurück mußten. Wir stiegen die schwarze, eiserne Treppe hinauf, begleitet von jenem eintönigen Geräusch, das unsere halbnackten Füße, beim Auftreten auf die Stufen, erzeugten. Inzwischen waren wir alle in der Galerie angekommen. Der Gefängniswärter sperrte das Gitter mit zweimaligem Drehen des Schlüssels zu.

Unsere besorgten und traurigen Blicke richteten sich auf unseren Genossen José Maria. Er war sehr gefaßt, obwohl unter den 250 Männern, die die Galerie bewohnten, nicht die gleiche Stimmung herrschte wie an anderen Abenden. Die Gespräche waren auch nicht so heiter wie sonst. In dieser Nacht war unter uns das stumme Flattern des Todes. In dieser Nacht schließt niemand im Gefängnis von Burgos, dieser Strafanstalt, die der Faschismus für seinen Massenmord ausgesucht hatte. Die Strafanstalt von Burgos brauchte keinen Vergleich zu scheuen mit den von Hitler errichteten Konzentrationslagern: Belsen, Treblinka, Buchenwald und andere.

In der von Beklemmung beherrschten Stimmung beharrten wir bis 2 Uhr früh. Noch heute erinnere ich mich an unser Herzklöpfen, als wir das Hinrichtungskommando der Guardia Civil hörten, das mit langsamem Schritten die Treppe hinaufstieg. Wir standen alle auf.

José Maria, dieser treue Revolutionär, hatte die wunderbare Begabung, sehr schön zu singen. Wie oft hatte er uns dieses, von Marjaliza komponierte, lateinamerikanische Lied, genannt LA PULQUERA (die Metverkäuferin) vorgesungen!

Das Hinrichtungskommando der Guardia Civil kam bis zum Gattertor, einer von denen zog ein Papier hervor und las den Namen unseres Genossen, José Maria, laut vor. In diesem Augenblick fingen wir an, uns zu umarmen, auf die Schultern zu klopfen, uns Mut zuzusprechen und uns zu verabschieden. José Maria, unser Bruder, ging von Arm zu Arm, von Genosse zu Genosse. Das Hinrichtungskommando sah mit drohender Miene zu, es wartete schon ungeduldig auf ihn.

Plötzlich rief einer von uns Jungen, die sich um ihn geschart hatten: José, sing uns zum letzten Mal LA PULQUERA vor!!

Die alten Genossen der Partei waren erschüttert und sagten: Wie könnt ihr nur von einem Genossen, der nur 15 Minuten vom Tod entfernt ist, verlangen, daß er singt? Aber die Antwort kam selbst von José Maria, er setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden, schnell kam einer mit der Gitarre, und José Maria sang in die von Betrübnis, Schmerz und Wut erfüllte Stille:

Sie war blond und ihre himmelblauen Augen
widerspiegeln die Wonne des Tages
und sie sang wie eine Lerche
LA PULQUERA de Santa Lucia...

Natürlich weinten die meisten von uns, während unser Genosse sang. Diese wunderbare Szene – mir fehlen die Worte, um sie zu beschreiben – hinterließ in unserem Bewußtsein eine unauslöschliche Erinnerung. Keine Frage, daß von diesen 350000, von den faschistischen Maschinengewehren niedergemachten Menschen, unter ihnen auch José Maria, ein neues Spanien kommen würde.

Das Lied ging mit den letzten Klängen der Gitarre zu Ende. Wir standen alle auf. José Maria ging mit erhobener Faust unter den Flüchen und dem Schluchzen seiner Genossen zum Hinrichtungskommando der Guardia Civil.

Wir schrien ihm zu: José, José bis zum Tode!!

Tatsächlich würden sich bald 70 Prozent der Anwesenden mit ihm treffen. Wir horchten auf und zählten die Minuten.

Plötzlich eine Maschinengewehrsalve. Alles war vorbei.

Wir horchten weiter und zählten die Gnadenschüsse. Es waren 23. Es waren 23 Opfer an jenem Tagesanbruch. 22 Genossen begleiteten José Maria, jenen jungen, kühnen Kämpfer, der mit 21 Jahren sein Leben für eine bessere Welt opferte.

Ein Gefangener des Zentralgefängnisses von Burgos, überlebender Zeuge jener unheilvollen Nächte, in denen der Faschismus sein grausiges Todeslied anstimmte.

Consuelo Garcia Als Tourist in die Heimat

In der allerletzten Minute, das heißt schon im Auto und auf dem Weg zur Autobahn, sage ich meinem Mann, er soll vor einer Apotheke halten, und ich steige aus und kaufe noch Kohle und verschiedene Salben, Zäpfchen gegen Fieber, Zäpfchen gegen Übelkeit, ich kaufe noch eine Reservezahnburste, ich komme mit einer ganzen Tüte voll ins Auto zurück, und erst dann bin ich fertig und es stellt sich bei mir dieses Gefühl der Freiheit ein.

Wir hatten uns vorgenommen, in einem Ruck bis zur spanischen Grenze zu fahren, aber drei Stunden später, kurz vor Lindau, kotzt meine Tochter oder kotze ich. Wir halten, steigen aus, machen eine Pause, steigen wieder ein, sagen: jetzt gehts ruckzuck bis zur spanischen Grenze. Aber es geht nicht. Kurz nach Lindau müssen wir halten, einmal, zweimal, dreimal. Wir wissen, es wird nicht besser werden und wir entscheiden uns für den ersten Gasthof in der Schweiz. Macht nichts, sagen wir uns, morgen stehen wir in aller Frühe auf, fahren ohne Frühstück los, sind den anderen vier oder fünf Stunden voraus. Uns holen sie nicht ein.

Am nächsten Morgen sind wir erst um halb neun im Eßzimmer. Die anderen Gäste haben schon fertig gefrühstückt. Macht nichts, sagt mein Mann, dafür haben wir herrlich geschlafen. Und ich bin frisch fürs Autofahren. Und ab jetzt gehts wirklich in einem Ruck.

Um zehn Uhr stehen wir. Es ist Samstag, erster Ferientag der Bayern, und dazu irgendein Himmelfahrtstag, und wir haben das Radio noch nicht ins Auto eingebaut und wissen gar nichts. Kurz vor Locarno stehen wir wieder, eine Stunde, zwei. Es ist zunächst nur Pech, noch nicht ein Schock, und erst recht nicht ein Schicksal. Wir tun gerade so, als käme uns diese Pause gut gelegen, denn in den letzten Tagen vor unserer Abreise war die Hetze auf beiden Seiten so groß, daß wir kein Wort miteinander gewechselt haben.

Wir unterhalten uns also gemütlich über alles, was in den letzten Tagen passiert ist, die italienischen Gastarbeiter schreien porca madonna, wir lachen, die Autodächer glänzen, die Sonne ist noch nicht zu heiß, die Deutschen zeigen noch, was für ein Benehmen sich gehört. Wir geben uns Mühe, das „hättest du“, oder „wären wir“ nicht auszusprechen. Irgendwann setzt sich die Kolonne in Bewegung, ruckweise zuerst, dann zwanzig, dann dreißig, dann sechzig Kilometer die Stunde. Wir fahren um eins an Locarno vorbei ohne größere psychische Schäden. Wir haben nicht mal blöder Affe oder du Arsch zueinander gesagt.

Aber die Devise heißt ab jetzt Wachsamkeit. Der Autoatlas liegt auf meinem Schoß, ich lerne sogar von Seite 60 auf Seite 177 zu blättern und wieder zurück auf Seite 21 und wieder auf 311, ohne ständig im Inhaltsverzeichnis nachsehen zu müssen. Wir sind eher bereit, drei Tage lang durch Bergdörfer zu bummeln als uns wieder einmal in der Mitte einer kilometerlangen Autoschlange zu wissen. Kurz vor Mailand stehen wir wieder fünf Minuten und bei der nächsten Ausfahrt verlassen wir die Autobahn und fahren eine Stunde mehr oder weniger parallel zu ihr. Gott sei Dank regnet es, und ist nicht zu heiß.

Nach Mailand versuchen wir es wieder auf der Autobahn. Es geht zügig und auch nach Genua bleiben wir dabei. Bald aber beginnt es zu stocken. Wir reagieren nicht

sofort, verpassen eine Ausfahrt, die letzte Ausfahrt, bevor die Tunnels beginnen. Und nun, ohne daß wir es gemerkt haben, sind wir mitten drin, in einem ungeheuren Stau, hundert Kilometer lang. Eine Stunde verbringen wir im ersten Tunnel. Wir haben reichlich Zeit uns einig zu werden, daß selbst, wenn es plötzlich so aussehen sollte als ob die Kolonne sich lockert, wir auf jeden Fall von der Autobahn runterfahren, denn dieses Tunnelsystem erstreckt sich von Genua bis in die Côte d'azur.

Plötzlich beginnt ein Hupkonzert. Jemand hupt und jemand antwortet ihm. Es hört sich zunächst an wie eine Schafherde: bäh, böö, bäää, be, bööö.

Wir hupen und lachen, es klingt nicht aggressiv. Mein Mann hupt dann *Avanti popolo*, jemand hupt *bandera rossa* zurück. Trotzdem: bei der nächsten Ausfahrt fahren wir runter. Wir brauchen uns nicht zu freuen. An der alten Küstenstraße steht alles. Der Gedanke, daß es Mailänder sind, tröstet nicht. Nach zehn Kilometern und einer Stunde halten wir in Varazze.

Wir wollen in dem Ort baden, essen, wenn möglich etwas schlafen, und erst um Mitternacht weiterfahren. Bei diesem Versuch, unserem Schicksal zu entrinnen, verliere ich unser Bargeld. Aber nicht mal das gibt mir das Gefühl meiner Individualität zurück. Ich habe keine Illusionen mehr. Wir sind – mit Kindern – vier jener dreizehn Millionen Touristen, die für diesen Sommer in Spanien erwartet werden. Die spanischen Zeitungen versprachen den einheimischen Männern drei Mädchen pro ... Kopf.

Es ist schon ein komisches Gefühl, in das eigene Mutterland als Tourist einzureisen, und es ist noch blöder, von den eigenen Leuten als Tourist behandelt zu werden. Am schlimmsten ist es aber, von den alle zehn bis zwanzig Kilometer am Straßenrand stehenden Polizeistreifen respektvoll behandelt zu werden, weil man in einem Mercedes mit deutschem Kennzeichen fährt. Die guardias salutieren fast. Es hilft uns nicht, daß es sich um ein sehr altes, sehr gebrauchtes Auto handelt. Und als wir durch Bilbao fahren, gerade durch das Viertel, wo die Hochöfen stehen, möglicherweise streiken die Metallarbeiter, denke ich, können wir nicht halten und jeder Proletarierfrau oder jedem Proletarierkind die Geschichte unseres sehr gebrauchten Mercedes erzählen. Auch nicht, daß wir uns das Geld dafür haben leihen müssen. Die Leute bleiben stehen, mitten im Dreck, drehen sich um nach uns. Ein Mercedes ist ein Symbol für sie. Reichtum und Macht. Wir sitzen in diesem Symbol.

Ich bin froh, als wir die letzten dreckigen, schwarzen Häuser, die letzten Straßen ohne Asphalt, hinter uns haben. Ich sage mir, ich würde viel lieber in Bilbao bleiben, Interviews mit den Arbeitern machen, mich ohne Mercedes bewegen, zu Fuß. Aber wir haben Ferien, wir brauchen sie, wir entfernen uns von Bilbao. Gott sei Dank steht jetzt die Schlange links in Richtung Stadt. Es ist Sonntagnachmittag und wir fahren Kilometer um Kilometer an der stehenden Autokolonne vorbei. Ich versuche mir vorzustellen, was für Leute das sind, kleine Angestellte, kleine Geschäftsleute, Vorarbeiter, spezialisierte Arbeiter, kleine Leute in kleinen spanischen Seats, massenhaft. Ich bin froh, die Autokolonne zu sehen. Denn ich sage mir, so leben deine Leute in deinem Land, sie fahren am Samstagmittag oder Sonntagmorgen an die Küste und stehen abends in einem Stau vor Bilbao, stundenlang. Aber der Kontakt ist einseitig, er gilt nur von mir zu ihnen und nicht umgekehrt, denn sie wissen nicht, wer ich bin. Für sie bin ich ein Mercedes Diesel, deutsches Kennzeichen, ich bin ein Tourist, ich werde es bleiben zwei Monate lang.

Wir fahren dieses Jahr an die Kantabrische Küste, weil wir nicht wieder in einem häßlichen, verbauten, unpersönlichen Urlaubergetto sein wollen – wie vergangenes Jahr auf Ibiza oder vorvergangenes Jahr auf Mallorca oder vorvorvergangenes Jahr auf La Manga oder noch davor an der Costa Brava.

Wir wollen nicht mehr in Supermärkte einkaufen gehen, wo es deutsches Brot, deutsche Würste, deutsche Marmelade gibt. Wir wollen nicht wieder in einen Ort ankommen und als erstes auf ein Café stoßen, das *Wienerwald* heißt, irgendwo als erstes das Wort *Sparkasse* lesen, oder um die Ecke biegen, um an einem weißen Haus die Anschrift *Deutsche Wurstfabrik* zu lesen.

Also hatten wir uns entschieden für die Kantabrische Küste, für den Regen, für ein Haus in einem Bergdorf und nicht direkt an einem Strand, für gewisse Unbequemlichkeiten bloß um unserem Schicksal als Tourist zu entgehen.

Es klappt beinah. Vielleicht sogar ganz. Oder zum Teil ganz. Wir entdecken einen riesigen wilden Strand, Oyambre heißt er. An manchen Tagen sind wir zehn Personen. Zwei spanische Familien aus dem industriellen Hinterland zelten dort. Wir grüßen uns. Wir sind für sie die erstaunlichen Deutschen. Wir werden eine Sehenswürdigkeit, weil wir am Strand kochen. Wir bringen täglich Fisch und Zwiebeln und Knoblauch und Geschirr, aber immer fehlt was, und wir schicken die Kinder zu den Zelten, mal sollen sie Pfeffer bringen, mal Salz, mal sogar Brot. Die Frauen kommen dann und leisten uns Gesellschaft, während ich Kartoffeln schäle für die Kartoffelsuppe mit Zwiebeln und Fisch und mein Mann Feuer macht und die Kinder Kleinhölzer zwischen den Dünen und am Strand suchen.

Eigentlich fehlt nur die Sonne. Dafür ist es beinah wie vor zehn Jahren, oder sogar vor fünfzehn Jahren, als mein Mann als Student durch Spanien reiste und in Avila wohnte und der Deutsche war, der jeden Nachmittag mit einer Leinwand und Pinsel auf die Felder ging, um zu malen, immer begleitet von einer Schar Kinder, die sich darum stritten, ihm die Pinsel und Farben zu tragen, und als er auch der Deutsche war, der abends in die Kneipe ging und die Spanier gaben ihm scharfe Paprikaschoten, Guindillas und Knoblauch zu essen und zeigten ihm, wie man aus der bota trank. Damals war es so wie bei Hemingway.

Oder wie vor zwölf Jahren, als wir unsere erste und letzte große Spanienreise machten, mit einem sehr alten VW. Wir fuhren kreuz und quer, wir hielten in jedem Dorf, wir freundeten uns mit vielen Leuten an, daß das Weiterfahren wehtat.

Zugegeben, es war oberflächlich. Es war auch bloß Wirklichkeit à la Hemingway, wenn man sich, wie wir damals, mit einem italienischen Paar traf, in einem Granadiner Hotel, und nach zwei oder drei Tagen war sie die Tochter eines großen sizilianischen Dichters und er war ein Mitglied der KPI und man fuhr zusammen zum Grab von Garcia Lorca und man traf sich wieder in Malaga, auf der Promenade am Meer, und man aß zu Abend in Torremolinos, plötzlich mitten unter der jeunesse dorée, wo man die erste touristische Paella aß, nämlich ohne Salz, und man floh davon, wir nach Mijas, einem kleinen Dorf in den Bergen und sie nach Cadiz oder sonstwohin.

In Mijas mieteten wir uns in einer kleinen Familienpension ein, wo nur ein paar Spanier die Ferien verbrachten, die Ausländer zogen schon die Hochhäuser am Meer vor. Wir frühstückten auf dem kleinen Platz vor dem Ort, verbrachten die Zeit bis zum Mittagessen auf einem Gelände, das wie eine Art Terrasse am Rand des Dorfes angelegt war und von dem aus man das Meer sah. Ein kleiner Kiosk war da, und ein paar

Tische und Stühle, und unter dem Schatten einer Pinie setzten wir uns einen Vormittag nach dem anderen mit dem Verkehrspolizisten des Dorfes zusammen. Wir schwiegen meistens wie die Helden von Hemingway, und zwischendurch erzählte er uns von den Kriegen, dem Bürgerkrieg aus der Sicht eines Kindes, und dann vom Zweiten Weltkrieg aus der Sicht eines jungen Soldaten der Blauen Division, der sich freiwillig gemeldet hatte, weil er nichts zu essen hatte, dann war er gefangengenommen und 1956 ausgetauscht worden. Wir saßen da, mitten in den sechziger Jahren, und ich dachte, mein Gott, was für ein Schicksal hat man dir bereitet, und er wußte es auch. Zugegeben, das war auch nur die Oberfläche, der Rest spielte sich in Fabriken und Gefängnissen ab, in der Illegalität, und man sah es nicht, aber wenigstens diese Oberfläche war echt, und man wurde als Individuum wahr und ernst genommen. Da fällt mir etwas anderes ein. 1961 studierte ich in Köln. In jenem Jahr fanden die ersten großen Streiks in Spanien nach dem Sieg Francos statt. Sie begannen in Asturien, im Bergbau, dehnten sich sofort auf andere Provinzen und Industrien aus und dauerten mehrere Wochen. Die ersten Arbeiterkommissionen bildeten sich, und aus diesem Modell entstanden die freien Gewerkschaften, die heute die stärksten im Land sind. Wir waren damals alle sehr aufgeregt. Wir erfuhren von den Ereignissen und verfolgten sie in der ausländischen Presse, besonders in *Le Monde*. Im offiziellen Spanien und in der spanischen Presse war das Wort Streik verboten, ebenso verboten war die dazugehörige Realität.

Und nun gab es unter uns eine Spanierin, ein nettes, herzliches Mädchen aus der konservativen Mittelbourgeoisie. Sie war als Gastarbeiterin gekommen und ihr Vorbild war Franco. Sie kam zu uns ins Gewerkschaftshaus, weil sie in Schwierigkeiten war. Ich half ihr, wir freundeten uns an. Unsere Worte über Franco erschreckten sie. Ich sagte ihr, in Asturien streiken die Bergarbeiter und die Leute kommen ins Gefängnis und werden gefoltert. Es war nicht leicht für sie, denn wir hatten ihr geholfen, sie kannte uns, wir waren gute Menschen. Also wollte sie die Wahrheit wissen, und so fuhr sie nach Madrid. Sie sagte uns nichts. Sie verschwand einfach, und nach einer Woche tauchte sie wieder auf und verkündete triumphierend: Es ist nicht wahr. Jetzt weiß ich es. Ich komme aus Madrid. Ich bin extra hingefahren. Es wird nicht gestreikt. Sie sagte: Ich habe mit dem und dem geredet. Und ich zeigte ihr Ausschnitte aus *Le Monde*, aus der *Frankfurter Allgemeinen*, aus dem *Spiegel*. Aber sie sagte, es ist alles Propaganda. Meinst du, wenn es stimmte, hätten sie es in Madrid nicht gewußt? Ich meine, daß wir damals die Wirklichkeit unseres Landes durch die ausländischen Zeitschriften erfuhren und daß wir im Ausland besser informiert waren als die meisten im Inland.

Und ich meine, daß jemand, der in einer Chartermaschine verfrachtet wird, auf dem Flughafen vom Bus des Reiseunternehmens abgeholt und ins Hotel oder sein Appartementhaus transportiert wird, und danach zwei Wochen lang sich im Schwimmbad oder am Strand sonnt – daß der kaum eine Chance hat, etwas über Spanien zu erfahren, sogar von der Landschaft sieht er nur einen minimalen Teil.

Wir Spanier verstanden erst nicht, warum Menschen aus dem frei prosperierenden Ausland gerade in unser Land kommen wollten. Aber sie kamen in Scharen. Die Zahl der Fremden wuchs. Die Gettos wurden gebaut, entsetzlich schäbige Gettos in Billigstbauweise, wo man den Profitgeist am nacktesten sieht. Die Gettos bekamen ihre Supermärkte, und Wäscherei, und Läden und Diskotheken und Bars, und nun waren

sie plötzlich die erste Devisenquelle des Landes und als solche eine ökonomische Macht und jede ökonomische Macht schafft sich automatisch ihre Wirklichkeit. Sogar die Liebe zu den blonden Ausländerinnen, mit der sich am Anfang eine echte Neugier an fremden Sitten mit einer Art Widerstand gegen die eigenen verband, ist schal und kommerzialisiert. In Mallorca, die Metropole des spanischen Tourismus, sind im Laufe der letzten Jahre Liebes-Agenturen entstanden. Beschäftigt werden spanische junge Männer zwischen zwanzig und dreißig, gutaussehend, höflich, charmant, die sogenannten Machos. Die Touristinnen bezahlen tausend bis fünftausend Peseten die Nacht. Nach den Berichten in spanischen Zeitungen scheint es zu beiderseitiger Zufriedenheit zu funktionieren. Ich werde nicht diejenige sein, die meinen „Mitfrauen“ das Recht auf eine Liebesnacht abspricht wegen tausend bis fünftausend läppischer Peseten.

Man sieht, wenn Februar und März vorbei sind, wie das Land seinen Frühjahrsputz beginnt. Der Wirt putzt sein Restaurant, der Kellner die Gläser, der Koch die Töpfe, die Machos ihre ... Es kommt Mai und das Land, oder sagen wir mal, das Küstenland steht bereit; die Busse stehen vor den Flughäfen, die Machos stehen vor den Flughäfen, alles wartet. Aber wenn man die Spanier kennt, dann kann man nicht sagen, die Spanier lieben die Touristen; sie schätzen, respektieren sie. Nein. Sie bedienen sie von vorne und hinten. Der Tourist bezahlt. Der Herbst kommt, der Spuk ist vorbei. Alles was davon übrigbleibt, ist etwas mehr Dreck. Man besiegt ihn vorm Winter. Oder auch nicht.

Ob dieser Tourismus zur Völkerverständigung beiträgt? Ich zweifle daran. Ich muß an '36 denken, als sich Franco gegen die Republik erhob – und plötzlich waren tausende von Menschen in der ganzen Welt empört, und es gab keinen Tourismus damals, und sie kamen freiwillig nach Spanien aus Europa, aus Amerika, von überall her, weil die Sache des spanischen Volkes ihre eigene Sache war. Aber der Tourist, der den Kellner freundlich auf die Schulter klopft und gleichzeitig ihm übelnimmt, daß er seine Interessen verteidigt, indem er streikt, ist für zwei oder drei Wochen im Jahr ein Kolon, der in seiner Kolonie nur Sklaven duldet, ohne jedes Recht.

Und nun kommen sie Jahr für Jahr, und daß wir nicht als Feinde auftreten und einander bekriegen, liegt daran, daß sie meistens unter sich sind und daß es sich für zwei Wochen nicht lohnt. Oder auch, daß die Spanier sich Luft verschaffen können mit Beleidigungen, die die anderen nicht verstehen, oder einfach weil es funktioniert.

Das ist das einzige, was der Tourist erwartet und verlangt, daß es funktioniert. Alles andere interessiert ihn nicht. Er hat für zwei Wochen vorausbezahlt. Er hat mit seiner Unterschrift ein bestimmtes Programm gebucht und das hat zu laufen.

Funktioniert es, waren die Ferien gut. Was auch heißt: die Spanier haben sich nicht durch Lästigkeit bemerkbar gemacht. Ich bestellte Kaffee und der Kaffee kam, ich bestellte Brot und das Brot kam, ich bestellte Fleisch und das Fleisch kam, ich bestellte Fisch und er sah nach Fisch aus. Zu erwarten, daß der Kaffee auch nach Kaffee schmeckt, das Brot nach Brot, das Fleisch nicht nach Fisch und umgekehrt, das wagt kein Mensch von Neckermann oder Scharnow mehr, denn man müßte sehr hohe Preise bezahlen, damit auch das stimmt. Umgekehrt erwartet der Kellner und der Wirt vom Touristen, daß auch er funktioniert, daß er nämlich möglichst viel von diesem Kaffee trinkt und Fisch und Fleisch verzehrt, damit die Rechnung hoch ist (wenn nicht schon alles in der Pauschale ist).

Verzehre ich wie erwartet und habe ich das Bestellte bekommen, schütteln wir uns am letzten Abend die Hände, ich spendiere eine letzte Runde, auch für den Wirt, ich bin ein bißchen beschwipst und lade ihn ein nach Hamburg. Er braucht mich nicht einzuladen, er weiß, in Hamburg regnet es und hier nicht, die Sonne hält zu ihm. Im nächsten Jahr, wenn ich komme, ist er wieder freundlich zu mir.

Aber zunächst überqueren wir Zentralspanien und stellen fest, daß das Innere des Landes fast unbesiedelt, unbewohnt, unberührt ist.

Wir haben uns für diese Route entschieden, weil wir dem Strom der Touristen auf den Küstenstraßen fernbleiben wollen, und wegen einiger romantischer Kapellen im Innern des Landes.

Wir durchqueren die beiden Kastilien und fahren Hunderte von Kilometern auf alten Straßen, ohne einem Auto zu begegnen. Rechts und links von uns, so weit das Auge sieht, nur Getreidefelder, ein Meer von Getreidefeldern. Weißgelb und Braun in endloser Wiederholung. Nur sehr vereinzelt tauchen plötzlich Dörfer auf, mit wenigen Häusern aus Lehm, getarnt in der Landschaft.

Ich bin nicht bekommern wegen der Einsamkeit und der Kargheit des Landes. Ich denke an den Bürgerkrieg. Die Spanier meiner Generation haben mehr als alles andere die Landschaft mit den Ereignissen des Bürgerkriegs in Verbindung gebracht. Das lange Schweigen über diese Ereignisse machte für uns die Landschaft grausam und geheimnisvoll, wir dachten und sahen sie mit Obsession. Wir mystifizierten sie. Gegen Mittag stoßen wir auf eine der großen Verkehrsadern Spaniens: die Straße, welche Frankreich durch Spanien mit Portugal verbindet. Wir biegen auf sie ein, denn wir wollen einen Blick in die Kathedrale von Burgos werfen, nicht wegen der Kathedrale sondern wegen einer Maria Magdalena von Rubens, die sich in der Sakristei befindet.

Vorher aber bekommen wir den Eindruck von dem, was an diesem Tag das Schicksal der Franzosen ist. Zehn Kilometer sehen wir von dem Auto- und Yacht-Stau, der sich vermutlich von Biarritz bis Lüssabron erstreckt. Die Franzosen haben es sich gemütlich gemacht. Sie haben Campingtische und -stühle am Straßenrand aufgestellt und essen. Andere schlafen unter Sonnenzelten. Überall Radios mit Musik, Männer fummeln unter den Motorhauben. Ich nehme an, die Schimpferei haben sie hinter sich, nur einige paffen in dumpfer Resignation ihre Gauloises hinterm Volant.

Wir fragen einen Verkehrspolizisten, wie lang die Schlange ist, und er macht eine weite Geste. Wir sind froh in die andere Richtung zu fahren, wollen schnell wieder runter von der Straße und quer durch das Land nach Valencia, wo ich mich mit den Kindern einschiffen will.

Ein Wunder: Burgos ist leer und wir haben sofort einen Parkplatz. Keiner der bleichen Pariser hat den Treck verlassen. Ich lasse meinen Mann allein in die Kathedrale gehen. Ihr Anblick erdrückt mich dermaßen, ich ertrage ihn nicht. Die siegreiche Kirche, sage ich, die imperialistische Kirche. Es ist so heiß, daß wir drei Cocos oder so was ähnliches trinken. Die Kathedrale, sagt mein Mann, ist ein wunderbares Meisterwerk der Hochgotik, kunstgeschichtlich und kulturgeschichtlich. Ich kann nur antworten: Ich bleibe bei meinem Instinkt.

Dann muß er mir doch zum Teil recht geben, die Gotik stammt aus der siegreichen Zeit. Siehst du, sage ich. Das Romanische war anders. Das war noch Pionierzeit. Und außerdem: hier in Burgos war während des Krieges das Hauptquartier Francos. Hier

hat er alle seine Erlässe, Befehle, Kampfberichte verfaßt. Hier aus dieser Kathedrale, wo der Sarg des Cid aufbewahrt wird, ist er unter dem Baldachin vors Volk getreten. Hier haben die Bischöfe ihn und seine modernen Generäle, seine Faschisten mit dem winzigen lächerlichen Schnurrbart gesegnet, in dieser Kathedrale haben sie mit Weihrauch ihre Mörderhirne, ihre Mörderherzen, ihre Mördereingeweide geweiht. Ein Sieg von weither, vom zwölften Jahrhundert her, und für mich ist diese Kirche das Symbol ihres Sieges, sie ist die Abstraktion ihres konkreten Sieges über mich, über meine glückliche Kindheit.

Ich drehe mich um und gehe ins nächste Café. Mein Mann geht in die Kathedrale wegen der Magdalena – ein wunderbar sinnliches Bild, in einem Schrank, das dem Betrachter nur für Augenblicke gezeigt wird –, und ich sage den Kindern, sie sollen auch rein, weil es kühl dort ist.

Danach gehts wieder landeinwärts. Wieder die Getreidefelder Kilometer um Kilometer, und diese winzigen kastilischen Dörfer aus Lehm.

Erst in der Provinz Soria wird es etwas grün. Wir kommen rechtzeitig in Santo Domingo de Silos an, wir erreichen mit List, daß wir noch in das Kloster reingelassen werden mit der letzten Touristengruppe. Abgesehen von einigen Franzosen, vereinzelten Deutschen, ist, was hier reinströmt, der neue spanische Tourist. Der Mittelbürger, der plötzlich Spanien entdeckt hat, und der auf die Nerven geht, nicht wegen seiner Kulturlosigkeit, sondern wegen seiner Interessenlosigkeit, weil er hierher kommt, wie er woanders hingehen würde, hätte man ihm gesagt, er sollte lieber dorthin. Im Gegensatz zu ihm wissen die Ausländer, die bis hierher reisen, warum sie das tun.

Leider verstehe ich Spanisch und kann nicht weghören, während sie neben mir ihre Blödeleien schwätzen, und ich versuche mir vorzustellen, daß dies die Leute von Suarez und Fraga sind und früher die Leute Francos waren, und daß das einzige, was sie im Sinn haben, ihr kleiner Seat ist und ihre kleine Neubauwohnung und ihr kleiner Urlaub und jetzt ihr kleiner Ausflug, und daß der Moment kommen wird, wo sie alles verraten, jeden Menschen, jede Zukunft. Nein, ich mag sie nicht.

Ich erinnere mich, wie wir vor drei Jahren in Mallorca waren in einem kleinen Ort mit Fischerhafen, und wir wohnten direkt am Kai. Unser Stammcafé wurde von einem Geschwisterpaar geführt – er ein herrlicher Ustinovtyp, der in Deutschland das Hotelgewerbe gelernt hatte und perfekt deutsch sprach. 80 Prozent des Publikums im Ort waren Deutsche, auch in diesem Café. Bloß daß in diesem Café zwei Sorten Deutsche verkehrten, die Deutschen, die im Ausland einen Bogen um die anderen Deutschen machen, und die Deutschen, die überall auf der Welt am liebsten unter Deutschen sind.

Die letztere Sorte verbrachte die erste Hälfte der Nacht mit Saufen und die zweite Hälfte bis zur Polizeistunde mit lautem Singen, und die erste Sorte beklagte sich über die andere beim Wirt. Wie könne er es zulassen, daß er es zulasse, daß solche Deutsche hier in seinem Lokal ein und aus gingen, das sei eine Schande für das Lokal und für Deutschland! Worauf der Wirt sagte – und er zeigte mit dem Finger auf einen unter den Sängern, den lautesten – „Sie sind selber schuld daran, Sie haben ihn gewählt!“ „Wieso?“ fragte der andere, „wieso habe ich ihn gewählt?“ „Jawohl“, antwortete der Wirt, „er ist Ihr Bundestagsabgeordneter, Sie kommen auch aus Wuppertal, oder?“

Wir übernachteten in Santo Domingo de Silos. Am nächsten Tag fuhren wir zwischen Bergen und Pinienwäldern nach Soria-Stadt. Ich sah die Berge und sah Zeilen von Versen und fragte mich, ob Machado genau diese Berge, die ich jetzt sah, gemeint hatte als er schrieb: *Por los campos de Soria va mi pastor. Durch die Berge von Soria geht mein Hirt...* oder ob es ein bißchen mehr rechts oder links war.

Machado ist für uns ein Teil unserer Obsession, und wenn wir nach Soria kommen, ist Soria die Stadt, wo er Lehrer war und wo er eine gelähmte Frau spazieren fuhr. Die Berge gehören ihm, wir sehen seine Verse, wir hören seine Musik, wir spüren seine Einsamkeit und wir denken daran, daß er einige Monate nach Ende des Bürgerkriegs in Coulioure starb, daß er die Größe besaß, nicht nur die einfachsten und schönsten Verse der spanischen Literatur zu schreiben, sondern daß er groß genug war, das allgemeine Los zu teilen, und ins Exil ging wie Hunderttausende damals und wie Tausende von ihnen verarmt und krank im Exil starb.

Am Nachmittag ist die Hitze so groß, daß wir in Calatayud mehrere Flaschen Wasser kaufen – für den Motor, zum Trinken, für Arme und Gesicht. Wir drehen alle Fenster auf, schwitzen und erkälten uns, stundenlang gibt es wieder nichts, die Erde wird rot. Gegen drei Uhr erblicken wir am Straßenrand eine Bar. Wir halten. Das Café ist leer, bis auf den Wirt und einen jungen Kellner, fast ein Kind. Der Kellner bringt uns mehrere Flaschen mit Wasser, ich lasse die Kinder sich ausziehen, brause sie, indem ich die Wasserflasche über ihre Köpfe entleere. Wir warten dort eine Stunde, sprechen zunächst über die Hitze, dann über den Diesel, dann führt uns der Wirt in eine kühle Halle. 15000 Schinken hängen an der Decke.

Am Abend sind wir in Valencia. Valencia ist rappelvoll, wir gehen von Pension zu Pension. Wir finden nichts. Am Ende treffen wir auf eine Putzfrau, die uns ihre Wohnung vermietet. Es ist eine Dreizimmerwohnung in einem neuen Arbeiterviertel. Die Zimmer sind sehr klein, sehr feucht. Wir schlafen nicht, die Flugzeuge fliegen dicht über uns hinweg. Das ist auch, sage ich mir, spanische Wirklichkeit: ein Arbeiterehepaar in mittlerem Alter mit zwei Wohnungen, die zweite vermieten sie an Touristen, 1000 Peseten die Nacht. Am nächsten Morgen schiffen wir uns ein. Mein Mann fährt nach Deutschland zurück, ich fahre mit den Kindern nach Formentera, in die „deutsche Kolonie“.

Dieser Ausdruck ist nicht von mir, sondern von einem Freund, einem spanischen Soziologen, einem der wenigen Spanier, die seit Jahren die Ferien in Formentera verbringen. Als ich ihn von unterwegs anrief, um ihn zu bitten, mir ein Haus zu mieten, sagte er mir, das sei nur von Deutschland aus möglich. „Wieso?“ fragte ich verblüfft. „Weil alles in deutschen Händen liegt.“ Ich dachte zunächst, er übertriebt oder er ist zu faul, um sich drum zu kümmern.

In der Tat ist er faul, aber endlich einmal konnte er ruhigen Gewissens faul sein, denn er hatte recht.

Er hatte auch gesagt, ich könnte bei ihm während der ersten Woche wohnen, aber da ich weiß, daß er sowas jedem Freund sagt, der anruft, kümmerte ich mich als erstes um eine Unterkunft. Ich hatte sofort Glück, und, was ich nicht wußte, einmaliges Glück, denn am nächsten Tag und am Tag darauf und die ganzen drei Wochen, die ich dort verbrachte, stieß ich täglich auf verzweifelte Urlauber mit oder ohne Kinder, die abends wegfuhren, nachdem sie den ganzen Tag kreuz und quer über die Insel kutschiert waren und die Formentera verlassen mußten, ohne zu wissen, ob sie auf dem

Mitternachtsschiff Ibiza–Festland eine Passage bekommen würden. Meistens mußten sie eine oder zwei Nächte im Hafen von Ibiza verbringen, bis sie einen Platz ergatterten, denn auch Ibiza war überfüllt. Also hatte ich das Glück, das einzige freie Zimmer auf der Insel zu kriegen. Am Abend besuchte ich noch meinen Freund. Er hatte das Haus voller Gäste und war beruhigt, als er hörte, ich hätte ein Zimmer.

Irgendwie klappte es mit meinem Freund nicht. Ich mußte jeden Tag 30 Mark fürs Taxi ausgeben, wenn ich sie in ihrem Haus oder an ihrem Strand sehen wollte, denn ich wohnte am Hafen und sie am anderen Ende und außerdem hatten wir uns schnell die ewigen Wahrheiten der Intellektuellen gesagt. Wir sind um die vierzig, Gott ist tot und 68 ist auch schon eine Ewigkeit her, auch das Proletariat ist tot, und das einzige, was dir bleibt ist weitermachen oder etwas in die Luft jagen. Und nachdem wir auch Deutschland als Thema abgeklappert hatten, Deutschland als Mythos, als Vater und Mutter der Disziplin, der Ordnung, des Faschismus, als erste Macht der Welt, denn für viele Spanier ist das Deutschland und nicht Amerika – als wir also das alles hinter uns hatten, mietete ich meinen Kindern Fahrräder und entschied mich für Ferien mitten unter den Touristen von Neckermann.

Denn die Pension, wo ich meine Unterkunft fand, und die Pension nebenan und die daneben und viele andere noch und eine Unmenge von Hotels und Hochhäusern und Bauernhäusern – also 80 Prozent von Formentera stehen unter Vertrag bei den großen deutschen Firmen, Scharnow, Neckermann, Kaufhof und was sonst noch. Und an dem winzigen Hafen stehen vier Busse mit den Namen der Firmen, die holten die Touristen ab. Spanisch hört man kaum noch. Wer der Kolonisierte ist und wer der Kolon ist, das zeigt sich an der Tatsache, wer die Sprache von wem lernt.

Ich will aber meine Miturlauber nicht lächerlich machen, denn ich habe sie bewundert, drei Wochen lang, Frühstück für Frühstück, Mittagessen für Mittagessen, Abend für Abend in dem Speisezimmer unserer Pension.

Das Speisezimmer war schon morgens stickig heiß, es war schon schmutzig, und vor allem das spanische Ehepaar, das bediente, war schon morgens erledigt, schlecht gelaunt, mehr als unhöflich, in Eile. Sie warfen das Frühstück über die Tische im Vorbeigehen, so daß die Kinder sich wunderten, daß es traf, also daß das Brot auf unseren Tisch fiel und nicht auf den Boden. Sie hörten sich auch unsere Wünsche im Vorbeigehen an, und sie waren hinterher böse, wenn wir unsere Wünsche zu undeutlich geäußert hatten. Auch den Kaffee oder was es sein sollte, gossen sie im Vorbeigehen aus, was die Bewunderung der Kinder ins Unmäßige steigerte. Den ersten Schluck Kaffee spuckte ich aus.

Die Kinder bekamen im Laufe der ersten Tage eine solche Angst vor diesem Kellnerpaar, daß sie am Strand nur darüber sprachen. Werden sie uns ausschimpfen, wenn wir zu spät kommen? Los, wir müssen gehen, sonst schimpfen sie – bis es mir zu bunt wurde und ich etwas Böses sagen mußte: Sie haben nichts zu schimpfen und letzten Endes bezahlen wir.

Ich verstand natürlich sofort, daß sie überarbeitet waren und schlecht bezahlt, aber ich verlangte von ihnen, daß sie ihre Wut gegen den Wirt wendeten und nicht gegen mich – und von diesem Moment an hatte ich keine Chance mehr.

Die deutschen Touristen hatten eine engelhafte gute Laune, eine engelhafte Geduld. Warteten stundenlang, tranken ohne ein Wort zu sagen den „deutschen“ Kaffee, den schlechten Tee, aßen die ranzige Butter, die geschmacklose Marmelade, alles ohne ei-

nen Ton der Unzufriedenheit, alles ohne mit den Wimpern zu zucken. Schicksal ergibt. Ihnen hilft der Gedanke, der Kaffee ist sowieso besser in Deutschland, und auch das Brot und die Kähe, die haben wir. Und kein Wunder, daß, wenn sie zurückkommen, ihnen tatsächlich der Kaffee besser schmeckt.

Am ersten Tag spuckte ich den Kaffee, am zweiten Tag spuckte ich den Tee in die Tasse zurück, am dritten Tag fragte ich nach einem Expresso mit viel Milch, aber das war nicht möglich, selbst wenn ich es extra bezahlte, denn es konnte nicht im Speisesaal serviert werden. „Ist das eine Kaserne?“ fragte ich. Ich war ab sofort die Schwierige, hatte ausgespielt bei meinen eigenen Leuten und blickte neidvoll zu den deutschen Touristen, die offensichtlich das Geheimnis kannten, dem Kellnerpaar sogar schon am Morgen ein Lächeln zu entlocken.

Ich glaubte zunächst, es liege an mir, bis ich mehrere Spanier auf der Insel traf, die sich wie ich beklagten, als Urlauber zweiten Ranges behandelt zu werden. Kamen sie in ein Restaurant zusammen mit Deutschen und es war nur ein Tisch frei, wurde er den Deutschen gegeben, war aber das Restaurant nur halbvoll, gab man ihnen keinen Tisch unter dem Vorwand, sie würden nur trinken wollen. Versicherten sie, sie würden auch essen, glaubten es ihnen die Kellner nicht, und auf jeden Fall aßen sie weniger als die Deutschen und außerdem ließen sie mehr Sachen in die Küche zurückgehen. Ich ließ auch einmal Spaghetti in die Küche gehen, und einmal Fleisch, weil es schlecht war, aber der Kellner konnte süffisant lachen und auf einem überfüllten Speisesaal hinweisen, der das gleiche aß. Andere Dinge wage ich nicht auszusprechen. Zum Beispiel, daß die pommes frites nicht nach pommes frites, der Fisch nicht nach Fisch, der Reis nicht nach Reis schmeckte. Alles nach nichts. Ich ließ einfach alles stehen. Die Kinder auch. Nach drei Tagen lasen sie verzweifelt in der Speisekarte und nachdem sie sich drei weitere Tage lang an gebackenes Huhn gehalten hatten, einfach weil gebackenes Huhn schon seit langem und überall nach nichts schmeckt, ließen sie alles stehen und begannen wie besessen von Bayern zu reden, von Schweinebraten und Klößen, von Wirsingrouladen, von Kalbsbraten, Rinderbraten, von Kartoffelpüree und Sauerkraut. Seitdem ist meinen Kindern die spanische Küche ein Greuel, und ich werde nicht diejenige sein, die sich beklagt, weil die Kioske am Strand deutschen Apfelkuchen und Pflaumendatschi verkauften. Es war das einzige, was schmeckte. Es sei denn man ließ sich einfach Hammelrippchen am Kiosk braten und aß dort, jeden Tag dasselbe oder zur Abwechslung ein bißchen Fisch, und vergaß, daß man schon einmal für das Essen bezahlt hatte.

Ich freundete mich mit einer gemischten Familie an, sie Deutsche, er Franzose, zwei Kinder. Sie lebten in Paris, dort arbeitete sie als Lehrerin. Sie waren wie ich ein bißchen schwieriger als die Deutschen, aber hatten mir gegenüber den Vorteil, daß sie Ausländer waren, also wurden sie von unseren Kellnern mit weniger Geringschätzung behandelt als wir. Sie ließen Sachen zurückgehen, stellten Ansprüche, verlangten dies und das, und wir wunderten uns gemeinsam am Strand über die Freundlichkeit der Deutschen, ihren Gleichmut, ihre Disziplin. Endlich hatten wir das Wort. Und wir kamen zu dem Ergebnis, daß der Kellner und der Wirt sich das leisten konnten, was sie sich leisteten, weil die Deutschen ein diszipliniertes Volk waren. Sie waren diszipliniert im Urlaub, essen, was man ihnen gab, beklagten sich nicht. Sie waren pünktlich. Sie stritten sich nicht herum, wie ich am ersten Tag, als der Kellner unser Essen nicht bringen wollte, weil wir eine halbe Minute zu spät waren. Und an den

Stränden suchten sie sich klaglos einen Sandfleck zwischen Plastikflaschen, Konserveindosen und Scherben.

Während der ersten beiden Tage versuchte ich vergeblich etwas anderes zu finden. Alles war besetzt, nicht nur für die Saison, auch für das nächste Jahr. Es war alles unter Vertrag. Aber auf diese Weise sah ich ein bißchen von der Insel, Pujols, die „deutsche Hauptstadt“, wie mein Freund aus Spaß sagte, mit der Deutschen Wurstfabrik und dem Deutschen Frisierladen. San Fernando mit den Resten der Hippibewegung und der Subkultur des Kontinents. Die Drogenszene. Der Besitzer der Deutschen Wurstfabrik, ein sehr netter alter Herr, bot mir für das nächste Jahr eine Unterkunft an, in einem Wohnanhänger auf seinem Grundstück neben der Fabrik. Ich war weise geworden, ich sagte nicht einmal nein.

Ich werde sie nicht alle in einen Topf werfen, denn ich verbrachte letzten Endes drei Wochen mit einigen von ihnen, und es waren nette Leute, die hatten einfach die Nase voll vom Regen, und sie kamen wegen der Sonne und wegen des Meers und das hatten sie und sie waren froh über ihren Sandfleck im Müll.

Man verbrachte den Tag am Strand, abends trank man sein Bier oder ging in die Diskothek, man tanzte oder man sang: „Ich hatt' einen Kameraden“ und am nächsten Morgen war man wieder am Strand, froh, daß die *Bildzeitung* da war und das *Grüne Blatt* und *Quick* und *Stern* und *Spiegel*. Bloß ich bekam keine Zeitung in meiner Sprache, dafür die *Frankfurter* und *Die Welt*. Und nicht die Deutschen sondern wir fühlten uns als Menschen zweiter Klasse in unserem Land.

Es würde nicht nur in unserem Interesse sein, sondern auch im Interesse der Touristen, wenn man von den Spaniern saubere Strände, besseres Essen, freundlichere Bedienung verlangte. Aber das ginge nur einher mit höheren Preisen für das bessere Essen, mit höheren Löhnen für die Spanier, und das hieße für die Arbeiter und Angestellten aus der Bundesrepublik: Mein Lieber, so ein Urlaub an der Sonne ist zu teuer für dich, aus ist's mit einer Woche, 280,- Mark - Flug - Hotel - Transfer - Vollpension - alles inklusive!

Also macht man weiter, solange es geht.

Kurt Eichler Die Kultur im Dorf lassen – aber wie?

Erfahrungen mit der Kulturarbeit in der Provinz

In der seit einigen Jahren geführten Diskussion um eine Neubestimmung der kommunalen Kulturarbeit standen bislang vor allem die Großstädte mit ihren Kultureinrichtungen im Mittelpunkt des Interesses. Eine alternative Kulturpolitik für die kulturellen Notstandsgebiete war so gut wie unbekannt und fiel meistens unter den Tisch. Erst seit kurzem macht man sich Gedanken darüber, wie auf dem flachen Land, in den Klein- und Mittelstädten der Provinz und auch in den Vororten der Großstädte ein Programm kultureller Animation entwickelt werden kann, das an den Lebensverhältnissen der dort wohnenden Menschen anknüpft und die vorhandenen regionalen Defizite in der kulturellen Versorgung abbaut.

Entsprechend stellt der Deutsche Gewerkschaftsbund im Entwurf seiner Kulturpolitischen Forderungen (1978) fest: „Die kulturellen Angebote müssen allen Bürgern zugänglich sein. Sie sind daher in den bisher vernachlässigten Gebieten, vor allem im ländlichen Raum, zu erweitern. Die ländliche Bevölkerung muß in gleicher Weise wie die städtische am kulturellen Leben teilhaben; dafür sind verstärkt Voraussetzungen zu schaffen.“

Demgegenüber hat die anhaltende Regionalismus-Diskussion einen anderen Aspekt der Provinz betont: den der „heilen Welt“. Als Antwort auf die Zentralisierung und Zerstörung der natürlichen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen in den großen Städten wird die Ganzheitlichkeit des Dorfes bzw. der ländlichen Region mit ihren klaren historischen und sozialen Bezugspunkten hervorgehoben und als Antithese zur herrschenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung formuliert. Dem Rückzug aus den Großstädten, den Zentren der politischen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen, und der Entdeckung der Provinz liegen einerseits offensichtliche Fluchtendenzen zugrunde; andererseits haben aber auch zugesetzte Bedingungen der Umweltzerstörung (Smogalarm, Atomkraftwerke usw.) neue Momente der politischen Sensibilisierung geschaffen, die ihren Ausdruck in ökologischen und alternativen Gegenbewegungen finden.

Gleichzeitig werden aber auch Illusionen über die Provinz geschürt, wenn Perspektiven für die politische und kulturelle Arbeit formuliert werden, die von den realen Lebensverhältnissen in idealistisch überhöhter Weise absehen. Das ist beispielsweise dann der Fall, wenn der Regionalismus für bestimmte Landschaften autonome, eingegesetzliche Entwicklungen konstruiert, die die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zur Stadt weitgehend negieren. Angesichts einer staatlich geplanten Zentralitätsstruktur der Städte und Regionen ist zu fragen, wo es in der Bundesrepublik überhaupt noch die typische, nicht von städtischen Funktionen überlagerte „autonome Provinz“ gibt.

Die folgenden Ausführungen verstehen sich als Beitrag zur aktuellen Diskussion um eine alternative Kulturarbeit in der Provinz und in den Stadtteilen. Die angeführten empirischen Befunde und Erfahrungen gehen zurück auf eine exemplarische Untersuchung der kulturellen Situation in einem ländlichen Ortsteil der Stadt Unna, die – ver-

bunden mit entsprechenden praktischen Kulturaktivitäten vor Ort – 1978 beim dortigen Kulturamt durchgeführt wurde.

Unna ist eine Mittelstadt mit 55000 Einwohnern in der Ballungsrandzone des Ruhrgebietes, östlich vom Oberzentrum Dortmund. Gegenstand der Analyse war der Unnaer Stadtteil Lünern, ein Dorf in ländlicher Umgebung an der alten westfälischen Heer- und Handelsstraße Hellweg gelegen. Lünern ist über 1000 Jahre alt und war ursprünglich rein landwirtschaftlich geprägt. Um die Jahrhundertwende zogen Bergleute zu, die in den weiter nördlich gelegenen Zechen zur Arbeit gingen. Merklich änderte sich jedoch die dörfliche Struktur erst in den fünfziger Jahren, als sich im Zuge der Landflucht aus den benachbarten Industriestädten die Einwohnerzahl bis 1977 (2400 Einw.) verdoppelte. Das ehemalige Bauerndorf ist heute eine ländliche Wohngemeinde mit einem alten Dorfkern und sich anschließenden Ein- und Zweifamilienhäusern, was die widersprüchliche Einheit von landwirtschaftlichem Lebensraum und städtischer Siedlung besonders hervorhebt. Seine politische Selbständigkeit verlor der Ort 1968, als er im Zuge der kommunalen Neuordnung in Nordrhein-Westfalen nach Unna eingemeindet wurde. Lünern: ein Stadtteil in der Provinz und damit in zweifacher Hinsicht eine Herausforderung für die Kulturarbeit „vor Ort“. Gefragt war, was sich innerhalb dieses Wohnbereichs an kulturellem Potential aus eigenen Kräften entwickeln lässt und welche Voraussetzungen und welche Unterstützungen von den zentralen Kulturinstitutionen der Stadt notwendig sind, um die kulturelle Infrastruktur zu verbessern.

Eine repräsentative Umfrage in Lünern hat gezeigt, daß die Bürger durchaus die verschiedenen öffentlichen Kultur- und Freizeitangebote nutzen. An erster Stelle stehen Sportveranstaltungen, es folgen Kino, Theater, Musik- und Konzertveranstaltungen, Büchereien, Weiterbildung, Museen und Ausstellungen. Dieses Ergebnis stimmt in der Prioritätssetzung mit anderen Untersuchungen aus städtischen Regionen überein und läßt auf durchschnittliche kulturelle Präferenzen der Lünerner Bevölkerung schließen. Allerdings ist sie, gemessen an ihrem Anteil an der Gesamteinwohnerschaft Unnas, am Kulturleben dieser Stadt unterrepräsentiert. Denn die kommunalen Kulturveranstaltungen finden außerhalb des Ortsteils statt, in der Unnaer Innenstadt. Die isolierte räumliche Lage, verbunden mit schlechten öffentlichen Verkehrsverbindungen, wirken als Haupthindernis und machen den privaten PKW für 60 Prozent der Befragten zum vorherrschenden Verkehrsmittel vom Wohnort zur Veranstaltung. Für die Hälfte der Befragten sind Wegezeiten von einer halben Stunde und mehr die Regel. Sitzt man dann schon einmal im Auto, um eine repräsentative Kulturveranstaltung zu besuchen, fährt man lieber gleich in die Großstadt Dortmund mit dem größeren Angebot als ins nähere Unna.

Damit folgt die kulturelle Mobilität den Auspendlerströmen der Berufstätigen. Außer der relativ eindeutigen Arbeitsplatzorientierung auf Dortmund zeichnet sich in noch stärkerem Maße eine kulturelle Orientierung ab, zumindest für größere Veranstaltungen.

Andererseits werden jedoch Kultur- und Freizeitangebot außerhalb des eigenen Orts teils von den meisten Befragten (75 Prozent) nicht gleich mitbesucht, wenn man sich wegen Arbeitsstelle, Einkauf oder Schule sowieso schon in der Großstadt aufzuhalten muß. Arbeitszeit und freie Zeit, Arbeit und Freizeitbeschäftigung, so kann man folgern, werden getrennt organisiert und selbst unter der Voraussetzung kaum mitein-

ander verbunden, daß sie in ein und demselben auswärtigen Ort stattfinden. Gerade im Kultur- und Freizeitbereich ist aber der Zusammenhang von kultureller Partizipation und Verkehrs-/Zeitaufwand von erheblicher Bedeutung. Ein erhöhter Zeitaufwand für den Weg zwischen Wohnort und Veranstaltung oder Einrichtung, die besucht werden, reduziert die zur Verfügung stehende freie Zeit, erhöht die persönlichen Kosten, vermindert das spezielle kulturelle Interesse bzw. leitet es auf ein anderes Kultur- und Freizeitangebot um und führt schließlich zum Verzicht auf die eigentlich gewünschte kulturelle Aktivität.

Aus realistischer Einsicht dieses Problems und um gegenüber den zentralen großstädtischen Konkurrenzangeboten ein eigenes kulturelles Gesicht zu entwickeln, haben einige Gemeinden an der Peripherie des Ruhrgebiets – und Unna gehört dazu – neue Wege in der kommunalen Kulturpolitik eingeschlagen. Begriffe wie Soziokultur und Dezentralisierung der Kulturarbeit in die bisher vernachlässigten Randgebiete und Vororte verdeutlichen diese Absicht. In der Tat besteht diesbezüglich ein erheblicher Nachholbedarf.

So beurteilten bei der Umfrage in Lünen zwei Drittel der Befragten die kulturelle Situation in ihrem Wohnbereich als „unzureichend“ und vergaben damit die niedrigstmögliche Bewertung. Genauso groß war auch der Anteil derjenigen, die mindestens ein bestimmtes Kultur- und Freizeitangebot vermissen und dieses auch benannten. Gegenüber diesem Fehlbedarf haben die Betroffenen jedoch durchaus konkrete Vorstellungen über ihre kulturellen Interessen. Sie wünschten sich ein Kultur- und Freizeitangebot, das bedeutend umfangreicher und differenzierter ist als das, was bisher von städtischer Seite angeboten wird. Gefordert wurden beispielsweise Film-, Musik- und Theaterveranstaltungen sowie Weiterbildungsangebote aller Art und ein Treffpunkt (Freizeithaus) für jung und alt.

Auf jeden Fall will man sich nicht weiterhin nur mit dem Büchereibus und dem obligatorischen Nähkurs der Volkshochschule begnügen, die – wenn überhaupt – auch in Orten ähnlicher Größenordnung gewöhnlich die einzigen öffentlichen Kulturangebote darstellen. Zusätzlich gewünscht werden Vorträge und Diskussionsveranstaltungen, Sprachkurse, Werk- und Spielgruppen für Erwachsene und Kinder, Volkstheater, Musikveranstaltungen und Straßenfeste, um nur die häufigsten Vorschläge zu nennen. Die Erfahrungen haben gezeigt, daß die Einwohner in Lünen gegenüber einem Kulturprogramm mit alternativem Charakter durchaus aufgeschlossen sind.

Soweit einige Ergebnisse aus Unna-Lünen. Sie belegen, daß die Bewohner dieses dörflichen Ortsteils nicht weniger oder qualitativ andere kulturelle Neigungen haben als die Menschen in einer Großstadt, und diesen soweit möglich auch nachgehen. Sie widerlegen mithin die Vorstellung vom notwendigerweise „provinziellen Charakter“ der kulturellen Bedürfnisse in der Provinz. Die Ergebnisse belegen vielmehr, daß in den Wohnbereichen abseits der großstädtischen Zentren – sowohl auf dem Land als auch in vielen Stadtteilen – die kulturellen Ansprüche der Bevölkerung in der Regel auf eine ungenügend ausgebauten Kulturinfrastruktur treffen.

In dieser Hinsicht ist das skizzierte Bild exemplarisch für die Situation des öffentlichen Kulturlebens abseits der großstädtischen City und betrifft in erster Linie die Außenbezirke; gilt aber unter bestimmten Voraussetzungen auch für kleinere und mittlere Gemeinden auf dem Land. Im Zuge der kommunalen Neuordnung sind zusätzlich Problemzonen kultureller Verödung sichtbar geworden, wobei es sich z. B. um

heutige Stadtteile am Rande von Ballungsräumen oder in ländlichen Gebieten handelt, die früher selbständige Gemeinden mit einem eigenen soziokulturellen Profil waren. Wenn man auch die gegenüber dem städtischen Zentrum unterprivilegierte Situation recht deutlich empfindet, konnten doch zahlreiche kleinere Ortsteile zumindest ihre kulturelle Identität – auch im Bewußtsein der Bewohner – erhalten. In dieser Hinsicht haben sie sogar vielen Großstadtvororten etwas voraus, deren kulturelle Infrastruktur im übrigen genauso schlecht ausgebildet ist. So betrachtet liegt die „Provinz“ nicht selten direkt neben dem großstädtischen Zentrum: als rückständiges Viertel, als Sanierungsgebiet oder als Schlafstadt.

Gerade die dörflich strukturierten Ortsteile sind nicht kulturelle Wüsten. Ganz im Gegenteil: Wenn man davon ausgeht, daß Kultur ist, wie der Mensch lebt, dann findet man dort meistens eine gute gesellschaftliche Kommunikation der Bürger untereinander, und das Problem der Isolierung, das in den neuen Trabantsiedlungen der Großstädte so oft beklagt wird, tritt kaum in Erscheinung. Vor allem die ortsansässigen Vereine zeigen vorbildliche Selbsthilfe und freiwilligen Einsatz bei der Entwicklung des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens – bei zahlreichen Dorffesten, Traditionenveranstaltungen, Musikabenden, in der Gruppen-, Sport- und Jugendarbeit und anderem mehr. Mancher Großstädter könnte neidisch sein auf das, was man nicht ohne Stolz „dörfliche Gemeinschaft“ oder „Nachbarschaftshilfe“ nennt.

Bei der erwähnten Umfrage in Lünen gaben zwei Drittel der Befragten an, in einem Verein zu sein, ein Viertel gehörte sogar mehreren Vereinen an. Die für das Dorfleben wichtigsten und größten Gruppierungen sind der Turn- und Sportverein, der Schützenverein, die Freiwillige Feuerwehr und der Gesangverein. Insgesamt gibt es in Lünen über 15 Vereine, die sich in einer Interessengemeinschaft organisiert haben und gemeinsame Planungen und Veranstaltungen durchführen. Für das soziale Zusammenleben im Ort sind die Vereine eine nicht zu unterschätzende Instanz – im positiven wie negativen Sinn. Sie vermitteln praktische Solidarität und gegenseitige Hilfe, sie üben aber auch Kontrollfunktionen gegenüber allen denen aus, die sich abweichend von den allgemein anerkannten Normen verhalten. Jugendliche, die beispielsweise mit ihren Mofas die Nachtruhe stören, werden vom Vorsitzenden ihres Vereins zur Räson gerufen, und in dem Maße, wie das dörfliche Leben durch die Vereine geprägt wird, fallen alle diejenigen durch das Netz der Verbindungen und Beziehungen, die mit dem vermeintlichen „Vereinsklüngel“ oder mit der „Vereinsmeierei“ nichts zu tun haben oder zu tun haben wollen.

Die Tatsache, daß heute von den Vereinen in den kleineren Orten und in vielen Stadtteilen wichtige kulturelle Impulse ausgehen, muß sich in einer entsprechenden Verantwortung der Gemeinden gegenüber den freien Kulturträgern ausdrücken.

1977 forderte der Kulturausschuß des deutschen Städtebundes, „die Vielzahl und Vielfalt dieser Vereine und Gruppierungen zu erhalten. Er sieht in ihrer Förderung, in der Unterstützung einer freien Betätigung im kulturellen Bereich, über die institutionalisierte Kulturflege hinaus eine wichtige kommunale Aufgabe. – In der Regel sind vor allem die kleineren und mittleren Städte auf ein vielfältiges Vereinsleben und die daraus erwachsenen Initiativen angewiesen. Aber auch die Großstädte mit ihren zentralen kulturellen Einrichtungen sind an kulturellen Initiativen der Vereine interessiert. Dieses Interesse wächst im Zuge der Eingemeindung kleinerer Gemeinden. In den aufgrund der Gebietsreform entstehenden Außenbezirken der Großstädte sind vor al-

lern die Vereine die Träger einer dezentralisierten Kulturarbeit.“

Eine Reihe von Gemeinden hat bereits damit begonnen, die kulturellen Vereinigungen systematisch und kontinuierlich zu unterstützen. Dabei wird die finanzielle Förderung ergänzt durch praktische Hilfestellungen mit vorhandenen organisatorischen und personellen Ressourcen, insbesondere aus den kulturellen Einrichtungen. Seit zwei Jahren gibt es beispielsweise in der Stadt Unna „Richtlinien zur Förderung kultureller Vereine und Initiativen“, nach denen die kulturtragenden Vereine finanziell bezuschußt werden, und die eine wichtige Grundlage für die Weiterentwicklung der kulturellen Versorgung in den Ortsteilen darstellen.

Obwohl es heute in Mode gekommen ist, die lokale Kultur und die sich in den Vereinen zeigende Bürgerselbsthilfe idyllisch zu verklären, darf das nicht darüber hinwegtäuschen, daß die dort lebenden Menschen weitergehende kulturelle Interessen haben, aber oft durch äußere Umstände daran gehindert werden, die Veranstaltungen und Einrichtungen in der City der Großstadt zu besuchen. Die Umfrage in Lünen kommt weiterhin zu dem Ergebnis, daß Vereinsmitglieder und Nichtmitglieder in bezug auf ihre sonstigen kulturellen Neigungen keine bemerkenswerten Abweichungen zeigen. Das kulturelle Engagement der örtlichen Vereinigungen scheint das Interesse an den Kultur- und Freizeitangeboten nicht nur nicht einzuschränken, sondern im Gegenteil weitergehende kulturelle Ansprüche erst auszulösen.

Obwohl die bürgerlichen Vereine und Initiativen eine große Rolle im sozialen und kulturellen Leben am Ort spielen und von seiten der Städte aus wirksam unterstützt werden müssen, können sie ein weitergehendes kulturelles Angebot nicht ersetzen. Ihre Arbeit darf kein Freibrief für fehlendes kommunales Engagement in den kulturell unversorgten Gebieten sein, sondern fordern es geradezu heraus.

Die dezentrale Kulturarbeit hat zum Ziel, Kultur- und Freizeitangebote der Kommunen nicht nur an den repräsentativen Schauplätzen in den Citys vorzustellen, sondern auch verstärkt in den einzelnen Ortsteilen und auf dem Land zu fördern. Vor zwei Jahren formulierte dazu der Städetag Nordrhein-Westfalen in einer Entschließung zum Verhältnis von „kulturellen Angeboten in der City und in den Stadtteilen“: „Kulturelle Angebote dürfen sich nicht auf die Innenstädte beschränken. Auch Bezirke und Stadtviertel müssen kulturell sinnvoll versorgt werden. Vorhandene kulturelle Schwerpunkte sind zu berücksichtigen. Die Entwicklung von Stadtteilprogrammen ist eine Aufgabe kommunaler Daseinsvorsorge, die sowohl vom Zentrum her als auch von den Stadtteilen anzugehen ist. Die zentral geplanten Angebote für die Stadtteile müssen auch von kulturellen Einrichtungen der Stadt getragen werden. Zahlreiche kulturelle Vereine und Vereinigungen schaffen die Grundlage für dezentrale Angebote.“

Neben der erwähnten besseren Förderung der örtlichen Vereine spielen die zentralen innerstädtischen Kulturinstitutionen eine wichtige Rolle für die Verbesserung der Situation in den Randgebieten. Die dezentrale Kulturarbeit kann also sinnvollerweise nicht – wie einige Kulturpolitiker meinen – alternativ, quasi auf Kosten dieser Einrichtungen durchgesetzt werden, sondern es müssen zu den bestehenden Prioritäten zusätzliche Schwerpunkte in der kommunalen Kulturpolitik geschaffen werden. Man kann davon ausgehen, daß durch die Aufgabenerweiterung der Kulturinstitute in Richtung Stadtteilarbeit ihre materiellen und personellen Kapazitäten sogar ausgeweitet werden müssen.

Vorrangig für die Kulturarbeit vor Ort wäre der Ausbau bestimmter kultureller Kernbereiche, die für die kulturelle Teilnahme großer Bevölkerungskreise von Bedeutung sind: Kulturarbeit für Kinder, Jugendkultur, kulturelle Angebote für Lohnabhängige, Kulturarbeit für Ausländer, Film, Musik, Theater und Weiterbildung. In diesem Zusammenhang kommt den sogenannten „Kulturpädagogischen Diensten“ ein erheblicher Stellenwert zu, die im „Ergänzungsplan musisch-kulturelle Bildung zum Bildungsgesamtplan“ näher beschrieben werden. Die „Kulturpädagogischen Dienste“ sollen – vereinfacht gesagt und bezugnehmend auf die Erfahrungen der Kunst- und Museumspädagogik – als Vermittler zwischen bestehenden und neuen Kulturangeboten und den Bürgern dienen sowie die kulturelle Transparenz und den Zugang zu Kulturangeboten vereinfachen helfen. Sie sollen mit dazu beitragen, breite Bevölkerungsgruppen am kulturellen Leben zu beteiligen und die aktive künstlerisch-kulturelle Selbsttätigkeit zu fördern. Die „Kulturpädagogischen Dienste“ sind an die zentralen Kultureinrichtungen – z. B. das Kulturamt – angegliedert und sollen u. a. die dezentrale und zielgruppenbezogene Kulturarbeit in den Wohnbereichen begleiten, unterstützen und anregen. Ihre Hauptaufgaben liegen dabei in der kulturellen Informations- und Öffentlichkeitsarbeit, der Beratung und Hilfe von Vereinen und Initiativen, der Erarbeitung von beispielhaften Kulturangeboten und der kulturellen Arbeit im Wohngebiet – alles das also, was man heute mit dem Begriff „soziokulturelle Animation und Innovation“ beschreibt.

Die Kulturentwicklungsplanung sollte die dezentrale Kulturarbeit durch entsprechende stadtteilorientierte Konzeptionen vorbereiten und ergänzen, obwohl auch sie erst in Ansätzen existiert. In kleineren und mittleren Gemeinden braucht sie sich nicht, wie in den Großstädten in der Regel üblich, auf die großen Kulturapparate zu konzentrieren, was in der Praxis meist darauf hinausläuft, sich auf sie zu beschränken. Vielmehr ist ihre Funktion in bezug auf die Versorgung der Wohnviertel bzw. der ländlichen Gemeinden neu zu bestimmen. Bereits im Planungsprozeß muß sie die kulturellen Interessen der betroffenen Einwohner einbeziehen und ihre Beteiligung an der Planung gewährleisten. Sie hat darüber hinaus die Möglichkeit einer inhaltlichen Programmplanung und Zielgruppendefinition in Hinblick auf die Angebote soziokultureller Arbeit, damit von gutgemeinten Ansprüchen nicht doch nur eine mehr oder weniger gute Tournee- oder Agenturkultur übrigbleibt, die heute in den meisten kleineren Kommunen die Szene beherrscht.

Anlässlich einer Konferenz in Oslo im Juli 1976 verabschiedeten die Kultusminister der Länder des Europarates eine Resolution, in der für die kommunale Kulturarbeit u. a. als Ziel genannt wird, besonders die kulturellen Aktivitäten zu fördern, „die sich aus den lokalen und regionalen Erfordernissen und Traditionen ergeben und so zu einer Identifizierung mit dem Wohnort beitragen“.

Der unmittelbare Lebensraum als prägender Sozial- und Kulturfaktor mit seinen gesellschaftlichen Beziehungen und historischen Bezügen steht im Mittelpunkt der örtlichen Kulturarbeit. Aus dem sozialen und traditionellen Hintergrund, der in einer Gemeinde oder in einem Stadtteil besteht, lassen sich vielerlei Ansatzpunkte für die kulturelle Verarbeitung und Umsetzung kollektiver Erfahrungen ableiten. Nicht zuletzt deshalb spielen die dezentralen Kulturangebote vor allem für alte, gewachsene dörfliche Ortsteile wie Lünen eine so große Rolle. Die Kulturpolitik der Kommune sollte die vorhandenen örtlichen Aktivitäten unterstützen, aber auch durch eigene

Angebote das vorhandene formale und inhaltliche Spektrum erweitern. Ziel ist eine kulturelle Infrastruktur, bei der das Kulturangebot nicht mehr aus der Summe zufällig zustandegekommener Veranstaltungen und Aktionen besteht, die kaum aufeinander bezogen sind, sondern bei der eine integrierende Konzeption – ohne Dirigismus und überflüssige Bürokratie – die öffentliche, freie Kulturarbeit miteinander verbindet. Beispielhaft ist das in Lünern bei zwei Veranstaltungen gelungen, die das Kulturamt initiiert hatte und mit denen das bestehende Kulturleben (besser: die bestehende Lebenskultur) im Ortsteil durch neue Akzente und Anregungen ergänzt werden sollte. Bei beiden Veranstaltungen stand der lokale Bezug im Vordergrund, was sich auch darin ausdrückte, daß sie gemeinsam mit den Einwohnern und bestimmten Gruppen, z. B. den Jugendlichen, vorbereitet wurden, und selbstverständlich waren auch die Vereine an der Planung, der Werbung und der Durchführung aktiv beteiligt. An einem Samstagnachmittag im Sommer fand am ehemaligen Lehrerhaus in Lünern unter dem Motto „Eine Linde wird gepflanzt“ ein Stadtteilfest statt. Der symbolische Akt der Lindenpflanzung, an dem sich die Besucher mit Eifer beteiligten, sollte auf einen alten Brauch hinweisen: Die Linde – und nicht die „deutsche Eiche“! – war früher im Dorf der Ort, wo man sich traf, miteinander redete, ja sogar Gericht abhielt, aber auch Hochzeiten feierte, gemeinsam sang und tanzte. Mit der Veranstaltung sollte die Idee eines dörflichen Treffpunkts wieder aufgegriffen werden, der heute – allerdings in der Gestalt eines Freizeithauses – an dieser zentralen Stelle neu entstehen soll. Vom Kulturamt war ein Gesangduo engagiert worden und brachte alte und neue Lieder; ein Münsterländer Volkssänger erzählte und sang Geschichten über die Linde; eine Musik- und Tanzgruppe veranstaltete eine Volkstanzwerkstatt, bei der alle Besucher aufgefordert waren, mitzusingen, mitzutanzen und mitzuspielen, um selbst einmal die überlieferten Volkstänze kennenzulernen. Am Ort des Ereignisses waren Bühne, Tische und Stühle aufgebaut worden; die Freiwillige Feuerwehr Lünern hatte ihr großes Zelt aufgestellt und auch der Lünerner Turnverein hatte sich beteiligt: er organisierte mit Hilfe eines „Thekenwagens“ den Getränkeausschank und verkaufte Bratwürstchen.

Eine weitere Veranstaltung unter dem Titel „Volksmusik in der Kneipe“ wurde gemeinsam gestaltet von einer auswärtigen Folkgruppe und dem Lünerner Gesangverein. Das Programm war vorher zwischen den beiden Trägern teilweise abgestimmt worden, bot aber noch genügend Raum für Improvisationen, wovon auch reger Gebrauch gemacht wurde. Die Resonanz auf diese Veranstaltung war außerordentlich groß: der Saal der Gaststätte war überfüllt, die Stimmung schlug bei den Besuchern und bei den Akteuren hohe Wogen, vor allem, weil jeder mitmachen konnte. Dieser Liederabend war ein interessanter und gelungener Versuch, die traditionelle Volkschormusik mit der neuentdeckten Volksmusik und ihren alten und neuen Texten zu verbinden, wobei natürlich teilweise die inhaltlichen Aussagen der Folkgruppe nicht von allen Anwesenden geteilt wurden, z. B. zum Problem der Kernkraftwerke, von denen übrigens eines nicht weit von Lünern gebaut werden soll. In dieser Hinsicht war die Veranstaltung auch ein Beweis dafür, daß in der dörflichen Kulturarbeit politische Zusammenhänge und Diskussionen keineswegs außen verbleiben müssen, sondern sich aus der Veränderung der ländlichen Lebensbedingungen und der Umwelteinflüsse von selbst einstellen, wenn gewisse Anstöße gegeben werden.

Olympischer Lorbeer blieb dem Münchener Arbeiterviertel Hasenbergl versagt, keine Zeitung hielt seinerzeit den Nachbarn olympischen Feuers für erwähnenswert. Nur der *kürbiskern* fand schon damals das Hasenbergl eines Berichtes wert (Heft 2/72). Wer unvoreingenommen das Hasenbergl von Süden nach Norden durchwandert, wird von den großzügigen Grünflächen zwischen den Häusern, dem kleinen Hügel und dem Wälzchen, den ausgedehnten Spiel- und Bolzplätzen und den zutraulichen Menschen angenehm berührt sein.

Doch wehe, ihm begegnete auf seinem Spaziergang ein Soziologe: Der wüßte Schreckliches zu berichten. Oder ein Politiker: Der wäre bestimmt von der anderen Fraktion und hätte schon immer etwas unternehmen mögen. Nur der Pfarrer würde geruhsam lächelnd auf seine sozialen Einrichtungen verweisen.

Nicht, daß es in diesem Stadtteil Negativeres gibt als anderswo, er hat nur einen Schuß zuviel von allem Negativen abbekommen. Vor, während und nach dem Krieg wurde das Gebiet militärisch durch Kasernen, Truppenübungsplätze, Militärflugplätze, Schießanlagen, Munitionsdepots und Baracken gezeichnet.

Baracken oder Notunterkünfte, wie sie später hießen, waren die erste Bebauung im nördlichen Hasenbergl. Im Krieg waren darin erst Fremdarbeiter untergebracht, später Kriegsgefangene und noch später, nach Ende des Krieges, Umsiedler, Aussiedler, durchgeschleuste ehemalige KZ-Häftlinge, heimkehrende Fremdarbeiter und Flüchtlinge. Alles Leute, mit denen der rechtschaffene Bürger nichts zu tun haben wollte, und die darum an den Rand der Stadt verbannt wurden.

So ist es auch geblieben. Als sich die Kriegswirren gelegt hatten, gab es andere Obdachlose. Menschen, die bei dem beginnenden Wirtschaftswunder nicht mithalten konnten.

München wuchs, auch in Richtung Norden, zum Hasenbergl hin. Neben industriellen Anlagen entstand ein riesiges Neubaugebiet; fast ausschließlich sozialer Wohnungsbau. Der Boden war billig, die Bauweise denkbar einfach, und so wurde durch relativ niedrige Mieten die Negativ-Besiedlung festgeschrieben. Wer immer auf dem freien Wohnungsmarkt oder bei den in anderen Stadtbezirken wesentlich teureren Sozialwohnungen nicht mitbieten konnte, kam zum Hasenbergl. Hilfs- und Gelegenheitsarbeiter, angelernte und Facharbeiter der unteren Berufsgruppen, kinderreiche oder unvollständige Familien. Das führte, zusammen mit den alten Bewohnern der Unterkünfte, zu einer Zuspitzung des sozialen Klimas und damit zu permanenten Konfliktsituationen.

Gegenwärtig leben hier ca. 27000 Menschen, davon 1400 in „Unterkünften“. Im Laufe der Jahre wurden zur Betreuung dieser Menschen, sprich Mißstände, 25 städtische oder von freien Trägern betriebene Sozialeinrichtungen geschaffen. 75 Prozent dieser Einrichtungen sind in Händen „freier“ Träger, überwiegend der Kirche.

Das in der bayerischen Gesetzgebung verankerte Subsidiaritätsprinzip (die öffentliche Hand darf im Bereich der sozialen Infrastruktur nicht selbst tätig werden, wenn freie Träger die Aufgaben übernehmen) macht immer mehr soziale Einrichtungen zu sogenannten Tendenzbetrieben. Es fehlt damit in diesem Bereich eine gewerkschaftli-

che Orientierung. Jeder Mißstand wird für sich, unter karitativen, nicht unter gesellschaftspolitischen Gesichtspunkten angegangen.

Als ich selbst vor 14 Jahren mit meinem Sohn in die Unterkünfte eingewiesen wurde, galt ich für die „normale“ Welt als unnormal; in den Unterkünften war ich wieder „normal“. Neben mir wohnte ein Münchner Original: eine alte Frau, die täglich mit ihrer Ente im Kinderwagen durch die Stadt fuhr. Sie, ich und viele andere Unterkünftler galten als „anständig“, und niemand kümmerte sich um uns.

Anders bei Problemfamilien, wie meine Nachbarn zur rechten. Eine ehemalige Landarbeiterfamilie, die zeitweise mir bis zu zwölf Personen in den zweieinhalb Räumen hauste. Ohne Bad oder Dusche, ohne Flur und eigenes Klo, mit nur einer Wasserzapfstelle in der ganzen Wohnung. Eine Verständigung der Familienmitglieder in normaler Tonlage war aufgrund der Verhältnisse einfach nicht möglich. Der stärkere Teil schrie, oft völlig sinnloses Zeug, der andere Teil hatte resigniert und schwieg. Die Aufforderung zum Stillsein oder Zuhören waren nicht selten Fußtritte oder Faustschläge. Meine ganzen bisherigen Vorstellungen von einem menschlichen Leben mit vernünftigen Gesprächen, geregeltem Essen, notwendiger Hygiene, liebevoller Zuwendung gingen angesichts dieses Chaos zum Teufel.

Von solchen „Großfamilien“ gab und gibt es, natürlich auch in den Sozialbauten, immerhin einige. Als Problemfälle unterliegen sie einer ständigen Kontrolle. Man doktert an ihnen herum, mal erhalten sie eine Spritze von der städtischen Fürsorge, mal eine von der Caritas oder anderen Einrichtungen. Mit christlicher Nächstenliebe umhüllt,bettet man sie in das Grab der absoluten karitativen Abhängigkeit. Zur Grabpflege werden dann heilpädagogische Maßnahmen ergriffen. Hier am Hasenbergl wurden drei Heilpädagogische Kindergärten, drei Sonderschulen und eine differenzierte Grundschule zusätzlich eingerichtet.

Nun betrifft das nach meinem Überblick höchstens zehn Prozent der Bevölkerung, die derartig mißhandelt ihr Dasein beschließen müssen. Weitere 15 Prozent werden nur gelegentlich heimgesucht oder nehmen aus eigenem Antrieb die Vermittlung oder Hilfe der einen oder anderen Institution in Anspruch.

Wie sieht es aber bei den restlichen 75 Prozent der Hasenberglern aus?

Außerlich führen sie ein Leben wie die Bürger in anderen Stadtteilen auch. Möbel von der Stange, das Auto vor der Tür. Das Einkommen kann entsprechend den niederen Berufsgruppen mit den Anschaffungsbedürfnissen nicht Schritt halten. Also muß die Frau mitarbeiten. Sie aber hat in den meisten Fällen eine noch geringere Ausbildung als der Mann. Außerdem ist das Angebot an Teilzeitarbeitsplätzen sehr gering. Manche von unseren Frauen hat drei oder gar vier verschiedene Arbeitsstellen (überwiegend Reinigungsarbeiten). Da wir am äußersten Strand liegen und die Verkehrsverhältnisse nicht überwältigend sind, sind gerade diese Frauen unvorstellbaren Belastungen ausgesetzt. Wie sich das auswirkt, kann ich an einer meiner Nachbarinnen miterleben. Von den fünf Kindern sind noch vier im Haus. Der Vater Kraftfahrer, viel unterwegs. Früh, wenn ich zur Arbeit gehe, geht auch die Frau zu ihrem ersten Arbeitsplatz, abends, wenn ich heimkomme, geht sie wieder zur Arbeit. Dazwischen hat sie Essen gekocht, Haushalt und Kinder versorgt. Der Vater verbringt die meiste seiner freien Zeit an seinem Stammtisch, dabei ist er nicht das, was man einen Trinker nennt. Ständig herrscht in der Familie Spannung oder offener Streit. Einer der Jungen ist mit meinem Sohn befreundet. Diese Freundschaft ist von quälender Eifersucht, die

nicht selten in Aggression umschlägt, von seiten des Jungen begleitet. Etwas für sich haben, etwas besitzen ist wohl die größte Sehnsucht aller unserer Kinder. Geistige Werte gelten nicht als Besitz, weil es dafür keine Tradition und keinen Vergleich in der Umgebung gibt. Menschen kann man nur selten in Besitz nehmen, also bleibt nur der Warenbesitz. Dieser Warenbesitz hat Tradition, ist vergleichbar. Darin liegt wohl auch die Anschaffungswut, oft weit über die Verhältnisse, begründet. Eine Fürsorgerin sagte mir, daß gerade in letzter Zeit der Berg Schulden, die nicht zurückgezahlt werden können, und damit verbunden auch die Zwangsräumung der Wohnungen, katastrophale Ausmaße angenommen haben. Aber auch zur Egalisierung dieses Mißstandes wurde eine extra Stelle bei der Stadt geschaffen. Während es den Problemfamilien schon nichts mehr ausmacht, wenn die Umwelt an ihrem Schicksal teil hat, verkriechen sich die „normalen“ Familien in ihren vier Wänden, und oftmals wird ein solcher Fall erst bekannt, wenn die Zwangsräumung unmittelbar bevorsteht. Dann kann selten noch wirkungsvoll eingegriffen werden, und die Familien verschwinden, werden evtl. zu Problemfamilien und damit zur Verwaltungssache. Nicht nur diese ständige ökonomische Bedrohung, die man zwar empfindet, aber nicht wahrhaben will (wer gibt schon gerne zu, daß er nicht mithalten kann und ständig mit einem Bein in den Notunterkünften, bei den Asozialen, steht), sondern auch der festgeschriebene Bildungs(not)stand macht die eigene objektive Situation fast unmöglich.

Zu dem Bildungsstand am Hasenbergl sagt der Münchener Schulentwicklungsplan: Bei einem Stadtdurchschnitt von 62,3 Prozent haben im Hasenbergl 78,3 Prozent aller Erwachsenen als höchsten Bildungsstand Volksschulabschluß. Auch bei den Kindern, deren Eltern nur Volksschulabschluß haben, liegt das Hasenbergl (mit 75,7 Prozent) um 22,4 Prozent über dem Stadtdurchschnitt. Auch erreichen nur 17 Prozent unserer Kinder aus dieser Bildungsschicht (gegenüber dem Stadtdurchschnitt von 28,1 Prozent) die Realschule oder das Gymnasium.

Wissenschaftler sprechen bei solchen Statistiken über Kumulierung der Negativstruktur und möchten dem durch Zersiedelung Einhalt gebieten. In der Tat, der Zuzug von Kultusminister Meier oder ähnlichen Leuten würde den Sozialindikator des Hasenbergl erheblich verbessern. Nur bleibt die Frage: Wo bringen wir hier solche Leute standesgemäß unter?

In diesem Schulentwicklungsplan fiel mir noch ein Satz besonders auf: „Die Zunahme der Sonderschüler ist auf die Sonderschulquote des Bildungsgesamtplanes (fünf Prozent der sechs- bis 16jährigen) zurückzuführen.“ Gleichzeitig mit dieser planmäßigen Fortschreibung von Sonderschülern – ihr Anteil liegt am Hasenbergl zehn Prozent über dem Stadtdurchschnitt – wird eine differenzierte Grundschule als Versuchsmode eingerichtet.

Die „differenzierte Grundschule“ hat einen doppelten Auftrag. Einerseits sollen Sonderschulgefährdete und andere schulische Problemkinder im gemeinsamen Unterricht mit normalernenden Schülern so weit gefördert werden, daß sie den Anforderungen der Grundschule genügen. Andererseits sollen die schulischen Lernbedingungen so verändert werden, daß auch milieubenebeteiligten Kindern sinnvolles Lernen ermöglicht wird. Darüber hinaus wurde in die „differenzierte Grundschule“ eine Eingangsstufe integriert, um die Arbeit in den vorschulischen Bereich hinein zu verlängern. Der Münchener Stadtschulrat, Gerson Peck, schreibt in seinem Vorwort zu

einem Erfahrungsbericht dieser Schule: „Der Bericht paßt in diese Zeit. Er hilft das Bewußtsein wachhalten, daß Versuche und Reformen in einer demokratisch-freiheitlichen Gesellschaft keineswegs stören, sondern ihr naturgemäß, für sie selbstverständlich und lebensnotwendig sind.“

Bei diesem Bericht wurde mir wieder bewußt, wie viele unserer Kinder benachteiligt sind. Kinder, die ich kenne und an denen mir persönlich nie etwas Abnormes aufgefallen ist. Gleichzeitig ist mir aber auch aufgefallen, mit wieviel Hingabe und Uneigenwilligkeit Fachkräfte hier bei uns am Hasenbergl arbeiten müssen, denn es gibt für sie keinerlei Erfolgsgarantie, daß z. B. Kinder, die aufgrund der Betreuung in der differenzierten Grundschule die Sonderschule umgangen haben, auch weiterhin eine günstige Entwicklung haben.

Es ist sicher nicht von ungefähr, daß gerade am Rande vom Hasenbergl die einzige Münchener Gesamtschule gebaut wurde. Abgesehen davon, daß hier nur eine geringe Anzahl der Kinder Aufnahme finden kann, steht diese Schule auch noch unter ständigem Beschuß der CSU. Was in der politischen Arena zu den verrücktesten Aussagen führt. So werden die Lehrer dieser Schule z. B. beschuldigt, daß sie ihre Schüler günstiger beurteilen, als es Lehrer gemeinhin tun. Von Seiten der politischen Befürworter dieser Schule erfolgen darauf Entschuldigungsbücklinge.

Tatsache jedoch ist (und dies wiederum aus eigener Erfahrung, denn mein Sohn besucht diese Schule): Die Räumlichkeiten und die Anzahl der Lehrer und Erzieher sind für diese Schulart nicht ausreichend. Dazu kommt, daß Erzieherstellen gekürzt und die bei Schulversuchen üblichen Ermäßigungsstunden für Lehrer reduziert wurden. Trotzdem bietet diese Schule einigen von unseren Kindern eine bessere schulische Ausbildung, die wiederum dazu beiträgt, daß es einigen wenigen mehr gelingen wird, eine Berufsausbildung zu erlangen.

Das Hasenbergl hat die höchste Anzahl von jugendlichen Arbeitslosen. Zur Bekämpfung wurde wieder eine extra Institution, das Projekt „Jugendarbeitslosigkeit“ eingerichtet. In den Anfängen war es eine städtische, jetzt ist es eine kirchliche Einrichtung. Auch aus dem Bericht dieser Projektgruppe einige Auszüge:

Der Anteil der Jugendlichen ist mit 4000 doppelt so hoch wie in ganz München. Bei 22 betreuten Mädchen mit Sonderschulabschluß erhielt ein Mädchen eine Lehrstelle. Von 31 Jungen mit Sonderschulabschluß konnten acht in eine Lehre vermittelt werden.

Bei Jugendlichen mit Hauptschule ohne Abschluß konnten 40 Prozent eine Lehrstelle erhalten, bei Hauptschule mit Abschluß erreichen 59 Prozent eine Lehrstelle. Bei Hauptschule mit qualifiziertem Abschluß waren es sogar 88 Prozent und bei Realschülern bzw. Gymnasiasten 100 Prozent, die eine Lehrstelle antreten konnten. Und hier würde sich der Kreis eigentlich schließen, gäbe es nicht noch etwas anderes: die nachbarschaftliche Solidarität, die Bereitschaft, etwas zu organisieren, sich selbst darzustellen, miteinander zu feiern. Es gibt einen Theaterverein, eine Faschingsgesellschaft, einige Sportvereine, drei mehr oder weniger lebhafte Mietergemeinschaften, verschiedene Erwachsenen-, Jugendlichen- und Kindergruppen usw. Was diesen Gruppen zur Entfaltung fehlt, sind geeignete Räume. Und genau hier, im Bereich der sich anbahnenden Selbsttätigkeit, wird den Bürgern ein absolutes Nein vorgesetzt. 1968 war in der Stadtplanung ein Bürgerzentrum mit für Gruppen frei verfügbaren Räumen vorgesehen. Der Bau wurde verzögert, schließlich gestrichen. Eine große

Bewohneraktion für dieses Zentrum mit Informationsständen, Straßenfesten, Umzügen, Unterschriftensammlungen und Protestkundgebungen wurde ignoriert. Jetzt entsteht auf diesem Gelände ein Altenzentrum der Arbeiterwohlfahrt mit einem Jugendtrakt zu vorgegebener „Jugendsanierung“.

Außer einem großen Saal und drei kleinen Nebenräumen in Gastwirtschaften gibt es keine Möglichkeit, Versammlungen und Zusammenkünfte durchzuführen. Die Betätigung für freie Gruppen ist unter diesen Umständen fast ausgeschlossen. Außerdem gibt es kein Kino, kein Theater, nicht einmal einen genügend großen Raum in der städtischen Bücherei, um wenigstens da kulturelle Veranstaltungen durchzuführen zu können.

Und doch lebt das Hasenbergl gefühlsbetont wie kaum ein anderer Stadtbezirk: an warmen Tagen auf Straßen, Plätzen und vor den Haustüren...

Mitteilungen aus der Zelle

P.E. Hindemith-Blum

Mir ist kalt
wenn ich
die „Liebe“
dieses Landes spüre

Kalt
nur noch kalt

Kann ich da anders
als
kalt reagieren?!

Manfred Boos neujahrsmorgen

unbefangen
dieser neujahrsmorgen
bizar und vertraut
reif über einem langen
abenteuer

kristallener atem
ich sehe mich leben
über einer pfütze
ein mürbes spiegelbild

erstarrt

ferne polizeisirenen
mein gesicht
festgefroren
in panzerglas

scherben, scherben

wölfe

...li

die fenster schließen
draußen heulen die wölfe
ziehn
immer engere kreise
ums haus

ein kerzenlicht nur
zum reinsehn
und wärmen
unsteter spiegel im fenster

die einsame trauerweide
drunten im park
hört unser lachen
nicht mehr

große jäger
rufen
zur spatzengang
hala...

Frank R. Schubert richter

richter sein ist langweilig
jeden tag das gleiche
immer richten
zwischendurch ein freispruch
als abwechslung
geht nicht
er wird fürs richten bezahlt
vom staat

wie der staatsanwalt
sein kollege
mit dem er per du ist
hinter den gepolsterten türen
bei der beratung
zehn jahre, franz?
zehn jahre, karl
na schön

urteilsverkündung ist um drei
sie gehen in die kantine
eigentlich wollte er zwölf beantragen
das schnitzel ist prima
aber dann spielt karlsruhe nicht mit
was hältst du von sicherungsverwahrung
wäre auch nicht schlecht
prost karl, prost franz

richter sein ist langweilig
jeden tag das gleiche
immer richten
er arbeitet sogar über mittag
bei schnitzel und bier
kommt abends erschöpft nach hause
hätte doch lieber zwölf gegeben
er hat ihm gedroht, der angeklagte
richter sein ist gefährlich

Reinhold Schwarz Apagoge

Einmal nur nicht passiv im Kino den Helden in Gedanken mimen, nein, einmal selbst das Ruder herumwerfen, Mann sein, ganz Mann, sicher auftreten, sicher bis zum Abtritt.

Vorher werde ich mich besaufen, dieses eine Mal nicht grundlos bis zum totalen Vergessen.

Ich werde in eine der billigen Stehkneipen in der Innenstadt gehen, ins billige Nuttenreich, wo mich niemand kennt, mich an den Stehtisch lehnen, trinken und zwischen durch Silber in die Musikbox stecken. In den silbrigen intelligenten Schlitz, und rote Tasten drücken. Zahlen und Buchstaben. Niemand wird sich aufregen, wenn mein Silber dort zwanzigmal die Schnulze „Hier ist mein Ziel“ runterleiert. Nach dem siebten Bier mit Korn werde ich gehen. Ein Bier pro Wochentag, den Korn für die Nächte. Nach sieben Kombinationen werde ich gehen.

Im Heideweg wird gebaut, ein Haus, und die Kanalisationsrohre liegen auf der Straße. Davor rot-weiße Latten. Straßenbaulatten mit Dreifußständern, mit rotblinkenden Warnlampen. Davon werde ich drei klauen, nachts. Nach den sieben Kombinationen – für jeden Tag eine – machen sie Mut für drei Latten, Ständer, Pickel, Schaufel und mindestens eine Lampe.

Den darauffolgenden Morgen, sehr früh, am besten so um 6 Uhr, werde ich mit dem Zeugs im blauen Anton auf der Königstraße 'nen Bauabschnitt abgrenzen – vielleicht vorm Hertie –, dort sind immer die meisten Leute. Den Pickel nehmen, die Bodenplatten der Passage lösen. Einfach ein Loch graben. Ich habe ein gelbes Schild mit der Aufschrift „Tiefbauamt V“. Es wird an den rot-weißen Latten prangen, mir Legalität und Ruhe vor Polizisten sein.

Schwitzend werde ich graben, Bier trinken, verschnaufen. Vorm Hertie. Die Leute werden zum Teil stehenbleiben, mir zusehen, Ratschläge erteilen, Schlüsse über meine Arbeit ziehen. Vielleicht sich wundern. Ich werde graben, 50 Zentimeter tief, breit und lang. Ganz normal, als wäre es mein Broterwerb. Rasten und mein Bier trinken. Ja, ich werde stinknormal aussehen mit den rot-weißen Latten, dem blauen Anton und dem Werkzeug. Es wird gutgehen, hoffentlich?!

Wenn ich mir die Hose aufknöpfe, ins Loch scheiße, werden die Leute nicht schlecht staunen. Vielleicht werde ich singen „Hier ist mein Ziel“. Vielleicht. Sicher ist, daß ich mit dem Hintern über die Straße rutschen werde. Ganz bestimmt! Außerdem, werde ich die Grube verschütten, 300 Meter weiterziehen und von neuem beginnen. Ganz sicher.

Piero Cantler Arbeitstherapie

Die Ankunft

Der Schlagbaum hebt sich mit leichtem Rucken, das vergitterte Fahrzeug rollt an und fährt ein in ein parkartiges Gelände, in dem zwischen Bäumen, Büschen und Blumenbeeten vereinzelt das Weiß einiger Gebäude durchschimmert.

Die Formalitäten in der Verwaltung sind schnell erledigt.

Die Station, in der die gerichtlich eingewiesenen Patienten untergebracht werden, ist, wie ich sehe, ein altes, verwittertes Gemäuer; die Fassade ist neu hergerichtet worden, wohl nur deshalb, damit sich dieses Überbleibsel aus den frühen Tagen der Psychiatrie nicht zu sehr von den neuen, modernen Gebäuden abhebt.

Aber nein, ich habe mich geirrt, denn einen Unterschied gibt es doch: einzig an diesem Gebäude sind Gitter vor den Fenstern angebracht.

Gitter vor dem Fenster bin ich gewohnt, also fasse ich neuen Mut.

Die beiden Justizbeamten steigen mit mir die Treppe hinauf, eine Tür mit großer Milchglasscheibe, eine Klingel. Wir warten.

Die Tür wird von einem großen, schweren Mann geöffnet, fleischige Hände packen mich am Arm, suchen meine Hände, schütteln sie, ein Lächeln – so breit wie das Gesicht – wird über mich ausgeschüttet, und ich bin hilflos angesichts dieser unerwarteten, mich überschwemmenden Freundlichkeit. Ehe ich mich zurechtfinde, bin ich im Flur, die beiden Justizbeamten sind verschwunden, und mit ihnen der Rest meiner Sicherheit.

Ich fühle, wie sich ein schwerer Arm um meine Schulter legt, und ich weiß nicht, ob es stützend oder führend geschieht, plötzlich bin ich im Zimmer der Pfleger, und mit mir mein Gepäck.

„So, da sind wir also, junger Mann im Frühling, da sind wir also. Haben Sie schon gegessen, nein, natürlich nicht, aber wir werden schon etwas für Sie aufstreben, das geht ganz schnell bei uns, ganz schnell geht das, und bei uns braucht man nicht zu verhungern, hehe-hehe, nein, wir machen das schon . . .“

Der Arm hebt sich von meiner Schulter, und ich fühle mich erleichtert, wie von einem inneren Druck befreit. Meine Sicherheit kehrt zurück, und ich finde trotz all der aus dem breiten Lächeln hervorströmenden Worte Zeit, mir mein Gegenüber genauer anzusehen, aber ich sehe nichts als Freundlichkeit. Freundlichkeit, in einen großen, schweren Mann verpackt.

Ich werde von ihm in den Speiseraum geführt, bekomme einen freien Platz zugewiesen und setze mich. Ein Tablett wird vor mich hingestellt und ich, an schmale Gefängniskost gewöhnt, meine zu träumen: Wurst, Käse, Obst, Milch, und von allem genug. Dazu ein kräftiges Brot, dunkel und würzig. Ich sauge den Anblick ein, bin nur noch Auge, Nase, Gaumen, Magen.

Ich bin zufrieden.

Allmählich nur sehe ich auch meine Umgebung, sehe die anderen Patienten an meinem Tisch und die Weiterwegsitzenden, höre ihre Stimmen, ihre Essgeräusche, sehe leere Gesichter, leere Augen, sehe unbekannte Menschen mit bekannten Gesichtern.

Plötzlich schmeckt mir mein Essen nicht mehr so gut, scheint das kernige Brot am Gaumen zu kleben. Mir fällt Simmel ein:
Irrtum, Herr Simmel, hier ist jedermann eine Insel!
Und nun kommt mir die Freundlichkeit des großen, schweren Mannes wieder in den Sinn und sein breites, nie aufhörendes Lächeln.
Das Lächeln erreichte nicht die Augen... War die Freundlichkeit nicht etwas zu aufdringlich? War sie ein einhüllender, einullender Schleier?
Die Sicherheit, mit der ich es wußte, und die Ahnung dessen, was sich hinter dem Schleier verbarg, ließen das Brot in meinem Magen zu Stein werden, und ich fühlte die aufsteigende Furcht und den rinnenden Schweiß unter meinen Armen.

Die Arbeitstherapie

„Wie spät ist es denn?“ denke ich und beginne im Stillen zu fluchen, als ich sehe, daß erst eine knappe Stunde seit Arbeitsbeginn vergangen ist. Meine rechte Hand greift zum wer-weiß-wie-vielten Mal in das Gewusele der Kontrolllampen, meine Linke gleichzeitig in den Karton mit den Fassungen. Die Kontrolllampe wird in die Halterung der Presse gesteckt, die Fassung darauf gesetzt.
Und dann wird mit der Rechten der Hebel der Presse gefaßt und nach unten gezogen mit leichtem Druck bis es leise knackt und der Boden der Kontrolllampe fest mit der Fassung verbunden ist und dann wird die fertige Kontrolllampe aus der Presse genommen und in einen dritten Karton gelegt oder einfach fallengelassen oder geworfen oder noch besser REINGESCHMISSEN!

ALLE KONTROLLAMPEN DIESER WELT SOLLTEN MÜSSTEN REINGESCHMISSEN WERDEN IN DEN KARTON BIS SIE TOTAL KAPUTT SIND KAPUTT-KAPUTT-KAPUTT...

Ich stehe auf, gehe im Raum umher, ziellos, auf der Suche nach einem Ziel vielleicht, ich weiß nicht. Ich gehe umher, betrachte meine Mitpatienten, auch die geistesschwachen, die in ihren Bewegungsabläufen behinderten Mitpatienten, sehe den Kirrner, wie er eine Zigarette dreht und höre zum millionsten Male sein „Heilandssack, hahaha“, bemerke den Schneeberger, wie er sich zum einhundertvierundachtzigsten Male an diesem Morgen mit beiden Händen über seine Haare fährt, mit beiden Händen, und anschließend über seinen nicht vorhandenen Bart fährt, ihn, der nicht vorhanden ist, glatt streicht, und frage mich, auch zum einhundertvierundachtzigsten Male an diesem Morgen, warum er das macht, was das zu bedeuten hat. Und ich frage mich auch, ob man ihm diesen Tick nicht nehmen könnte, gegen etwas besseres eintauschen könnte, ob man bei ihm und den anderen Gestörten, Leidenden, ob man da nicht etwas tun könnte, irgend etwas tun. ETWAS TUN!!!

Ich setze mich wieder vor die kleine Presse, greife eine Kontrolllampe und mit ihr eine Fassung, stecke beides nacheinander in die Halterung – da geht die Tür auf, und herein hastend verliert sich ein Mann im Raume, den ich nur an seiner Kleidung, mehr noch an seinem Gefolge als einen der Ärzte dieses PLK erkenne.

„Das ist der Mehnert...“ wird mir zugeflüstert, und ich werde hellwach, angespannt. Wie ist er, wie gibt er sich, der Dr. Mehnert, stellvertretender Direktor des PLK und damit zugleich Herr über meinen Therapieplan, über die kleinen Freiheiten, die ich

hier zugeteilt bekomme wie die Kinder im Nachkriegsdeutschland Schokolade, was ist er für ein Mensch?

Meine Neugier ist verständlich, denn ich sehe ihn zum ersten Male in den vier Wochen, die ich nun hier bin.

Er geht von Patient zu Patient, gibt jedem die Hand, spricht mit ihm, bekommt von der Stationsärztin Hinweise und Erklärungen, fragt wieder den Patienten in ruhiger, väterlich wirkender Weise. Es hat den Anschein, als kenne er jeden seiner Patienten genau, obwohl er sich aufgrund seines großen Aufgabengebietes nicht oft mit ihnen befassen kann.

Meine Spannung sinkt langsam ab, als sie unverhofft neue Nahrung erhält:

Dr. Mehnert hat den Arbeitstherapeuten als Patienten angesprochen, hat ihn nicht als untergebenen Mitarbeiter erkannt, obwohl jener schon über ein Jahr hier tätig ist! Ich denke an mich, an meine Behandlung, an die Folgen dieser Behandlung, und ich denke an die Freiheit, die ich wiedererlangen möchte, und ich denke daran, daß alles wesentlich von diesem Arzt abhängt, daß ich von ihm abhängen.

Und während sich die Visite langsam, von Patient zu Patient immer näher auf mich zubewegt, vorwärtschiebt, wächst in mir die ohnmächtige Wut aller Abhängigen, kriecht hoch an mir und in mir, überflutet mich, und als ich schreien will, Wut und Ohnmacht hinausschreien will in diesen Raum, in diese Menschen hinein, da höre ich wie durch Watte eine ruhige, väterliche Stimme:

„Und wer sind wir...?“

„Herr Sieger, ich bin geistig und körperlich gesund, leistungsfähig. Trotzdem schaffe ich den von Ihrer Firma festgesetzten Akkord nicht. Ich schaffe die Norm auch nicht annähernd. Da frage ich mich natürlich, ob das überhaupt zu schaffen ist?“ Ich sehe den Vertreter der Firma Rafki an, empfinde seine Herablassung mir gegenüber wie einen Schlag, eine Beleidigung.

„Ach, wissen Sie“, sagt Sieger lächelnd, „der Akkord wird natürlich nicht von mir, sondern von den REFA-Leuten erstellt. Ich bin da ebenso machtlos wie Sie. Aber Ihre Ansicht wundert mich, denn bei uns, in der Firma, werden bis zu einhundertundfünfzig Prozent geleistet! Sie sehen, der Akkord ist eher zu niedrig als zu hoch, nicht wahr?... Allerdings sind bei uns die Arbeitsgänge anders, aber das kann man bei diesen Leuten hier nicht entsprechend machen, das schaffen die nicht...“

Er macht eine bezeichnende Geste.

Ich fahre ihm ins Wort: „Wenn wir einen anderen Arbeitsverlauf haben als die Arbeiter im Werk, dann können Sie sich doch nicht am gleichen Akkord orientieren!“

„Junger Mann, was meinen Sie, in wie viele ähnliche Einrichtungen wir Arbeit vergeben, glauben Sie, wir können da jedes Mal einen eigenen Akkord festsetzen? Das geht nicht, das sehen Sie doch ein, Sie sind ja nicht dumm, oder? Außerdem: Sie können von hier weg, nach oben, in die Halle zwei, da kommt ein Mann mit Ihren Fähigkeiten weiter! Ist das kein Angebot?“

„Herr Sieger, Ihr Versuch ändert nichts daran, daß der Akkord hier zu hoch ist! Und ich denke nicht so sehr an mich, wie Sie zu hoffen scheinen. Ich denke mehr an diejenigen, die noch hier sitzen. Und an die, die noch kommen werden und vielleicht jahrelang bleiben müssen. An die denke ich zuerst, ich selbst komme schon klar, ich kann

mich wehren!“ Sieger spannt sich, blickt auch nicht mehr herablassend, sondern wütend, als er sagt:

„Wenn Sie mehr an diese hier denken“, er weist in die Runde, „dann können Sie auch für die mitarbeiten. So schlecht stehen Sie mit Ihrer Leistung nämlich nicht!“ „Der soziale Appell des Stärksten an den Schwächen?“ frage ich spöttisch und lächelnd. Und dann hole ich aus: „Herr Sieger, die Firma Rafki spart eine Menge Geld an uns, denn sie zahlt kein Urlaubs- oder Krankengeld, keinerlei soziale Lasten...“ „Sie reden wie ein Kommunist, Sie gehören wohl auch dazu, wie?“ unterbricht mich Sieger laut.

„Herr Sieger, mit welcher Berechtigung sehen Sie auf mich herab? Ich bin zwar ein Rechtsbrecher..., aber die Firma Rafki – und Sie sind eingeschlossen! – stößt sich an der Arbeit von Kranken gesund...“ Sieger reckt sich noch höher, spricht gleichsam aus den Wolken auf mich herab:

„Nun, junger Mann, erstens sehe ich nicht auf Sie herab, und zweitens sind Sie, wie Sie selbst bemerkten, ein Rechtsbrecher. Sie sollten, ehe Sie hier Unruhe stiften, über Begriffe wie Ethik und Moral nachdenken! Auf Wiedersehen!“

Konfliktlösung

„Herr Reiseck, schließen Sie bitte auf? Ich möchte ins Hauptgebäude zum Telefonieren.“

Pfleger Reiseck schaut unschlüssig, spielt mit seinen Gedanken ebenso wie mit dem Türschlüssel. Ich habe es eilig, erkläre ihm deshalb, daß ich vom Arzt die Erlaubnis habe, allein dorthin zu gehen.

Jetzt sieht mich Reiseck von unten herauf an, ein Lächeln erscheint in seinen Mundwinkeln, verbreitert diese zum Lachen, zu einem wissenden Lachen. Und Reiseck geht mit Verschwörermiene zur Tür, ruft mir nach: „Aber bleib' nicht zu lange weg, ich will kein Theater haben!“

Nach zehn Minuten bin ich wieder da, werde eingelassen und gehe mit ins Pflegezimmer.

Reiseck setzt sich, in den Augenwinkeln wieder ein Lächeln, dieses Lächeln. Ich sage ruhig zu ihm:

„Herr Reiseck, Sie brauchen nicht zu lachen, und dieses Verschwörerlachen schon gar nicht. Ich habe tatsächlich die Erlaubnis vom Arzt! Außerdem dürfen Sie mir die nötige Intelligenz schon zutrauen, daß ich Sie nicht bei einer so leicht nachzuprüfenden Kleinigkeit belüge!“

Reiseck wird mit einem Schlag puterrot im Gesicht, seine Augen quellen hervor, scheinen aus dem Rot entfliehen zu wollen, und dann schreit Reiseck an mir vorbei, in eine Ecke des Zimmers hinein:

„Ich weiß, daß Sie intelligent sind, das brauchen Sie mir nicht zu sagen! Und ich bin blöd, das weiß ich auch! Aber ich habe im Erlaubnisbuch nachgeschaut, da steht nichts drin von Ihrer Erlaubnis! Kein Wort steht da!“

Und nun beschweren Sie sich auch noch über mein Lachen, Sie Schlaumeier, wie!?“

Dann lehnt er sich vor, klopft auf den Schreibtisch, als wolle er jedes seiner Worte in mich einschlagen: „Ich sagen Ihnen was:

In Zukunft geht's bei mir streng nach Vorschrift! Ich setze mich doch nicht in die Nessel und laß mich zum Dank von Ihnen anmotzen! Da können Sie noch so intelligent sein!“

Sein Blick ist wie ein kurzer, schneller Hieb. Dann lehnt er sich zurück in seinen Stuhl, verschränkt die Arme vor der Brust und nickt sich zu: so, dem habe ich es aber gegeben!

Ich bin eher erstaunt denn erschrocken, sehe das trotzige Gesicht, die verkrampften Hände, das Pulsieren der Schläfenader, und zu meinem eigenen Erstaunen kann ich ganz ruhig fragen:

„Warum regen Sie sich eigentlich so auf? Sollen Sie mir nicht auch Vorbild sein? Und warum machen Sie mir den Vorwurf, ich habe Sie belogen, nur weil die Erlaubnis nicht im Buch verzeichnet ist? Ich führe das Buch nicht, ich habe nicht das Recht, es zu kontrollieren! Es lohnt sich doch nicht, aus dieser Mücke einen Elefanten zu machen, oder?“

Außerdem habe ich den Eindruck, daß Sie der Schuh an anderer Stelle drückt. So ist es, nicht wahr?“

Reiseck zieht die Unterlippe zwischen die Zähne, schiebt sie wieder vor, greift einen Bleistift, legt ihn wieder hin, zieht an Schubladen, und dann bringt es aus ihm hervor, trotzig zuerst, dann Mitleid heischend, jammernd fast:

„Ist doch wahr, die ganze Scheiße hier kotzt mich an! Ich bin Krankenpfleger, ich habe drei, fast dreieinhalb Jahre lernen müssen dafür. Und das ist mir auch nicht in den Schoß gefallen! Und was bin ich nun? Ich bin kein Krankenpfleger, ich bin Gefängniswärter!“

Ich verstehe was von der Krankenpflege, die macht mir Spaß – aber das hier? Und dann wird man noch von allen Seiten angemotzt...“

Ich sehe seinen Rollenkonflikt, fühle mit ihm; und als ich nach über einer Stunde in mein Zimmer gehe, lasse ich Reiseck zurück in dem Bewußtsein, daß er sich hat aussprechen können, vielleicht sogar eine Lösung aus seinem Konflikt gefunden hat. In meinem Zimmer bin ich allein, bei mir sind nur meine Probleme...“

Aber dann wird mir bewußt, daß es in den gerichtlichen Stationen viele Reisecks gibt, und ich beginne, die Schwierigkeit ihrer Aufgabe zu begreifen, und zum ersten Mal seit meinem Hiersein sehe ich im Pflegepersonal mehr als „die andere Seite“

Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt und arbeitet

Über die Forderungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit diskutierten Hans Fleischmann, Metallarbeiter, Gruppe „Bienenstock“, Werner Geifrig, Stückeschreiber und Dramaturg, Wolfram Kastner, bis 31. März 1979 Bildungssekretär des DGB München, Erwin Keusch, Filmemacher, u.a. „Das Brot des Bäckers“, Klaus Konjetzky, Schriftsteller und kürbiskern-Redakteur, Kaspar Maase, Kulturwissenschaftler.

Konjetzky: Als ich die Forderungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit zunächst mal überflogen hatte, war mein Eindruck: Das ist eine große Plattform, die hier angeboten wird – da kann ich mich auch draufbegeben. Ich sah mich eigentlich nirgends zum Widerspruch herausgefordert. Beim zweiten Lesen war ich dann doch froh, daß auf dem Papier Diskussionsentwurf steht. Manche Feststellungen in diesem Papier erscheinen wohl zunächst deshalb so akzeptabel, weil sie von großer Allgemeinheit sind. Die Probleme kommen mit dem Konkreten. Was bedeutet das alles für das Mögliche und Machbare? Aufgrund welcher theoretischer, empirischer Grundlagen und Erkenntnisse werden hier Orientierungen gegeben?

Können wir uns so einfach einlassen auf einen Satz wie den ersten: „Kunst und Kultur spielen heute in der Gesellschaft eine bedeutendere Rolle als je zuvor“? Die leidige Frage: Welche Kunst und Kultur, für wen?

Fleischmann: Der erste Satz, ja, ich meine, die Tatsache, daß überhaupt so ein Entwurf vorliegt, erklären sich für mich großenteils aus dem, was sich im DGB an der Basis, in den Einzelgewerkschaften bereits getan hat und tut. So gibt es zum Beispiel von der IG Metall schon Beschlüsse zur Kulturarbeit, zum Teil gehen sie weiter als der Entwurf des DGB.

Geifrig: Der Jugendmonat der IG Metall ist so eine Einrichtung, wo wirklich bis in kleinste Orte eine große Werbearbeit für die gewerkschaftliche Organisation gemacht wird, und das gerade auch durch kulturelle Produktionen mit sehr zielgerichteter Sozialkritik.

Fleischmann: Und von dem, was gemacht wird, entwickeln sich halt mit der Zeit die Bedürfnisse. Auf meinem Gebiet sind so vor zehn Jahren die ersten Songgruppen gekommen, am Anfang mit richtig knallharten Dingern. Ihre Arbeit wurde gebraucht: daß dort, wo sich die Jugend trifft, einer singt, damit man nicht immer bloß nachher Disco macht; daß man bei Veranstaltungen auch ein Kulturprogramm hat. Diese Gruppen haben andere Kollegen angeregt, so was selber auch zu versuchen. So ist das angeleitet worden, daß eine Menge DGB-Songgruppen entstanden sind; die haben sich gut in die gewerkschaftliche Tagespolitik einschalten können, und damit haben sie auch in Tarifauseinandersetzungen und so schon eine Rolle gespielt. Als die Kollegen bei Siemens ihre Essensgeldforderung gestellt haben, als die Aktionen vor den Berufsschulen gelaufen sind – immer sind Musiker dabeigewesen mit ihren Liedern. Diese Entwicklung hat auch damit zu tun, daß dann die Volkslieder wieder so modern geworden sind; manche Sänger, die vorher keine Verbindung zur Gewerkschaft gehabt haben, sind mit ihren demokratischen Volksliedern zu uns gekommen; Einzel-

gewerkschaften, Ortsjugendausschüsse haben sie eingeladen, ihnen ein Forum geliefert und auch etwas Geld dafür springen lassen. Das hat wieder unsere Arbeit belebt, so tut sich doch jetzt landauf, landab ziemlich viel, und es zeigt sich, daß ein unheimliches Bedürfnis dafür da ist. Wir spielen zum Beispiel oft in Landshut; das bringt halt mehr Leute zur Ortsjugendversammlung, wenn es heißt, da spielt jemand, und es gefällt dann den Kollegen.

Nachdem sich so viel getan hat, sagt der DGB jetzt: Wir müssen zu dem Problem Kulturarbeit Stellung nehmen, wir müssen darüber hinaus in der Kulturpolitik aktiv werden. Der DGB merkt ja auch, und das ist die andere Seite, daß Kultur gegen die Gewerkschaften verwendet werden kann. Gerade wo sich in letzter Zeit die Klassenauseinandersetzungen verschärfen – Entlassungen, Arbeitslosigkeit, der Streik der Stahlarbeiter, vorher der Kollegen von der IG Druck und Papier, die Aussperrungen –, da kommt die Gewerkschaft in den Zeitungen, im Fernsehen schlecht weg. Oder sie wird totgeschwiegen, wo eigentlich ein Bedürfnis da wäre, daß die Sachen nicht nur in Meldungen, sondern auch kulturell aufgearbeitet würden.

Maase: Für diese Probleme sind die Kollegen zweifellos durch die Ereignisse des Jahres 1978 empfindlicher geworden. Schließlich hängt im Lohnkampf, erst recht bei einem Streik, die Haltung der Nachbarn, der eigenen Frau nicht zuletzt davon ab, was sie dazu im Fernsehen mitbekommen oder nicht mitbekommen. Wir hatten auf dem Gebiet der Massenmedien ja hier in Bayern schon vorher unsere besonderen Erfahrungen. Sicher wäre damals die Sache gegen das CSU-Springer-Fernsehen nicht so gelaufen ohne das gewerkschaftliche Engagement vieler Kollegen in der Aktion Rundfunkfreiheit. Ich denke, daß sich solche Erfahrungen, negative und positive, im Programmertwurf mit niedergeschlagen haben: daß man sich kümmern muß um die Massenmedien, daß man das nicht so laufen lassen kann.

Konjetzky: Dafür reichen mir aber die Beispiele aus der gewerkschaftlichen Kulturarbeit nicht: daß sich der DGB da und dort ein Blümchen ins Knopfloch steckt, eine Veranstaltung durch eine Songgruppe auflockert oder ein Bildungsprogramm durch ein Gedicht. Ich weiß, das ist eine wichtige Arbeit. Mehr noch aber interessiert mich: Was bedeuten die kulturellen Forderungen des DGB in den Bereichen, wo nicht der DGB bestimmt, oft noch nicht einmal mitspricht, wo also Kultur, bisher jedenfalls, ohne die Gewerkschaften produziert wird?

Fleischmann: Das ist aber schon mehr als ein Blümchen, wenn ein Arbeiter zu seinen betrieblichen Konflikten oder zum Streik einen Text macht oder ein Lied und dafür in und mit seiner Gewerkschaft auch ein Forum findet, wo er das weitergeben kann.

Keusch: Es sind doch zwei paar Stiefel, und darauf wollte Klaus wohl hinaus: Kultur allgemein für die gesamte Gesellschaft und die kulturellen Bemühungen, die der DGB speziell in seinem Bereich macht. Ich sehe dazwischen eine große Kluft. Der Satz von der gesteigerten Bedeutung der Kultur heute geht doch grundsätzlich mal davon aus, daß es mehr Freizeit gibt als früher, folglich auch mehr kulturelle Betätigung, d.h. für die meisten, wie man weiß, hauptsächlich Fernsehen. Aber dort, oder auch im Theater, kommt Gewerkschaft kaum vor und noch seltener positiv, mit ihren wirklichen Absichten und Zielen. Beim Fernsehen – ich unterscheide Information und Unterhaltungsteil – fällt mir auf, daß Arbeitnehmerprobleme ein paar Jahre lang auch aktuell waren im Bereich Unterhaltung. Da wurde einiges gemacht, gegen sehr große Widerstände. Das ist heute ziemlich vorbei, und viele Leute sind froh darüber, dabei auch

solche, die diese Arbeiterfilme aus dem Blickwinkel ihrer ästhetischen Kategorien als Rückschritt betrachtet haben. Das ist natürlich sehr schade, was da verlorengegangen ist – und es hätte weitergehen können. Was also hat die Gewerkschaft für konkrete Forderungen gegenüber dieser Kulturarbeit in der großen, in der bürgerlichen Welt? Und was hat die Gewerkschaft für Möglichkeiten, hier ihre Macht zum Ausdruck zu bringen, auch durch materielle oder immaterielle Unterstützung? Mich interessiert dabei hauptsächlich der Film; da sehe ich, daß manches entsteht, offenbar auf Anregung oder sogar im direkten Auftrag der Gewerkschaft. Aber das sind vorwiegend Sachen, die in der allgemeinen Kulturlandschaft wenig bis gar nicht in Erscheinung treten.

Maase: Ich möchte schon darauf bestehen, daß es da einen wichtigen Zusammenhang gibt zwischen dem, was die Gewerkschaften in der eigenen Kulturarbeit machen, und dem, was sie gegenüber dem öffentlichen Kulturbetrieb als ihre Maßstäbe und Ziele vertreten. Die Forderungen der Gewerkschaften gegenüber dem öffentlichen Kulturbetrieb, ihre Ansprüche ans Fernsehen oder an die städtische Kulturpolitik sind doch nur soviel wert, wie breitere Kreise der Mitgliedschaft dahinterstehen. Markige Worte eines Vorsitzenden allein bringen nichts; die Leute, die den Kulturbetrieb in der Hand haben, wissen sehr genau, was sich im Ernstfall gegen sie mobilisieren läßt und was nicht. Das Bewußtsein zunächst der aktiven Gewerkschafter dahin zu bringen, daß sie sich um diese Sachen kümmern – dafür ist die gewerkschafts eigene Kulturarbeit der Vermittlungspunkt. Klaus hat in diesem Zusammenhang nach feststellbaren Bedürfnissen gefragt. Hier gilt wirklich: das Produkt, das Angebot schafft das Bedürfnis. So ist es auch zu dem vorliegenden Entwurf sicherlich nur gekommen, weil dem eine Menge Aktivitäten vorhergegangen sind, Songgruppen und der Werkkreis, Straßentheater und Filmer, die in bestimmten Aktionen gezeigt haben: Da ist etwas, was von Nutzen ist. Vielleicht zuerst wirklich ganz simpel in dem Sinn: „Kultur ist, wie voll der Saal wird“. Das bleibt schon nicht dabei stehen. In dem Maß, wie ich dem Kollegen auf Veranstaltungen oder – ganz wichtig – in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit zeigen kann, da gibt's Bücher, die für sein Interesse eintreten, eine Kunst, die er versteht – so wird doch erst wieder die Möglichkeit geschaffen, daß er sich überhaupt dafür interessiert: zunächst für einen Ausschnitt aus einem Film zur Geschichte der Arbeiterbewegung, für ein Stück von einem literarischen Text und dann doch auch mal bis zum Entschluß, das ganze Buch zu kaufen und zu lesen. So, denk ich, wird innerhalb der Gewerkschaften, und nicht bloß bei ein paar Vorausdenkern, das Verständnis von Kultur als Eigeninteresse entwickelt. Das ist der eine Punkt. Der zweite, der mir nicht weniger wichtig erscheint, hat zu tun mit der Tendenz, daß sich zunehmend Berufskünstler, Schriftsteller, Funk- und Fernsehschaffende in DGB-Gewerkschaften organisieren. Damit kommt es aber doch zu Kontakten, etwa zwischen einem DGB-Ortsverein und den Mitgliedern der Bühnengenossenschaft, wo da und dort nicht nur das Kartenbesorgen für einen Theaterabend abgemacht wird, sondern vielleicht auch die anschließende Diskussion zwischen Kollegen aus den Betrieben und Schauspielern. Von daher wird sich schließlich eine Basis dafür schaffen lassen, daß die Gewerkschaften auch mit mehr Selbstvertrauen, mit entwickelteren Maßstäben ins Handgemenge um den allgemeinen Kulturbetrieb gehen.

Geifrig: Natürlich ist es so, daß die Gewerkschaften schon Kultur machen und Kultur fördern. Wie, ist die Frage. Es gibt zum Beispiel die Ruhrfestspiele, weiß Gott kein

reines Ruhmesblatt für den DGB, weil zum Teil arg konservativ; aber da ist eben auch das *Junge Forum* entstanden, und dort hat es sehr ernst zu nehmende Bestrebungen gegeben, Theaterproduktionen mit zu fördern, die sich mit der Arbeitswelt, und zwar aus der Perspektive der Arbeitenden, befassen. Dabei gab es immer auch Probleme, weil dafür eben weniger Geld da war als für Starschauspieler und so. Die positiven Wirkungen der Ruhrfestspiele sehe ich nicht nur im Sinn innergewerkschaftlicher Verwendbarkeit des einen oder anderen Beitrags. Wir haben doch erlebt, was das bedeutet an Prestige, wenn aus München ein Stück vom *Theater der Jugend* eingeladen wird, und an Prestigeverlust, wenn die *Kammerspiele* dorthin nicht eingeladen werden. So können ganz bestimmte Linien nicht nur in der gewerkschaftlichen Kulturarbeit, sondern darüber hinaus in der Kulturpolitik gesetzt werden. Das geht in meiner Vorstellung bis hin zum eigentlichen Auftrag des Theaters, neue zeitgenössische Stücke zu entwickeln – das gab's schon mal zu Lessings Zeiten, nun schaut euch um, an welchem Theater so was hier noch geschieht.

Zum andern wird im DGB auch erkannt, daß man auf dem kulturellen Sektor gegen gedruckte Massenmedien, wie *Bravo* – im Entwurf allerdings überhaupt nicht erwähnt –, aktiv werden muß und daß es wichtig ist, die Jugendzeitschrift *ran* auszuweiten. Ob das schon ausreichend geschehen ist, mag dahingestellt sein. Ich bezweifle es, solange das Blatt nicht instand gesetzt wird, an jedem Kiosk zu konkurrieren. Da halte ich Gelder des DGB für gut angelegt, im Gegensatz zu bestimmten Projekten bei der Neuen Heimat, die ich, von der kulturellen Seite her betrachtet, teils katastrophal, sogar menschenfeindlich finde.

Ich halte es für richtig, daß der DGB klar zum Ausdruck bringt: Wir sind für eine Kultur, die für die Interessen der arbeitenden Bevölkerung, also der absoluten Mehrheit hierzulande, eintritt. Diese Kultur ist nicht tot, wie manchmal gesagt wird; aber sie wird immer mehr zugeschüttet mit anderen Produkten, vom elendsten Schund bis zu Erzeugnissen mit diesem zynischen Anspruch neuester ästhetischer Maßstäbe, bei denen sich die Menschen zu Recht verarscht vorkommen und fragen: Was soll's? Auf diesem Feld der geistigen und kulturellen Auseinandersetzung sehe ich eine wichtige Aufgabe, die der DGB zu erfüllen hätte und die bisher so recht eigentlich nur an der Basis von Einzelgewerkschaften angepackt worden ist. Nach meinen Erfahrungen ist hier eine viel offensivere Haltung angebracht gegenüber denen, die in den verschiedenen Medien, in Funkhäusern, Theatern, bei kommunalen Trägern, in der Filmförderung das Sagen haben. Da, meine ich, sollten die Gewerkschaften entschieden weg von einer konservativen Einstellung zur Kultur und einen avantgardistischen Standpunkt einnehmen, der sich nicht aufs Formale beschränkt, sondern inhaltlich avantgardistisch ist, d. h. in meinem Verständnis eben auch politisch fortschrittlich.

Konjetzky: Das ist irgendwie alles richtig, der Hinweis auf Bücher, Filme, Bilder, das Aufmachen der Türen, hinter denen interessante Kulturprodukte bereitliegen, aber irgendwie ist es mir doch zu eng. Erwin Keusch macht Filme, dabei unterliegt er bestimmten Arbeitsbedingungen, Produktionsbedingungen, Finanzzwängen und und. Ob seine Filme künstlerische Qualität haben, ob sie gut werden, diese Frage läßt sich nicht darauf beschränken, ob sie hier und heute im Rahmen der Gewerkschaften einzusetzen sind oder nicht. Das hat zu tun mit dem Gesamtniveau von Kultur in diesem Land. Und darüber, über den demokratischen Gehalt von Kultur und deren Chance wird, wie ich meine, vor allem an den Arbeitsplätzen entschieden, die zu-

nächst gar nichts mit Kultur zu tun haben. Die herzstellende Demokratie in den Fabriken, von dort weiter in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen, das sind dieselben Voraussetzungen, wie sie Erwin Keusch oder Werner Geifrig dann auch haben werden für das Machen ihrer Kulturprodukte. Und nur insofern der DGB dafür kämpft, die Arbeitsbedingungen menschlich, den Zustand dieser Gesellschaft insgesamt demokratisch zu gestalten, schafft er auch die Voraussetzungen dafür, daß sich Kultur demokratisch und menschenfreundlich entwickelt, eingeschlossen das im Augenblick noch utopische Verständnis, daß das Beste gerade gut genug ist für die arbeitenden Menschen in diesem Land, also auch für den DGB. Aber ich möchte nicht den DGB über Kunst befinden lassen. Er kann nicht sagen, wie die „richtige“ Kunst/Kultur zu sein hat. Es könnte ja wichtige, unverzichtbare Kunstprodukte geben, die für die DGB-Arbeit nicht taugen, die also nicht einsetzbar sind.

Der DGB hat mit Recht die bestehenden und zu verändernden Verhältnisse im Auge – und was die u. a. in bezug zur Möglichkeit der Aneignung von Kunst bedeuten, wissen wir. Bemüht man sich vor diesem Hintergrund um Kunstprodukte, die einmal den Verhältnissen (Leseschwierigkeiten, Müdigkeit, Stress, Rezeptionsschwierigkeiten generell) Rechnung tragen und zum anderen durch List und Lust doch ein bißchen am Einschlafen hindern sollen, läuft man Gefahr, den arbeitenden Menschen ein bißchen Hundekuchen anzubieten. Bestimmte Kulturprodukte mit demokratischem Anspruch sind dann schon nicht mehr einzubringen aufgrund der vorgefundenen Bildungsvoraussetzungen, der gegebenen Arbeitsbedingungen, der herrschenden gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge. Und dann finden sich gar noch Leute mit besonders linkem Selbstverständnis, die sagen: Die Kultur, die da nicht reinpaßt, ist sowieso bürgerlicher Scheiß.

Ich kann mir nicht vornehmen, ich schreib jetzt mal ein Gedicht zu gewerkschaftlicher Verwendbarkeit. Nicht, daß ich eine solche Fähigkeit geringschätze, aus aktuellem Anlaß einen wirkungsvollen Text zu schreiben, der auf einer Versammlung anreizt und Spaß macht – ich find's sehr gut, nur ich könnte es nicht. Trotzdem setzen sich meine Gedichte auch mit der Wirklichkeit in diesem Land auseinander, sie müßten von daher wichtig sein für alle, die hier leben und hier besser leben wollen, also für die Gesamtheit der Arbeitnehmer. Aber da ist die Barriere, die diese Texte von den Kollegen im Betrieb trennt und umgekehrt und die ich nicht überspringen kann. Ich will ja den Abbau dieser Barriere, und ich hoffe darauf, indem durch die Gewerkschaft, durch ihren Kampf die Lebensbedingungen für meine künftigen Leser, die Produktionsbedingungen für mich als Künstler verändert werden, in der Folge dann auch mit Auswirkungen, die zu tun haben mit der Art und Weise meiner Kunstproduktion und schließlich mit der Qualität meiner Kunstprodukte.

Maase: So versteh ich auch die Aussage im Programmentwurf, daß Gewerkschaftsarbeit Kulturarbeit ist. Das verträgt sich nicht mit Harmonievorstellungen, mit Sozialpartnerschaft; das erfordert Kampf gegen die Schranken, die das Kapital dem Recht auf eine Arbeit entgegenstellt, die entscheidendes Element von Selbstverwirklichung sein könnte. „Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt und arbeitet“ – das ist doch der Anspruch auf Bildung und Ausbildung, auf Gleichberechtigung der Frau, auf Sicherung der Arbeitsplätze durch aktive Lohnpolitik und Orientierung auf die 35-Stunden-Woche, auf qualifizierte Mitbestimmung in Betrieb, Wirtschaft und Gesellschaft. Genau darum gehen ja jetzt die Diskussionen der Kollegen und ihre Vor-

schläge zum Entwurf des neuen Grundsatzprogramms und des Aktionsprogramms des DGB. In diesem Zusammenhang sehe ich die speziellen Forderungen zur Kulturarbeit und zur Kulturpolitik, wobei sicher nicht alles nun im einzelnen hier im Kulturprogramm wiederholt zu werden braucht, allerdings ohne daß uns dadurch dieser Zusammenhang aus dem Blickfeld geraten darf.

Bei dem, was du über mögliche Tendenzen der Einengung sagst, stimmen, soweit ich das sehe, die Proportionen nicht. So bis Anfang der siebziger Jahre wurden doch in der gewerkschaftlichen Kulturarbeit Theateraufführungen oder Konzerte gemacht, wie überall sonst auch. Die Volksbühnenorganisation, von den Gewerkschaften getragen, erschien eher noch konservativer als das Theaterprogramm. Die Büchergilde Gutenberg ist erst in den letzten Jahren besser geworden, bis dahin ist ihr Bücher- und Schallplattenprogramm zu mehr als 50 Prozent gängiges Unterhaltungsangebot, so zwischen Angelique und Heino. Gegen diesen früheren Zustand eines interessenfremden Übergewichts geht es doch erst einmal darum, die interessenbezogene Seite zu betonen, ohne daß dabei, soweit mir das bekannt ist, Kulturstürmerei eine Rolle spielte. Der Programmentwurf setzt das Ziel, *künstlerische Werke aus Vergangenheit und Gegenwart allen – insbesondere den Arbeitnehmern – zugänglich zu machen*. Die Gewerkschaften engagieren sich für die Freiheit aller Kunstschauffenden. Hinzu kommt die Erfahrung, daß doch auch in der Kulturarbeit der Gewerkschaften nicht so was wie ein bornierter Nützlichkeitssstandpunkt dominiert. Vor allem gehört zu dieser Kulturarbeit ganz wesentlich das Entwickeln von Selbsttätigkeit, ob das nun Fotogruppen sind oder Theaterzirkel, Songgruppen oder Rollenspiele in der Bildungsarbeit. Das alles hilft doch mit, Kulturbedürfnisse in einem weiten Sinn, Sensibilität, Empfänglichkeit, Ansprüche und Maßstäbe zu entwickeln. Wie wäre denn sonst Lutz Görner mit dem Heine-Programm ein Knüller auf Gewerkschaftsveranstaltungen geworden!

Bei unserem Qualitätsbegriff sollten wir meines Erachtens nicht so sehr von fertigen Werken ausgehen und die auf ihre Qualität abklopfen, sondern mehr hervorheben, was sich auf den Kulturprozeß bezieht: Wie entsteht und wo ist das Publikum für dieses Werk, für diese Kunst, und welches Verhältnis, welches Maß von Selbständigkeit in der Auseinandersetzung mit dem Kulturangebot entwickelt dieses Publikum? Da können, das sieht man aus der Geschichte, in bestimmten Durchgangsphasen unter anderem Werke eine große Rolle spielen, die den schon erreichten ästhetischen Standards auch fortschrittlicher Kunst nicht unbedingt genügen. So hat sich doch die Werkkreisliteratur als eine enorm wichtige Sache erwiesen, auch wenn dort, vergleicht man sie etwa mit Seghers oder Gorki, noch eine Menge Nachholbedarf einzulösen ist. Einen weiteren Punkt hat Werner schon angesprochen: Qualität hat ja nach unserer Meinung nicht zuletzt zu tun mit dem produktiven Verhältnis zur Wirklichkeit, das sich nicht zufriedengibt mit formalen Errungenschaften. Wollen wir diesen Qualitätsbegriff durchsetzen, dann geht es ganz eindeutig, ja, um Machtpositionen: Wer bestimmt, was wir angeboten bekommen, im Theater, über Fernsehen und auch dort, wo das Angebot über den Markt vermittelt ist, wie bei Büchern?!

Dabei fällt mir an dem vorliegenden Papier auf, daß im ersten Teil, der Kulturpolitik, gelinde gesagt, sehr zurückhaltend formuliert wird. Es werden nur wenige eigene Maßstäbe benannt, im großen und ganzen geht es um quantitative Forderungen: mehr Kultur, bessere Zugänglichkeit. Der Gegner kommt nicht vor, Bertelsmann, Springer

und die anderen Kulturkonzerne finden dort überhaupt nicht statt. Im zweiten Teil, bei der eigenen Kulturarbeit, wird sehr viel klarer Position bezogen. Offenbar stehen dahinter unmittelbare Erfahrungen, und es wird wohl noch eine Weile dauern, bis von daher auch das Selbstvertrauen da ist, um mit entsprechendem Anspruch auch an unseren angeblich so pluralistischen Kulturbetrieb heranzutreten und zu sagen, von dieser realistischen Qualität hätten wir gern mehr, und wir werden dafür auch einsetzen, was wir an Mitbestimmung fordern.

Keusch: Bei alledem bleibt für mich ein Widerspruch. Wir diskutieren als Mitglieder des DGB, wie wir uns seine Kulturpolitik vorstellen – offensiv, interessensbezogen. Zum anderen sind wir Kulturschaffende, die von dem, was sie machen, leben müssen. Wo man aber nun darauf aus ist, etwas zu machen, was – wie so schön gesagt wurde – innergewerkschaftlich verwendbar ist, da läuft es darauf hinaus, daß wir uns anbieten, andienen bis aufdrängen. Wie soll das bei mir gehen, mit dem Film? Normalerweise macht man da Produkte, die in der allgemeinen bürgerlichen Kultur bestehen, von daher ihre Finanzmittel beziehen und, damit überhaupt Kontinuität in der Arbeit möglich wird, irgendwo außerhalb der Gewerkschaft ankommen müssen. Dafür geht man Kompromisse ein, die für die gewerkschaftliche Avantgarde zunächst jedenfalls untragbar erscheinen. Ich hab das in Duisburg erlebt; da sagt in einem Film von mir einer: „Kommen Sie doch zu mir zum Arbeiten. Wir arbeiten in zwei Schichten. Da haben Sie mehr Abwechslung.“ Der ganze Saal, 700 oder 800 Leute, hat gelacht, und die zehn Kollegen einer Betriebsgruppe der IG Metall, die sich speziell mit Film befassten wollten, nachdem sie den ganzen Tag mit Metall zu tun hatten, haben gemeint, das ist jetzt gewerkschaftsfeindlich. Sie bringen also plötzlich ihre neuen Maßstäbe herein, das finde ich hervorragend, und die Sache hat sich dann, als wir länger zusammen waren und diskutiert haben, auch eingespielt. Wenn ich jetzt von der Gewerkschaft her argumentiere, würde ich sagen, die Gewerkschaft soll ganz entschieden fordern, daß in kulturellen Werken ihr Standpunkt klargemacht wird. Das soll ruhig so sein. Als Kulturschaffender muß man sich aber darüber klar werden, daß man in dieser Richtung quasi im Privatinteresse arbeiten, auf dieser Basis indes nur per Zufall existieren kann. Nun steht zwar in diesem wie in anderen Programmen auch die Forderung nach sozialer Sicherheit. Das bleibt ein Lippenbekenntnis, wenn nicht die einfachen materiellen Voraussetzungen geschaffen werden, und zwar nicht so, daß einer mit dem fertigen Produkt ankommt und dann entschieden wird, ob es paßt oder nicht, sondern durch das Anbieten bestimmter Möglichkeiten, auch mit einem gewissen Risiko auf Seiten der Gewerkschaften, daß dabei mal was rauskommt, das nicht Punkt für Punkt den vorherigen Erwartungen entspricht.

Geifrig: Bei meinen Erwartungen an die Gewerkschaften geht es mir um Kulturprodukte, womit der größte Teil unserer Bevölkerung hier was anfangen kann, bei Jugendlichen etwa die 73 Prozent, die nach Haupt-, Real- oder Sonderschule einen Arbeitsplatz finden oder aber als Arbeitslose ihr Leben fristen. Und da hab ich eben in Mannheim sehr positive Erlebnisse gehabt. Ich bekam vom Nationaltheater den Auftrag, ein Stück zu schreiben; die Gewerkschaftsjugend hat dort Druck ausgeübt auf den Intendanten, so daß er sich durchgerungen hat, mit der Vergabe des Auftrags die Katze im Sack zu kaufen. Das Stück handelt von jungen Arbeitslosen und zeigt die hilflose Situation der Gewerkschaft gegenüber Erwerbslosen, die nicht organisiert sind, aber von der Gewerkschaft praktische Hilfe haben wollen. Ich hätte die Ge-

werkschaften lieber etwas positiver gezeigt und war darum zuerst von einer anderen Geschichte ausgegangen. Da haben mir Gewerkschaftsmitglieder gesagt: Hör mal, das ist unrealistisch, was du da machst. Über das, was dann rauskam, haben sich auch wieder ein paar Leute aufgeregt. Aber mit den Vertretern der Gewerkschaftsjugend lief das sehr positiv, im Sinn der Masse von Jugendlichen ohne Arbeitsplatz.

Keusch: Ich finde das sehr lustig, daß du da fürs Nationaltheater ein Stück schreibst, auf den Druck von Jugendlichen hin, die in Opposition stehen zur Gewerkschaft. **Geifrig:** Das stimmt nicht, daß sie zur Gewerkschaft in Opposition stehen. Sie haben einen festen gewerkschaftlichen Standpunkt, dabei auch Meinungen, die manche Kollegen, auch Funktionäre weiter oben, nicht immer teilen.

Kastner: Man merkt halt, daß der Versuch einer Systematisierung der eigenen Kulturarbeit der Gewerkschaften noch relativ jung ist. Hat sie sich früher, überspitzt gesagt, darauf beschränkt, bürgerliche Kulturinstitutionen zu öffnen für ein anderes Publikum, so stellen wir jetzt einen anderen Anspruch. Die Gewerkschaften stehen nun vor der großen Schwierigkeit, sagen wir Berührungsschwierigkeit: Es gibt starke Vorbehalte, mit den Künstlern gemeinsame Sache zu machen, und umgekehrt sagt wohl noch ein erheblicher Teil der Künstler in diesem Land, was sollen wir mit dem DGB, die Gewerkschafter sind ja nicht einmal unser Publikum. Sicher habt ihr recht, es gibt schon fortschrittliche Kulturinitiativen, Songgruppen und Laientheater und Filmer, die eigentlich in unserem Sinn arbeiten wollen. Und sicher habt ihr auch damit recht, daß wir sie unterstützen müssen. Nur, das ist sehr schwierig, die Gewerkschaften haben nicht die Mittel zur Verfügung wie staatliche oder andere Mäzene. Die haben's bisher gemacht – in ihrem Sinn. Nun sollten wir die Aufträge vergeben und die Ansprüche stellen an die Kulturschaffenden, die in unserem Interesse arbeiten möchten, ohne daß deshalb nur noch Gewerkschaftsagitprop draus wird. Bei der Finanzierung geht es vor allem darum, daß man Mittel, die von der Öffentlichkeit aufgebracht werden und öffentlich zur Verfügung stehen, auch für anderes einsetzen kann als immer nur für das, was Staatsbeamte oder städtische Kulturreferenten im Auge haben. Man könnte sie auch für unsere Ziele einsetzen. Dazu müßten wir uns in unserem Kulturprogramm vornehmen, auf die Vergabe dieser Mittel stärkeren Einfluß zu gewinnen, aber nicht nur in irgendwelchen Gremien, wo zwanzig Leute drinsitzen und wir nur eine Stimme haben, sondern so, daß wir einen Teil dieser öffentlichen Gelder zu unserer Verfügung bekommen, um sie für kulturelle Initiativen solcher Personen und Gruppen zu verwenden, mit denen Zusammenarbeit möglich ist. Bisher sind die Mittel dafür sehr gering, und da will man dann was ganz Hundertprozentiges haben. Das würde sich sicher sehr schnell lockern lassen, vor allem dadurch, daß die Kontakte Kulturschaffende/Gewerkschaft und Gewerkschaftsmitglieder intensiviert werden, gar nicht einmal immer hochoffiziell, sondern so, daß man sich gegenseitig einfach mehr als bisher beschnuppert. Mag sein, das ist im Anfang ein bißchen Freizeitsport, wenn Kulturschaffende sich bei ihrer Arbeit mehr mit denen zusammensetzen, für die sie produzieren wollen, um mehr von dem aufzunehmen und einzubringen, was den Kollegen im Betrieb auf den Nägeln brennt. Ist das stärker als bisher der Fall, wird es sicher auch Auswirkungen auf die Qualität haben und Vorurteile auf beiden Seiten abbauen, Vorbehalte in Sachen Agitprop, und auch solche, daß gleich auf jede kritische Stimme zu den Gewerkschaften, die ja auch sehr notwendig ist in diesem Land, die Antwort kommt: Nein, Schotten dicht.

Fleischmann: Wemma Kridik macha, machmas selba...

Kastner: Kritik übt man lieber im Hinterstübchen, aber nicht so, daß da ein Künstler daherkommt, der sowieso keine Ahnung hat von uns. Was ich meine mit den einfachen gegenseitigen Kontakten, das kann auf vielen Ebenen laufen. Künstler können doch zu Kollegen kommen und sagen: Wir wollen einen Film drehen, ein Stück schreiben, ich will ein Bild malen oder eine Fotoserie machen, und dazu will ich mir anschauen, wie ihr in eurem Betrieb arbeitet. Es geht ja letzten Endes nicht darum, daß irgendein Kulturfunktionär des DGB Mittel für irgendeine Kunstproduktion ausgibt, sondern daß die Masse der Gewerkschaftsmitglieder erlebt und weiß, mit den fortschrittlichen Künstlern kann man was gemeinsam machen, die haben einen Nerv für uns und ein Gespür für das, was wir miteinander ändern müssen. Ich glaube, auf der sehr wichtigen unteren Ebene läuft schon viel in der Art und in der Richtung. So wird auch der Druck innerhalb der Gewerkschaften stärker werden, daß man solche Kulturschaffende unterstützt und dafür auch mehr Mittel aufbringt, um ihre Arbeit zu fördern. Denn das sind ja Leute, von denen wir was haben, die für uns und unse- resgleichen was Wichtiges und Wertvolles tun und die mit ihrer Arbeit, wieder nicht grad nur als Agitprop verstanden, unsere Politik in einem bestimmten Bereich vertreten können. Das geht sicher nicht von heute auf morgen. Die Verhältnisse sind halt nicht so weit. Nur, darüber müßte im Kulturprogramm mehr drinstehen, daß und wie solche Initiativen gefördert werden sollen und welche Ziele wir damit anstreben.

Klaus Konjetzky zum Beispiel macht Gedichte. Aber wenn du sie den Kollegen vorliest, dann stehen die zunächst etwas verständnislos da: Na ja, aber... Ich meine, das ist auch einmal eine gewerkschaftliche Kulturaufgabe, so einen Text zu vermitteln, vielleicht auf andere Art und Weise, als das bisher mit Kultur geschehen ist, mit der reinen Lesung, dem reinen Konzert. Da gibt es sicher andere Formen, die für unsere Kollegen viel geeigneter sind, auf die ihnen eigene Aufnahmefähigkeit eingehen und Zusammenhänge erklären: Warum hab ich dieses Gedicht geschrieben, was hab ich damit eigentlich gewollt?

Konjetzky: Genau so was fehlt mir in dem Entwurf, die Brücke bräuchte ich von dem Satz unter Punkt 6: „Literatur dient sowohl der Unterhaltung und Kommunikation als auch der Information und der Bildung“ herüber zu meinen Erfahrungen, daß die Unterhaltungsfähigkeit unterschiedlich ist, daß das, was dem einen Spaß macht, was einer als verständliche Information wahrnimmt, für den andern ein unverständliches Kunstprodukt ist. Das hat nach zwei Richtungen hin Konsequenzen: Man muß das Produkt befragen, was für einen Gehalt es hat, und man muß die Rezipienten fragen, warum sie das nicht lustig finden, warum sie das nicht aufregt, warum sie das für einen Schmarrn halten. Verengung fürchte ich dann, wenn die These 5 – „Vorrangige Aufgabe gewerkschaftlicher Kulturarbeit ist es, die Durchsetzung gewerkschaftlicher Ziele zu unterstützen“ – dahin verstanden würde, als gäbe es nicht hier und heute zwischen Arbeiterschaft und Kunst die Trennung, deren Aufhebung wir erst in und von einer sehr entwickelten Gesellschaft erwarten: das Ineinsgehen von demokratischer Kultur und Arbeiterinteresse. Das ist den Kollegen, die in den jetzigen Verhältnissen der Bundesrepublik, mit ihrer sozialen Herkunft und Erfahrung Bücher, Film und Theater, Funk und Fernsehen machen, zunächst nicht abzuverlangen.

Maase: Vorher habe ich auf dem Zusammenhang von Kulturarbeit und Kulturpolitik bestanden, jetzt geht es mir um den Unterschied zwischen dem, was – grob gesagt –

aus gewerkschaftlichen Mitgliedsbeiträgen an Kulturarbeit finanziert wird und dem, was über Kulturpolitik vermittelt aus Steuergeldern kommen soll. Gut, ich habe da weniger Probleme, ich bin kein Kunstschafter und kann über manches großzügiger hinweggehen, weil ich nicht vom Ertrag meiner Kunst leben muß, weil auch Mißverständnisse und mögliche Fehlurteile über Kunst diesen Autor doch ganz anders treffen. Mir leuchtet ein, daß die Mitgliedsbeiträge der Kollegen dann auch für Sachen ausgegeben werden sollen, die mit gewerkschaftlichen Zielen zusammengehen – diese Ziele allerdings relativ weit gefaßt, wie das im Entwurf auch geschieht, wo ja bewußt die Rede ist von Selbstentfaltung und Eigeninitiative, wo gesagt wird, daß es um alle künstlerischen Ausdrucksformen geht, die geeignet sind, gewerkschaftliches und politisches Bewußtsein zu schaffen, demokratisches Engagement zu fördern, und dazu die Erlebnisfähigkeit.

Konjetzky: Aber ein Großteil der in diesem Land geschaffenen Kultur hat genau diese Fähigkeit nicht.

Maase: Wo das wirklich so ist, gehört sie dann auch nicht in die gewerkschaftliche Kulturarbeit.

Kastner: Das besagt doch nicht viel mehr, als daß es unsinnig wäre, von gewerkschaftlicher Seite mit gewerkschaftlichen Mitteln einen Italo-Western zu fördern, so ein ganz brutales Ding, wenn man sich vorher auf den Standpunkt stellt, daß es um Humanisierung und Demokratisierung geht. Ich meine, das ist doch ein Grundkonsens, den man herstellen kann.

Keusch: Und worüber es sich lohnt, im Interesse der Klarheit auch der Formulierungen im Programm zu diskutieren. Dabei ist das, was Wolfram gesagt hat, für uns sehr wichtig: daß da im Verstehen zwischen Gewerkschaften und Künstlern noch große Schwierigkeiten herrschen und daß wir Zeit brauchen werden, um zu kontinuierlicher Zusammenarbeit zu kommen. Ich erinnere daran, daß es eine Welle von Arbeiterfilmen gegeben hat, von Autoren wie Ziewer, Kratisch und Lüdcke, Schübel und Gallear, mit „Liebe Mutter, mir geht es gut“, „Lohn und Liebe“, „Schneeglöckchen blühn im September“, „Rote Fahnen sieht man besser“. Man hat versucht, etwas für die Arbeiter zu tun, und es war tatsächlich so, daß viele dieser Filme den gewerkschaftlichen Standpunkt sehr gut getroffen und auch ein großes Publikum erreicht haben wie kaum sonst etwas in diesem Bereich der Kulturarbeit. Diese Filmemacher hatten mit vehementer Kritik aus dem bürgerlichen Lager zu kämpfen: totlangweilig, die Stimme der Gewerkschaft, platte Agitation. Der Knüppel hat gewirkt.

Auf Seiten der Gewerkschaften herrschte für diese Filmemacher Sympathie, man hat das gern gesehen, aber so ein Film kostet 700 000 Mark und mehr, wer kann das bezahlen? Endergebnis: Die Leute machen heute meist andere Sachen. Da erwarte ich konkretere Formulierungen, worin über moralisches Schulterklopfen hinaus die Rückendeckung seitens der Gewerkschaften bestehen soll für jemanden, der ihren Kulturforderungen in seiner Arbeit entgegenkommen will. Ich sehe schon die Schwierigkeit: Die Gelder kommen hauptsächlich über Förderungseinrichtungen, wo der eine Gewerkschaftsvertreter dann im Verhältnis 1:8 oder 1:15 den Kulturfunktionären der anderen Seite, vom Industrieverband bis zu den Kirchen, gegenübersteht. Im Abschnitt Film heißt es dazu sehr mager, es soll hauptsächlich Projektförderung betrieben werden. Darüber sind Tonnen Papier beschrieben worden, das Gesetz soll noveliert werden, die Meinungen gehen sehr weit auseinander, was Projektförderung sein

soll. Auf diese Weise hat man keine große Chance mit einem Drehbuch wie „Liebe Mutter, mir geht es gut“. Daß so was über die Gremien produziert werden könnte, dahin seh ich keinen Weg. Da müßte die Gewerkschaft sagen, wie sie bei der Verteilung der Gelder ein Machtwort sprechen will.

Fleischmann: Drum ist mir das so wichtig, daß der DGB ein Kulturprogramm erarbeitet, wo Fakten drin stehen und auch, was es mit dem Geld für kulturelle Ausgaben auf sich hat. Es ist ja nicht so, daß sich die bürgerliche Kultur selber trägt, die wird ja aus Steuermitteln subventioniert, von unserem Geld. Aber wo bleiben dabei unsere Sachen und unsere Leute – das *theater k*, *Die Rote Rübe*, die *Rote Grütze* und wir jungen Musiker? Da wird der Rotstift angesetzt, wo die Lebensqualität in München doch auch zu tun hat mit dieser Kulturszene, die das wirkliche Schwabing, nicht den Fremdennepp dort, ausmacht. Da muß der DGB verlangen, daß bei der Vergabe der öffentlichen Gelder die Gewerkschaften mitbestimmen, d. h. auch sagen können: dafür muß so und soviel an Mitteln bereitgestellt werden. Inhaltlich haben wir bei der Gewerkschaft schon keine Probleme mehr, mit so differenzierten Sachen aufzutreten wie Liebe, was uns als Arbeiter ja auch angeht und besonders gut ankommt bei jungen Leuten. Da brauchen gar keine fertigen Lösungen vorkommen, nicht zuletzt deshalb, weil dazu schon eine Menge Vorarbeit geleistet worden ist. Dabei übersehe ich nicht, daß wir einen Vorteil haben: Wir sind in der Gewerkschaft leichter unterzubringen als ein Filmprojekt. Bei uns geht's meinetwegen um 200 Mark für den Auftritt einer Gruppe. Was aber, wenn es um ein paar Hunderttausend Mark für einen Film geht? Da sollte der DGB so viel Geld vom Staat oder vom Land fordern, daß die Kollegen auch experimentieren können, daß du dir auch mal einen Schnitzer erlauben kannst, ohne daß es gleich an die Existenz geht.

Kastner: Mit der Mitsprache in kulturellen Gremien allein werden wir da allerdings nicht hinkommen. Der Kollege, der allein in einem Gremium von 15 oder 20 Leuten anderer Richtung sitzt, wird mit Sicherheit überstimmt. Meine Gedanken gehen deshalb stärker in die Richtung, daß wir versuchen sollten, öffentliche Mittel zur Verfügung der Gewerkschaften zu bekommen, wo wir niemand fragen brauchen, wofür und an wen sie ausgegeben werden. Im Erwachsenenbildungsgesetz, auch im Bereich Jugendarbeit, gibt es das, daß ein bestimmter Betrag aus dem öffentlichen Etat den Gewerkschaften zur Verfügung steht; damit machen sie ihre Jugendarbeit oder ihre Bildungsarbeit. Warum nicht auch im Kulturbereich? Warum muß der Kulturretat etwas sein, wo ein einzelner Kulturfunktionär der Stadt München oder ein Gremium von Kulturpäpsten entscheidet, was gefördert wird und was nicht? Warum sollen nicht die Gewerkschaften einen bestimmten Etat zur ihrer Verfügung bekommen? Dann können wir sagen, damit fördern wir jetzt mal *diese* Leute: die bringen was, die sind nicht nur im engverstandenen Sinn der These 5, sondern in einem weiteren Verständnis hilfreich für die Durchsetzung gewerkschaftlicher Zielvorstellungen, wie das Menschenrecht auf Selbstbestimmung. Darunter kann ich mir viel vorstellen, und ich bin dafür, es sehr weit auszulegen.

Aber wenn man sich Förderungsmaßnahmen so vorstellt, dann geht es auch noch darum, daß die im Kulturbereich Tätigen – Schriftsteller, Theaterleute, Filmemacher, die Kollegen vom Fernsehen – eben mit den Gewerkschaften zusammen solche Förderungsmöglichkeiten und dazu auch die inhaltlichen Ideen entwickeln. Ehrlich gesagt, ich bin jetzt hier im DGB für Kulturarbeit zuständig, aber mir auszudenken, was es

vielleicht alles an Möglichkeiten gäbe, um da richtig was draus zu machen – dazu bin ich allein ganz sicher nicht in der Lage. Dazu brauch ich die Kollegen, die ja im VS, in der RFFU, in der Bühnengenossenschaft drin sind, um mich mit ihnen darüber zu unterhalten, wie man da gemeinsam etwas Vernünftiges auf die Beine stellen kann. Dazu muß man einfach auch ein bißchen mehr Phantasie aufbringen und mehr miteinander reden, damit man inander besser versteht. Vieles kommt doch auch dadurch nicht zu stande, daß im Kulturbereich beschäftigte Arbeitnehmer und andere Kollegen Künstler sich sagen: Was nützt mir die Gewerkschaft, wir drücken unsere Absichten erst mal in unserem Apparat durch; wir arbeiten da drin, wir müssen uns da durchsetzen. Daß dort die Grenzen der Freiheit enger werden, haben wir als Gewerkschaften nicht gewollt. Darin liegt aber nun für beide Seiten die Notwendigkeit und doch wohl auch die Chance für nähere und intensivere Kontakte, um gemeinsame Wege zu finden.

Maase: Dem steht so etwas wie eine atmosphärische Hemmung entgegen, die mir auch hier und noch viel stärker bei nicht gewerkschaftlich engagierten Künstlern mitzuschwingen scheint: Sobald sich die Gewerkschaften in der öffentlichen Kulturpolitik zu Wort melden mit ihrem Anspruch, Arbeiterinteressen, gewerkschaftliche Ziele zu vertreten, fällt einem *Arbeitswelt* ein: betriebliche Konflikte, Streiks. Aber wer sich das Grundsatzprogramm des DGB anschaut, findet dort gewerkschaftliche Ziele, die vom Selbstverständnis der Gewerkschaft her sehr viel umfassender sind: Danach geht es um eine Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft, die der freien Entfaltung der Persönlichkeit dient. Und dieses Ziel ist doch eine Sache, die nicht nur auf dem Papier steht, sondern so auch verankert ist im Bewußtsein jedenfalls der aktiven Kollegen. Denen geht's doch nicht nur um die dickere Lohnfüte; die qualifizieren sich für ihre Mitbestimmungsfunktion im Betrieb – eine Notwendigkeit, die ich auch für die Vertreter der Gewerkschaft im Medien- und Kulturbereich für dringlich halte. Wenn solche Kollegen einmal auch dort mitzubestimmen haben, wo Kultur gemacht und Kultur verarbeitet wird, dann wird es sicher zuerst Probleme, Konflikte, auch Fehlentscheidungen, Verengungen und Einflüsse herrschender Vorurteile geben; aber schon heute wollen die Engagierten nicht, daß nur der tägliche Konflikt aus der Arbeitswelt zu sehen ist und die Proletarierfamilie, wie sie lebt und leidet. Die Erfahrung zeigt, daß so was den Kollegen nach der Betriebsarbeit eher schwierig zu vermitteln ist. Alles, was überhaupt informiert über Zusammenhänge in dieser Gesellschaft, was etwa politischer Film ist in einem ganz weiten Sinne oder was sich mit Erziehungsproblemen befaßt – das alles hat zu tun mit dem Leben der arbeitenden Menschen und würde zu den Sachen gehören, die Vorteile hätten von einer Stärkung der gewerkschaftlichen Position im Kulturbetrieb. Warum traut man den Gewerkschaften nur ein so kurzfristiges Denken und Handeln zu, nur eine sehr eng auf ihre Tagespolitik bezogene Perspektive?

Geifrig: Mir scheint, das hängt mit der doppelten Erfahrung zusammen, in der man steht. Als Gewerkschaftsmitglied erlebst du halt manchmal, daß das einzige, worauf du dich verlassen kannst, der Rechtsschutz ist. Der funktioniert, und sonst nicht viel. Zum anderen: Ich bin keiner, der sich jemals der Gewerkschaft, wie hier gesagt wurde, „angedient“ hat. Ich hab Stücke geschrieben, die zufällig, oder eben gar nicht so zufällig, mit einer ganz bestimmten Linie fortschrittlicher Kollegen in Einzelgewerkschaften zusammengehen. Und ich hab in meinem Bereich, dem Kinder- und Jugendtheater, durchaus erlebt, was du eben gesagt hast: ein so weites Selbstverständnis, daß

ein Stück, in dem von Gewerkschaft nie die Rede ist – „Das hältste im Kopf nicht aus“ vom *GRIPS*-Theater in Berlin –, 1977 den Kulturpreis der Gewerkschaften bekommen hat. Dort geht's um Arbeiterkinder, die nach der Hauptschule in die Arbeitswelt reinkommen oder nicht reinkommen. Das hat mit der Organisationsform Gewerkschaft zunächst nicht unbedingt was zu tun, wohl aber mit dem Anspruch der Gewerkschaften, über Lohnkampf und Streik hinaus gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Das Stück lief hier in München, aber die Gewerkschaften haben nie eine Vorstellung organisiert oder auch nur dafür gesorgt, daß Gruppen in die Aufführung reingekommen sind, was früher im *Theater der Jugend* durchaus der Fall war, jedenfalls, wenn auch schütter, bei meinen beiden Stücken.

Hans Fleischmann hat vorhin gesagt: auch Liebe... Dazu gibt's in München das sehr aktuelle Stück *Was heißt hier Liebe?*, und ich find's toll, daß ihr vom Gewerkschaftshaus gesagt habt: Zum 1. Mai gastiert ihr bei uns. Denn erstens hat das in München zu tun mit Solidarität gegen den Druck des Kultusministers und zweitens mit dem Bewußtsein, daß es eine Beziehung gibt zwischen der Liebe, dem Gefühl von Freiheit in der Sexualität und der Freiheit der Mitglieder und auch der Nichtmitglieder, die wir gewinnen wollen für unsere Arbeit.

Ist das nun nicht ein Stück Schizophrenie – jetzt kommen wir mal an den Tisch, weil der *kürbiskern* dieses Gespräch haben will. Aber sonst? Da haben wir, wenn's hochkommt, gerade noch das Telefon, um über die Möglichkeit eines gewerkschaftlichen Protests gegen die Haltung des Kultusministers zu reden, oder es passiert infolge ungenügender Information nichts. Ich will darüber kein Klaglied singen, mir geht es um die Schlußfolgerung: Wir müssen zusammenkommen in solchen Situationen, wo viele Gewerkschaftskollegen zunächst einmal an die nächste Lohnrunde denken müssen und sich gar nicht interessieren können für so popelige Fragen, die aber doch nicht nur unsere, sondern auch ihre brennenden Probleme sind. Da müssen wir Zeit finden für einander, zu gegenseitiger Information, in der gegenseitigen Förderung von Projekten und – was ich für sehr wichtig halte – in der gemeinsamen Entwicklung von Phantasie.

Kastner: Ich würde gern sehr viel mehr tun, weil mir das alles sehr am Herzen liegt. Ich bin darauf angewiesen, daß ich Informationen bekomme, daß sich Leute zur Verfügung stellen, die einfach in diesem Bereich mehr wissen und was anregen können und die vielleicht auch mehr Phantasie haben als ich hinter meinem Schreibtisch, wo ich mir am Tag mal zwei Minuten oder sagen wir zehn Minuten für die kulturellen Fragen stehlen kann. Ich hätte gern sehr viel mehr Zeit dafür und sehr viel mehr Kollegen, die dabei mitmachen. Stellen wir doch ganz nüchtern fest: Wir haben auf beiden Seiten ein schiefes Bild voneinander. Da besteht bei den Kollegen so ein Bild vom Künstler: Die stehen irgendwann gegen elf Uhr auf, trinken Kaffee, machen sich einen faulen Lenz und dann auch ein bißchen Kunst, und davon leben sie ganz gut, ohne am Band zu rackern, wie wir das müssen, mit Schweiß und so. Und ebenso umgekehrt: Die interessieren sich doch im Grunde genommen gar nicht für Kunst und Kultur, und wenn, dann gehen sie mit dem schwarzen Anzug, den sie gar nicht notwendig hätten, in die „Aida“, hören sich das an und gehen wieder nach Hause. Und wenn sie fortschrittlicher sind, dann wollen sie von uns ein Streiklied, einen Streikfilm, ein Streikbuch.

Die Kollegen wollen schon auch noch was anderes. Und da gibt es durchaus Anknüpf-

fungspunkte, sobald man miteinander, so wie hier auch, ins Gespräch kommt. Ich halte viel davon, Kollegen mitzunehmen in einen Film wie „Das Brot des Bäckers“. Das ist ihnen lieber als am Abend noch ein Streikfilm, sie wollen einen unterhaltsamen Film, der schon so etwas ermöglicht wie Wiedererkennen ihrer eigenen Situation, etwas, das in ihrem Lebensbereich eine Rolle spielt und womit sie was anfangen können. Mit Filmen wie „Schneeglöckchen...“ hatten wir bei uns Probleme; das ist bei uns ein reiner Seminarfilm für Betriebsräteschulung und so. Als er im Arri-Kino lief, ist auch kaum einer von unseren Kollegen drin gesessen, sondern halt ein bestimmtes Publikum, das sich politisch für diese Fragen interessiert.

Fleischmann: Das trifft aber nicht in gleicher Weise auf „Lohn und Liebe“ zu, oder doch?

Kastner: Nicht so ganz, aber schon ein bißchen, so wie Kaspar gesagt hat: daß sie halt am Abend eigentlich eher was anderes haben wollen...

Geifrig: Darauf wart' ich schon die ganze Zeit! Du kannst dir nicht vorstellen, wie oft wir von denen, die uns das Leben schwer machen, zu hören kriegen, so was will der Arbeiter nicht. Der Arbeiter! Die wissen ja ganz genau Bescheid, was der Arbeiter will und was der Jugendliche braucht, für den ich meine Stücke mache und unsere Filmemacher ihre Filme. Und immer wieder kommt's dann: Der Arbeiter will das nicht.

Zwischenruf: Aber das gibt es ja nun.

Geifrig: Ja, entweder weil es nicht wirklich seine Probleme sind oder weil er es langweilig gemacht findet. Ein guter Film ist für mich nicht ein langweiliger Film, sondern einer, wo die Leute reingehen, weil sie sich für die dargestellten Probleme interessieren. Aber darüber müssen sie erst einmal die Informationen haben, und da fangen die Probleme schon an: daß für einen vernünftigen Film überhaupt genügend Werbung gemacht werden kann, damit die nicht totgeschlagen wird von dem ganzen Rummel der amerikanischen Filmindustrie; daß der Streifen dann nicht in Hinterzimmern, in internen Zirkeln läuft. Das vorausgesetzt, und dann ein guter Film, drin eine schöne Geschichte, die mit unserer Realität zu tun hat – ich bin überzeugt, solche Filme werden hier die größten Erfolge. Vom Theater weiß ich's. Im Fernsehen war es auch so, daß „Das Brot des Bäckers“ die Leute gefesselt hat, daß sie mit Spannung bis zum Schluss den Film angeschaut und nicht aufs Konkurrenzprogramm mit *Derrick* oder so umgeschaltet haben. Das finde ich eine Bestätigung dafür, daß dieses Klischee vom Arbeiter, der nicht am Abend noch mal was übern Betrieb sehen oder hören will, eine bürgerliche Lüge ist, eine List der anderen Seite, den Leuten ihr Interesse systematisch aus dem Kopf zu argumentieren.

Maase: Die Einschaltquoten im Fernsehen deuten, wenn auch mit Vorsicht zu genießen, etwa in diese Richtung: Ich erinnere mich da an die Faßbinder-Serie *Acht Stunden sind kein Tag* – die hatte sicher ihre Macken, aber die sprach doch an. Negative Erfahrungen röhren in der Mehrzahl der Fälle daher, daß man für den Arbeiter, der aus dem Betrieb nach Hause kommt, seine Arbeitswelt noch einmal bloß reproduziert hat – denselben Scheiß noch mal, das können sie sich wirklich sparen. Aber sobald eine Sache daraus gemacht wird, wo einer die menschlichen Bezüge rausbringt, auch mit Humor der Geschichte neue Aspekte abgewinnt und Veränderungsmöglichkeiten zeigt, action einbringt, was ja für manche Leute schon eine Sünde wider den heiligen Geist der Superästhetik ist – dann kann man auch auf ein breites Publikum zählen.

Damit stellen sich aber nun eine Menge Aufgaben, die doch gerade einen Künstler reizen können, das, was ihm handwerklich zu Gebote steht, für so eine Sache einzusetzen. Die falsche Frontstellung kommt dann zustande, wenn der bürgerliche Intendant oder Kritiker auf der einen Seite sagt, der Arbeiter will das nicht sehen, und auf der anderen Seite den Gewerkschaften unterstellt, sie wollten, daß von morgens bis Mitternacht nichts anders als harte Arbeitswelt gemacht wird.

Geifrig: Das Perverse ist ja: Gerade wenn du's nicht langweilig machst, sondern so, wie dein Publikum es offensichtlich gern mag, dann machen sie dich fertig.

Zwischenruf: Wer, sie?

Geifrig: Bei mir ganz konkret die Herren vom Feuilleton der Springer-Presse. Gera-de, weil du politisches Theater machst, das die Leute interessiert, bist du nicht nur Kommunist – so hat's bei mir angefangen –, sondern schon ein besonders raffinierter von drüben bezahlter Agitator, und schließlich kommst du in die Terroristen-Ecke gerade in dem Augenblick, wo dir wirklich ein großer Erfolg gelingt. Da setzt der Gegner ein: Den Mann müssen wir aus dem Verkehr ziehen. In einer solchen Situation sind Zeichen, die die Gewerkschaft setzt und die nur sie in der Kulturpolitik setzen kann, unheimlich wichtig.

Maase: So ein Zeichen ist ja nun für uns alle auch der Entwurf der DGB-Forderungen zur Kulturarbeit und zur Kulturpolitik. Wenn Klaus am Anfang gesagt hat, das ist eine große Plattform, auf die man sich im allgemeinen begeben und auf der man sich auch bewegen kann, so meine ich schon, daß das auch für wichtige Aussagen gilt, die mehr ins einzelne gehen, etwa in Sachen Realismus. Es heißt da, daß Kunst sich im Ergebnis einer verstärkten Zusammenarbeit von Gewerkschaften und Kulturschaffenden „der Realität so intensiv wie möglich“ zuwenden soll. Und dann: „Realismus, d.h. ästhetische Bewußtmachung der menschlichen Wirklichkeit als Beitrag zu ihrer Veränderung, erfordert heute mehr denn je als Voraussetzung ein genaues, systematisches Wissen um diese Wirklichkeit.“ Ich finde, das ist schon ein Realismusprogramm, das alles aufnimmt und mitnimmt, was uns aus dem Erbe und in der heutigen Kunst wichtig ist – ein großer Anspruch, vorausgesetzt, das bleibt nicht Papier, sondern wird Aktion.

Elvira Högemann-Ledwohn Mühselige Arbeit gegen den Knechtsinn

„*Die Alliteration bei der Namensgebung im Hinblick auf ihre Bedeutung für das Verhältnis von literarischer Figur und Autor im Werke Martin Walsers*“ – über einem solchen Thema wird wahrscheinlich irgendwann einmal ein Examenskandidat brüten und herausbekommen, daß in den meisten Fällen – nicht immer so eklatant wie bei Cilli Zuckerschwerdt oder Helmut Halm – diese seltsam hüpfenden Namen ein Zeichen besonderer Sympathie und Zuwendung des Autors zu seinen Geschöpfen sind. Der Held in Walsers neuem Roman *Seelenarbeit* heißt Xaver Zürn, das klingt außerdem ein wenig ungelenk, nach gebremstem Anlauf gewissermaßen. Der Name wurde einem stillen, liebenswerten, beobachtenden und abwägenden Menschen vom Bodensee verliehen, der zugibt, er sei „ehrsüchtig“, und sich in der Tat mit einem bemerkenswerten, vielleicht ererbten protestantischen Eifer damit beschäftigt, seine Seelenverhältnisse in Ordnung zu bringen.

Er findet sich nur mühselig durch und kann sich nicht abfinden mit einer Lage, die durch sein Verhältnis zum Chef bestimmt und kompliziert wird. Sie leben miteinander auf Nähe und Distanz zugleich; Xaver steht seit 13 Jahren als Privatchauffeur im Dienst eines nur mäßig mit seinem Unternehmen beschäftigten Industriellen, der hauptsächlich ein musikalischer Schöngest ist – ein Verhältnis auf Tuchfühlung und von aseptischer Unnahbarkeit. Daß es auch das Gefälle zwischen Herablassung und Hinaufschauen beinhaltet, wird Xaver erst allmählich ganz klar. Im Vorgang der Erzählung erlebt Xaver, gegenwärtig und sich erinnernd, wie seine Erwartungen nach wenigstens minimalem menschlichen Austausch fehlgehen, wird ihm bewußt, wie er zur Heuchelei gezwungen wird (weil sich natürlich die Herrschaft ihr Bild von ihm macht, ohne nachzufragen) und weil das bisweilen leutselige Entgegenkommen ihm grundsätzlich keine Möglichkeit zu antworten läßt.

Er trägt schwer an seinen aufgestauten, unaufgearbeiteten Bedürfnissen, ihrer zuweilen ebenso schrecklichen wie lächerlichen Unterdrückung. Und ist, im vormarxschen Stand der Erkenntnis, erkennbar als ein Knecht, den die „buntscheckigen patriarchalischen Bände“ an den Herrn ketten, die nach Marx das Bewußtwerden der eigenen Lage besonders schwer machen.

Walser stellt in einer drei Monate dauernden Gegenwartshandlung dar, wie das unterschwellig empfundene Mißverhältnis in Xaver arbeitet, wie die vergangenen und gegenwärtigen Spannungen ineinander wirken und schließlich zum Ausbruch drängen. Da spielen viele Motive mit. Denk- und Empfindungsvorgänge – augenblickliche, in der Erinnerung erfaßte und als möglich vorgestellte – sind in einem harmonischen Maß so ineinander komponiert, daß der Handlungsbogen eine ruhige, reich aufgefächerte Zielstrebigkeit erhält. Einzelne Thematik werden um und um gewandt: Unterwürfigkeit des einen, Jovialität des anderen; Unantastbarkeit des einen, Selbstkobel des anderen, Sichgehenlassen beider, Beziehung zur Musik bei Herr und Knecht, Verbindung zu Kindern, Eltern, Heimat und Geschichte – doppelt und dreifach gespiegelt, ernst und ironisch und manchmal grotesk in eine Bewegung gegeneinander gebracht. Der Erzählvorgang vibriert bis in die kleinsten Verästelungen vor innerer Gegensätzlichkeit.

Nicht immer wird ein Gegensatz so leicht einsehbar durchgeführt wie hier: „... Daß Agnes so schön war, hatte er nicht gewußt. Das ging ihm erst auf angesichts dieser abstoßenden Schönheit von Frau Trummel. Agnes war ruiniert. Aber ja. Er doch auch. Aber in der Ruinierten war immer noch die Nichtruinierte von früher erkennbar. Und die war, wie sie jetzt aus der Ruinierten heraussah, so schön, wie sie früher als bloß Nochnichtruinierte nie gewesen war.“

Typisch für den Erzählvorgang, wie die Errungenschaft des Denkens und Fühlens, die hiermit erreicht ist, von dem Helden festgehalten und nach vorn projiziert wird: „Wenn sich dieser Abscheu vor so Perfektem hielt, hatte er gewonnen. Dann wurde es leichter von jetzt an.“ Da Xaver nicht alle Erscheinungen des Lebens mit den Augen eines Liebenden betrachten kann, hält sich diese Balance nicht.

Insbesondere verbietet sich dieser Blick in Richtung auf den Chef, Dr. Gleitze. Die Konfrontation mit ihm wirkt in sämtliche menschlichen Verhältnisse hinein und wird in Xavers Bewußtsein allmählich um geschichtliche Dimensionen erweitert.

Zunächst wird von der Vergangenheit des Chefs gesprochen. Die spielt im früheren Königsberg und ist doch gegenwärtig, da der königsbergische Gedanke von Gleitzes und befreundeten Bürgern in festen Zusammenkünften gepflegt wird. Weitläufig ist Xavers Familiengeschichte mit Gleitzes verbunden: der ältere Bruder ist bei der Verteidigung der „Festung Königsberg“ gefallen (den Tod läßt Walser in drei unterschiedlich heldischen Versionen referieren), und Xaver sucht seit Jahren – seitdem der Chef sich auch einmal ihm mit königsbergischen Empfindungen anvertraute – nach einer genügend offenen Situation, um dem Chef von seinem Bruder zu erzählen. „Der Chef würde ganz schön staunen ... Die Familie Zürn hat wirklich getan, was sie konnte, um die Heimat der Gleitzes nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen.“ Die Geste des Gefallenwollens ist unverkennbar, ebenso wie die Distanz des Autors – aber meilenfern hier die Erkenntnis, daß sich ein Krieg, und besonders dieser, für Herrn und Knecht verschieden ansieht. Und doch sammelt er in unbewußter Interessiertheit Fakten, die belegen, daß für die Gleitzes der Krieg weitaus angenehmer verlief als für die Zürns. Eine Erkenntnis schließt sich daraus nicht zusammen.

Nach über dreißig Jahren Frieden spielt der Krieg in Xavers Überlegungen zum Thema „wie es uns geht“ diese Rolle: Er ist überzeugt, daß in der heutigen Zeit ein „Zürn-Leben“ ohne Krieg gut ausgeht, während früher „die Not die Zürns offenbar regelmäßig (erreichte)“. Noch sein bäuerlicher Großvater hat sich aus Furcht vor einer landwirtschaftlichen Überproduktionskrise erhängt. Xaver empfindet dieses Geschütztsein vor Not als Errungenschaft von historischen Ausmaßen, wobei auch hier Walser auf engstem Raum Bedingtheiten und Relativierungen unterbringt.

Die Situation, in der Xaver diese Meinung seiner Familie vorhält, hebt das meiste von dem Gesagten in dem Moment wieder auf, in dem es ausgesprochen wird. Seine erschöpfte Frau schlafte ein, die eine Tochter läßt sich überhaupt nichts mehr sagen, die andere hört nur gezwungen zu, so daß man schon hier argwöhnen kann, daß sie ganz andere Ansichten zum Verlauf eines Zürn-Lebens heute hat. In diesen rückblickenden Erzählungen teilt sich Xavers sehnlicher Wunsch mit: daß die Geschichte für seinesgleichen gut ausgehen muß. Er wünscht das so sehr, daß er immer wieder versucht, die fehlgeschlagenen Ereignisse „umzuerzählen“. Dabei greift er weit zurück zu einem Krieg, der beinahe gut ausgegangen wäre für die Zürns. Im Bauernkrieg des 16. Jahrhunderts ist Xaver vorbehaltlos Partei, selbstverständlich auf Seiten der Bauern,

gegen den blutigen Herrn Georg von Waldburg und gegen die Opportunisten unter den Bauernführern. Im Erzählen probiert er die Sprache des Aufruhrs, und entsprechend ist das Ausmaß seiner Enttäuschung, daß es auch dieses Mal nicht „gut ausgeht“, obwohl „es so gut gestanden war wie nie zuvor und nie mehr danach.“

Die Arbeiterbewegung hat die Zürns ganz offenbar nie erreicht. Aber der Bauernkrieg ist für Xaver ein Stück fester Identität – wobei er allerdings Glück haben mußte, um sie zu gewinnen. Er verdankt es seinem gefallenen Bruder. Indem Xaver sich Zimmermanns Darstellung des Bauernkriegs aneignet, festigt sich seine Erkenntnis, daß es damals wie heute Herren und Knechte gibt und daß die Verbrechen der herrschenden Klasse nicht verjähren, solange noch die alte Herrschaft existiert.

Später, bei Ausbruch seines inneren Dramas, nimmt Xaver diesen Bezug auf, indem er feststellt, daß Gleitze wie ein Bischof aussieht.

Die Bauernkriegserzählung tritt den komplizierten Verflechtungen der Gegenwart als etwas bemerkenswert Eindeutiges entgegen. Wie in einem Brennglas werden heutige Motivlinien dort gesammelt und Wirklichkeitsstoff zum Glühen gebracht. An dieser Stelle wird auch das Programm des Erzählers unverhüllt mitgeteilt: „Das Fehlgegangene so zu erzählen, daß man, Sekunde um Sekunde, glauben konnte, diesmal werde es gut ausgehen ... „ „, um so eine Erzählzeit lang das Gefühl zu haben und zu verbreiten, alles stehe noch auf dem Spiel ...“

Für den Erzähler Walser ist das ein Arbeitsprogramm. Für einen verunsicherten und leidenden Nachkommen aus einer langen Kette von Knechtsgenerationen ist es eigentlich keins. Selbst bei allerbestem Willen und größter Anstrengung kann die Unterkasse sich die Geschichte nicht „umerzählen“; sie kommt nicht drum herum, wirklich Hand anzulegen und real zu verändern – sich der Niederlagen sehr wohl zu erinnern, um sie zu begreifen und daraus zu lernen für das Handeln heute. So aber, je heftiger der Wunsch nach Umerzählen ist, muß Xaver nach unabänderlicher Lage der geschehenen Dinge immer wieder enttäuscht werden. Kommt nicht durch diese Identifikation von Xavers Geschichtsaufarbeitung mit dem Erzählerprogramm ein Fatalismus zustande, der von der Person des Helden her gar nicht nötig wäre?

Xaver benennt immerhin ein Dilemma seiner heutigen Lage: es gibt noch Herren, weil „jeder glaubt, er werde selber einer.“ Der ganze letzte Teil zeigt Ansätze, Anläufe, objektive Abläufe, die ihn von dieser Illusion wegbringen.

Der Ausbruch der Widersprüche, die Katastrophe, ist der feinverstelten Struktur dieser Geschichte angemessen: erst nimmt Xaver die Lösung in der grotesken Wunsch- und Wahnsvorstellung vorweg, den Chef zu töten. Er gerät außer sich, tritt damit auch aus der vielfach gebrochenen, auf langen Umwegen sich quälenden, immer noch halb entfremdeten, auf Anpassung gerichteten Seelenarbeit heraus. Im Selbstlauf der Groteske zeigt der Autor, was der Held wollen müßte, eigentlich, und in der Art, wie er es zeigt, ist dieser Wunsch lächerlich verzerrt und abgehoben von dessen ganzer Person und seinem Leben. (Ist es der Versuch des Autors, diese Biographie umzuerzählen?) In der nachfolgenden Tagesrealität wirken wieder alle komplexen Hemmnisse, die Xavers Verhältnis zum Chef bisher an der Oberfläche so still und glatt erscheinen ließen – jedoch das Gefühl der notwendigen Trennung vom Herrn setzt sich entschieden durch. Die Trennung selbst läuft dann fast als Komödie ab: Xaver löst die Traumgeste ein, zögernd, wird mit dem Messer in der Hand von Gleitze überrascht

und als Papageno angesprochen („Wollten Sie sich ein Pfeifchen schnitzen?“) Aber am nächsten Tag erfolgt, ohne Konfrontation, die schneidend kühle Konsequenz gemäß der Machtverhältnisse: Degradierung an den Gabelstapler, die Sekretärin erledigt das in den liebenswürdigsten Formen.

Ambivalent auch dieses Ergebnis: Auf der einen Seite bringt es, worauf Xaver in seinem Denken und Fühlen hinarbeitete – den Abschied vom Lakaiendasein, andererseits hat er vom Übergang ins Proletariersein überhaupt noch keinen Begriff, und schließlich bringt ihn *diese* Entscheidung – die nun doch nicht seine ist – den Orten seiner pfahlbürgerlichen Selbstgenügsamkeit, von denen in der Erzählung oft die Rede war, wieder näher. Allerdings entzieht ihm der strenge Spielmeister Walser im gleichen Moment ein großes Stück der materiellen Basis für seine „furchtbare Zufriedenheit“. Und die familiäre Situation ist wegen der unüberschaubaren Entwicklung der Kinder zutiefst brüchig.

Bleibt also die Perspektive des Arbeiterlebens. Es wäre ja möglich, daß ein Zürn-Leben in dieser Richtung heute gut ausgeht. Aber so einfach hält es der Autor damit nun auch wieder nicht. Vorgebildet schien ein solcher Weg bei der Tochter Magdalena, die nach dem Abitur Fließbandarbeiterin werden möchte. Dieser Entschluß wird aber als das genaue Gegenteil einer zukunftsgewissen Entscheidung für die Unterkasse gefaßt; es ist der erschreckte Wunsch, nicht aufzufallen, und eine neuerliche Illusion: wenn man sich tief genug nach unten begibt, können einen keine Verlustkatastrophen mehr ereilen. Xaver ist allerdings nicht von so niederschmetternder Demut gezeichnet; er verfügt über eine gewisse Standfestigkeit als Person, über Heimatgefühl, ein Stück echter geschichtlicher Identität, die Fähigkeit, Menschen zu lieben. Daß in seiner neuen Lage, der modernen Lage der Zürn-Knechte, das „nackte Interesse und die gefühllosebare Zahlung“ (Marx) die Beziehungen zwischen Herren und Knechten bestimmen und als solche bekämpft werden müssen, wird Xaver nach seinen Erfahrungen möglicherweise rasch einleuchten. Damit besteht auch die Chance, daß die überschüssigen menschlichen Bedürfnisse und Bindungen endlich zum Potential der Gegenmacht werden können.

Dann geht die Geschichte wirklich gut aus.

Oskar Neumann Der Wohnsitz ist die Botschaft

Also sprach Zehm zu Heym: Hier sitzt jedes Wort

„Was meinst du, wenn ich Zervixschleim und Vaginalepithel aus östlichem Gelände nur politisch sauber präpariere, kann mir da die Zustimmung der Besten noch länger versagt bleiben...?“ Martin Walser „Der Sturz“.

Wie die Spekulation aufs „Entzücken der westlichen Welt“ erwarten ließ, so klingt der gemischte Chor der Vorsänger: für Stefan Heyms „Collin“, C. Bertelsmann, 1979. Günter Zehm findet in der Welt den Grundeinfall „grandios“, den Autor mit diesem Werk ausgewiesen als „unbestechlichen Zeugen der Zeitgeschichte“. Wolf Biermann hätte es in der Zeit „dem Heym nicht mehr zugetraut“ – „ein Stück DDR, das mir Schrecken und Heimweh macht“. In der FAZ streckt Sabine Brandt die Waffen vor so viel „atemberaubender Kühnheit“; hatte sie bei der Erforschung sonstiger Texte aus der DDR gefunden, Werke des sozialistischen Realismus wären „weder inhaltlich noch der Form nach als deutsches Eigengewächs auszumachen“ – hier endlich ist ihr nichts artfremd.

Laut Klappentext erwartet uns „ein großer Roman“, leitmotivisch durchzogen von „den zentralen Themen großer Literatur: Liebe und Tod, Schuld und Sühne, die Angste der Menschen und ihre Sehnsucht nach Glück“. Sehen wir zu!

Die kahle Kastanie und das gebrochene Rückgrat

In Berlin, Hauptstadt der DDR und Ort der Handlung, gibt es alte und neue Wohnviertel. Die alten lernen wir kennen, wenn Frau Dr. Christine Roth zu Peter Urack, langhaariger Ministerenkel mit oppositionell gestimmter Gitarre, nächtens auf die Bude geht – durch „die Tür mit dem zerborstnen Fenster, nie wurde hier etwas repariert, quer über den grauen Hinterhof, in dem ein kahler Kastanienbaum sich zu sterben weigerte...“ (S. 137). Später läßt man uns von den Neubauvierteln wissen, die bestünden aus „Wohnsilos mit hoher Selbstmordrate und totaler Vereinsamung“ (S. 202/203). Wer die Architektur überlebt, den schafft die Plastik: „... da betonten die Genossen Künstler das für die Produktion Wichtige, die Arbeiter hatten riesige Hände und winzige Köpfe, und die Weiber sahen sämtlich aus wie im sechsten Monat“ (S. 117).

Peter Urack weiß, warum er die Geliebte und die DDR Richtung Westen verlassen muß: „überall sind die Mauern, überall stößt man sich wund“ (S. 206). Da suchen zwei für den Abend ein Lokal; allenfalls *eines* in der ganzen großen Stadt hat sich noch

sowas bewahren können wie „ein Restchen Atmosphäre“ (S. 106). Eine einzige Schnittblume, „eine Rarität“ in diesem Ödland, ist nur zu beschaffen aus ganz besonderen „Quellen“ (S. 37). Eau de Cologne, „herbduftend“ jedenfalls, gibt's nur in der Schweiz oder gegen Westmark (S. 325). Schickt man einem Freund eine Postkarte, so kriegt der nicht raus, woher sie kommt; der Poststempel ist „unleserlich, da völlig verschmiert“ (S. 184). Man geht ins Theater; auf der Bühne geschieht laut Text rein gar nichts; ansonsten überwältigt einen der „feudale Anstrich“, das Hoftheater mit seiner Premieren-Sitzordnung, „aus der sich Rückschlüsse ziehen ließen auf die Machtverschiebungen im hierarchischen Gefüge“ (S. 112). Indessen will Christine Roth nach Hause telefonieren; prompt fehlt in der ersten Zelle der Hörer, in der zweiten ist der Münzeinwurf verstopt (S. 135) – und daheim weint das übersensible Kind, das doch so leicht Fieber bekommt. Aus dem Westen, wie könnte es anders sein, klappt zwar der Anruf; aber sogleich: „Ein Knacken im Apparat. Dann Stille“ (S. 281). In der Klinik der Roth, „Reservat für Privilegierte“ (S. 38), sind selbst die Sprechanlagen der Patienten zu Schwestern und Ärzten als Abhörgeräte umgepolt (S. 196). So schweigt sich denn eine ganze Generation aus über ihre drückenden Erlebnisse (S. 40), ja, die Empfindsamen flüchten, wie der Schriftsteller Collin, in Krankheit und Tod. Das Volk, zumeist Kleinbürger, „hauptsächliches Charakteristikum ein gebrochenes Rückgrat“ (S. 155), unbefriedigt selbst in den primitivsten Bedürfnissen – laut Minister Urack „noch ein Stück Wurst, noch ein modernes Fähnchen“ (S. 128) –, bildet unentwegt wartend Schlangen unentwegt Wartender: „vor tristen Schaufenstern triste Menschen, die sich in triste Kaufhallen hineinschoben“ (S. 383).

Mein Wort, ich parodierte nicht, ich zitiere.

Die verlorene Potenz und der verlorene Charakter

Stefan Heym nimmt offenbar an, mit einer Vielzahl von Versatzstücken der Trivialliteratur seine Heldenin, die aus proletarischem Milieu aufgestiegene Medizinerin, attraktiv machen zu können. Nachdem wir erfahren haben, daß sie ein Kind hat, stellt er uns dessen Vater vor als „den Mann, dessen nackte Haut sie gespürt hatte unter ihren Fingerspitzen“ (S. 25). Dann war die Scheidung gekommen – ach ja: „der graue Saal, der schlecht gewischte Fußboden, die trüben Fenster, die Bänke und Tische mit den Spuren der Jahre“ (S. 25). Nun blüht Christine auf, alle begehrten sie, wenn auch auf unterschiedliche Weise – der Verflossene noch als Puppe, Oberarzt Kuschke mehr im Reflex auf ihre jähre Zuwendung, Peter Urack in Erfüllung des Freud-Schemas: den Vater ermorden, mit der Mutter schlafen. Zu diesen drei klaren Verhältnissen kommen zwei komplizierte. Der Kritiker Theodor Pollock, eingeführt als Förderer der Wahl von Hohlköpfen in die Akademie und Anreger der Collin-Memoiren, möchte bei seiner reichen Phantasie die Frau in Doppelfunktion ins Bett kriegen: „Ich kann mir vorstellen, daß ich ihr die Knie auseinanderdrücke – aber auch, daß ich vor ihr auf den Knien liege... welch ungewöhnliche Bedürfnisse für einen Mann in meinen Jahren, mit meinen Erfahrungen.“ (S. 61). Da darf der Titelheld, der sich ohnedies mit Pollock in die Selbstspiegelung der Autorperson teilt, nicht zurückstehen. Hans Collin will seine behandelnde Ärztin mit nach Hause nehmen, einmal für den medizinischen Notfall, bei dem sie sich ja gegen einen Beinah-Infarkt schon bewährt hat, und

zum andern aus Gründen seiner Emanzipation von der bisherigen ehelichen Bindung. „Der Autor mit der verlorenen Potenz und die Chansonette mit dem verlorenen Charakter“ (S. 94/5) – das kann ja wohl nicht das rechte Gespann sein für den Durchbruch zum ganz großen Werk, in die ganz große Freiheit. Indes braucht sich die „schöne, dunkle, schreitende“ Frau, die daheim mit *Mutsch* und *Papsch* kindscht, außer Haus „aber durch eine winzige Wendung des Leibs, durch einen Blick zu erkennen gab, daß sie eine Frau war, mit tieferen Fragen und reiferen Freuden vertraut“ (S. 85), diese Nina also braucht sich nur auf die Bettkante zu setzen, um ihren Hans zur Erektion zu bringen. Das macht sowohl Ninas permanentes Unbefriedigtsein bei diesem übernerösen Partner plausibel, als auch seine nach dem Abblitzen bei Christine sofort einsetzende Rückwendung zu Nina; sie war ein Stück seines Lebens: „ihr festes, federndes Fleisch daher auch Versprechen und Versicherung, ganz gleich, wer in der Zwischenzeit von dem Fleisch gekostet haben möchte“ (S. 377).

Als Koster lernen wir Klinikchef Professor Oskar Gerlinger kennen, dem zappeligen Ehemann überlegen durch „Gespür dafür, wann Beharren am Platz war und wann Bewegung“, und durch sein Fachwissen „um jede erogene Zone“, wovon für den Leser allerdings nur Schultern, Brüste, Schenkel, Haut und Lippen abfallen (S. 261/5). Spätestens hier mag sich unser Leser fragen, warum ich ihm diese Zitate zumute. Aus einem Grund: man will ja, ehe man sich mit jemandem weltanschaulich und politisch einläßt, wissen, mit wem man's zu tun hat. Da ist einige Erfahrung mit seinen menschlichen Qualitäten, hier nicht zu trennen von den literarischen, nützlich. Und es stellt sich heraus: Die ordinären Unsäglichkeiten sind zweckhaft – es geht um ganz primitiven Antikommunismus. So ist auch der Beischlaf mit Nina nicht die wirkliche Funktion der Romanfigur Gerlinger; er, der es wissen muß, soll uns davon überzeugen, daß für die medizinischen Spitzen der DDR das ihnen anvertraute Menschenleben nur so viel bedeutet, wie von höchster Stelle befohlen: „Die Republik kann es sich nicht leisten, einen Collin zu verlieren. Ein Klassiker“ (S. 10). Nicht der Kranke also, das Staatsinteresse wird gepflegt. Fehlt dieses, liegt der Patient auf dem Korridor (S. 27) – uns das glauben zu machen, ist die Rolle des Doktor Roth, Arzt in einem „normalen“ Krankenhaus, ansonsten ein mieser Karrierist, was typisch erscheinen soll für den ganzen akademischen Nachwuchs; das Gefummel an seiner geschiedenen Frau will nur die Sauce pikant machen. Wenn schließlich Christine aus dem Schatz ihrer Erfahrungen plaudert: „Die Namen der Männer blieben Grabsteine auf dem Friedhof der Gefühle“, so hätte das selbst einen Zehm nicht zu dem Satz hingerissen „Hier sitzt jedes Wort“, säße nicht hinter allen Worten, allen Figuren und allen Episoden diese Funktion: Stimmung zu machen gegen den Sozialismus, Haß zu erzeugen gegen die DDR.

Der Terrorist und der Intrigant

Die zwei männlichen Hauptfiguren sind in Sachen Antikommunismus keinesfalls Gegenspieler. Das wird zwar vorgetäuscht durch ihre läppische Fixierung auf den Mythos, der eine könne dem andern seine Krankheit anhängen und ihr persönlicher Wettkampf ums Überleben sei schicksalhaft verknüpft mit der Entscheidung zwischen Geist und Macht. Im übrigen aber treibt der Autor mit beiden das selbe Spiel, sein falsches Spiel. Der eine, Minister Wilhelm Urack, aufgebaut als der „Revolutionär“ von

altem Schrot und Korn, soll beim Leser durch seine Autorität jeden Zweifel beseitigen: sozialistische Machtausübung ist nackter Terror. Der andere, Collin, vorgeführt als der nach Jahren opportunistischer Angepaßtheit nun bis zum letzten Atemzug um Wahrheit ringende Schriftsteller, hat die Unterdrückung der Menschenrechte zu bestätigen, Fall und Aufstand der geistigen Elite exemplarisch zu demonstrieren. Nimmt man indes diesen Urack beim Wort und bei der Tat, so hat er nichts von einem marxistischen Revolutionär, sondern alles von einem fanatischen Anbeter der Gewalt, vordem von Gewehren und Bomben, inzwischen des „Apparats“ mit „Information, Auswertung, Anordnung, Durchführung“, „worauf irgendwo die Erde sich auftat und der, der auf dem Fleck gestanden hatte, verschwand: Klappe zu, Affe tot.“ (S. 44) Daß er säuft, wie „alle“ Genossen aus den Balkanländern (S. 45), daß er hinter jeder Schürze her ist bis zu einer Verachtung des Partners, die ihn noch im Moskauer Schlafzimmer seiner Frau das Strumpfband der andern aus Shanghai im Schlafanzug tragen läßt (S. 46), diese „Schwächen“ sollen ihn wohl soweit „menschlich“ machen, daß man ihm umso eher seine „Maxime“, zu verstehen als interne Linie der Staats- und Parteispitze, abnimmt: „Daß die mit der Perspektive im Kopf, die paar Klugen und Couragierten, sich erheben über die Misere und stellvertretend handeln für die andern, die sich selber in Unmündigkeit begeben haben...“ (S. 224). Klar, daß der seine Leichen im Keller hat; daß der durchdreht, als auch noch sein Enkel, vielleicht vom eignen Apparat über die Mauer gehievt, abhaut; und daß der einen Nachfolger im Amt kriegt, der auf die neue feine Tour dafür sorgt, daß der alte Haudegen für den Rest seiner Tage als Pflegefall seiner „Institution“ verschwindet. Daran stimmt „in sich“ alles, im übrigen nichts. Das Sagen haben in der DDR nicht die Uracks, im Kopf ein wüstes Durcheinander von Irrationalismus und Brutalität, Selbstüberschätzung und Menschenverachtung, sondern Leute zum Beispiel mit einer solchen Maxime: „Nichts kann man erreichen ohne die Menschen und schon gar nicht über ihre Köpfe hinweg“. Helmut Sakowski, Schriftsteller und Mitglied des ZK der SED. Collin, im Kern ein Stück Wunschbiographie von Stefan Heym, kann diese Wirklichkeit nicht wahrnehmen, vor allem darum, weil er völlig auf sich fixiert ist und nicht damit fertig wird, daß sich frühere Erfolge verbraucht haben – ein mittelmäßig Begabter, dessen Ehrgeiz sich schärt an seinem verzerrten Selbstgefühl. Er gilt eben nicht als „Klassiker“, das ist seine offene Wunde. Was seine Ärztin nach Lektüre älterer Texte zu deren Bedeutung als Krankengeschichte bemerkt: „Spannend. Und hoch interessant. Und sehr aufschlußreich“, das soll nun endlich, wenn das neue Buch kommt, alle Welt von dem Verfasser sagen. Wie oft im Text auch von Wahrheitsliebe und Verantwortungsbewußtsein die Rede ist, seine treibenden Impulse sind Gelungensbedürfnis, und von daher Konkurrenzneid und Haß. Er braucht und er will den Skandal. Am durchsichtigsten wird das in der Szene mit „Curd“, in allen Lebensdaten gezielt auf den Dichter und Kulturminister der DDR Johannes R. Becher. Ich verstehe den Stachel gerade dieser Beziehung; kommt doch bei Becher beides zusammen, was bei minderem Talent und fehlendem Charakter nicht zu haben ist, poetische Meisterschaft und revolutionäre Haltung:

Seid euch bewußt der Macht!
Die Macht ist euch gegeben,
Daß ihr sie *nie, nie mehr*
Aus euren Händen gebt!

Dagegen, so will es Heym-Collin, soll sich alle Aversion des Lesers richten. Die Konsequenz heißt Rufmord und Brunnenvergiftung. Geschenkt, daß der Minister seinen West-Mercedes vornehmlich zum Transport der Weinkisten aus Westberlin braucht. Aber nicht geschenkt die Verleumding dieses „Collin“, der eine Party bei „Curd“ mitgemacht haben will, auf der dieser einen konspirativen Plan zur rettenden Entführung des „Danid Keres“, alias Georg Lukács, aus den Händen der rachedürstenden sowjetischen Sieger in Szene gesetzt haben soll. Budapest 1956 – der Sache ihres Volks ergebene Genossen werden aufgehängt, und zwar nicht „in Effigie“, wie Heym genüßlich frozzelt, sondern in Person; die Gefahr, daß sich die Konterrevolution durch imperialistische Einmischung zum Krieg ausweitet, ist hautnah – und da soll ein Minister der DDR ein solches Bubenstück gegen diejenigen angezettelt haben, die damals ihr Leben einsetzen, um für Ungarn den Sozialismus und für die Welt den Frieden zu retten. Zum politischen Verbrechen wird ihm die menschliche Gemeinheit angehängt: der Herr Minister will sich im Hintergrund halten und bloß den „Kram“ besorgen, Paß und Visa, Dollars und Schweizer Franken; den Kopf hinhalten soll auf seinen Befehl sein Mitarbeiter Havelka, der Treueste der Treuen, der bald darauf prompt einer Urack-Intrige zum Opfer fällt, von allen verlassen, verkauft und verraten. Ausgerechnet ihm werden dann „Enthüllungen“ in den Mund gelegt, die dem letzten Zweifler wohl ebenso die Tränen in die Augen treiben sollen, wie der Zuhörerin Havelkas, Frau Christine.

Was Heym da macht, ist für mich sein schmutzigster Trick: die Figur eines ehrlichen Genossen, der nach dem ihm angetanen Unrecht nicht nach dem Westen geht und für sich nichts haben will außer seinem alten Parteibuch, dieser Genosse dann als Sprachröhre des Klassenfeinds – eine Beleidigung jedes Antifaschisten, jedes Sozialisten. Denen nämlich kam und kommt es auf die Bewältigung der Vergangenheit an, der des Faschismus und des Krieges, und eben das hat die Arbeiterklasse mit ihren Verbündeten in der DDR geleistet, gründlich und ein für allemal. Und denen kam und kommt es darauf an, aus Erfolgen und Fehlern beim Aufbau des Sozialismus zu lernen und so die Zukunft gegen jede imperialistische Bedrohung und auch gegen jede Wiederkehr der dunklen Schatten aus der Stalinzeit zu sichern, ebenfalls gründlich und ein für allemal. Dabei sind Kunst und Literatur nötig, selbstverständlich eingeschlossen eine kritische Haltung, produktiv und menschenwürdig, gleichbedeutend mit „Mitarbeit, Weitergehen, Leben“ (Bertolt Brecht); selbstverständlich eingeschlossen die Frage: „Wann träumten wir falsch, und wann handelten wir richtig?“ (Erik Neutsch); selbstverständlich eingeschlossen die Darstellung härtester Konflikte, dabei „Widersprüche, die machmal zerreißend sind und ausweglos erscheinen können“ (Christa Wolf); und selbstverständlich das alles eingeschlossen in den Schwur der Nachkriegsgeneration der DDR, „dem Frieden die Treue zu halten und ihn zu verteidigen, den Schwur, ein neues Leben aufzubauen und es zu verteidigen, die Humanität zu verteidigen“ (Hermann Kant).

Stefan Heym treibt von all dem das Gegenteil, und das auf eine Art, daß man sich fragt: warum bleibt er weiter in der DDR, die er ja in all den Jahren ohne Risiko verlassen konnte? Was im Buch dazu gesagt wird, ist Blabla, vom „Interesse an den Menschen“ bis zur „Abgeklärtheit“. Das Buch selbst ist die Antwort. Man stelle sich vor, ein BRD-Autor, etwa aus dem Umfeld von Konsalik hätte es geschrieben – kein Hahn krähte danach. Also: der Wohnsitz ist die Botschaft. Mit dem Anstrich von Authenti-

zität des Insiders an Adressaten außerhalb der DDR gerichtet, hat sie zu tun mit der Absicht, die Bevölkerung der DDR zurückzuführen in eine Vergangenheit, die von ihr bewältigt worden ist. Für diese Absicht gab und gibt es Pläne, in Bonn und bei der NATO; was dort „Tag X“ heißt, heißt hier „Hexensabbath“ (S. 174) – und gerade weil „der graue Morgen danach“ so voller Risiken erscheint, bedarf die Sache der psychologischen Vorbereitung. Dazu haben die Kultusminister der BRD am 23. November 1978 ihren Erlass zur „deutschen Frage im Unterricht“ beschlossen, samt nationaler „Sorgepflicht“ Bonns für alle Deutschen bis zum erklärten Ziel, das „Wiedervereinigung“ genannt wird. Wer für bare Münze nimmt, was Stefan Heym im „Collin“ schreibt und was in den Medien über den Wirklichkeitsbezug dieses Horrorstrip verbreitet wird, der wird innerlich Ja sagen zum „Sorgerecht“ der BRD für die Brüder und Schwestern drüben, aus imperialistischer Sicht eingesperrt in einem Staat (wenn es überhaupt einer ist) ohne Staatsvolk, zu befreende Angehörige der nach wie vor einheitlichen Nation, hinweg über eine Grenze wie zwischen Bayern und Hessen. Was das bedeutet, hat Karl Jaspers 1967, an dem, wie er meinte all zu zaghaften Beginn der Wende vom kalten Krieg zur friedlichen Koexistenz, in der „Antwort“ an seine Kritiker gesagt: „Dieses Nichtanerkennen der Grenzen ist an sich eine Friedensbedrohung“, und noch schärfer: „mag man sagen, was man will, aus der Natur der Sache eine Kriegsdrohung.“

Für diese Sache und für diese Seite, nicht schlechthin für den Westen, wie er erklärte, hat Stefan Heym den „Collin“ geschrieben.

P.S. Ich frage mich, habe ich irgend etwas übersehen, was zu Gunsten des „Collin“ zu sagen wäre? Ja, doch: es kommt nicht ein einziger Arbeiter darin vor. Das finde ich der Sache angemessen.

Hans-Jürgen Stöppler Grünes Tal, mißverstanden

Zu Michael Molsner, „Die Obszönität der Fakten“, *Kürbiskern* 4/78, 64–72

Mit Recht wendet sich Michael Molsner gegen allzu einfache Begründungen der Dichtomie von „hoher“ und „niederer“ Literatur, meiner Auffassung nach kann aber der Erfolg (in Auflagenhöhe) nicht allein begründen, ob ein Werk „realistisch“ sei. Michael Molsner geht offenbar davon aus; er vertritt sogar „die Auffassung, daß selbst in nun wirklich minderwertigen Unterhaltungsromanen, in der nun wirklich schlechtesten Form von Unterhaltungsliteratur, im Lore-Roman, noch mehr gesellschaftliche Realität auftaucht als im literarisch gemeinten Buch eines Mittelständlers, der bloß seine eigenen Neurosen ausbreitet, ohne sie mit der Außenwelt vermitteln zu können“ (S. 70).

Da Molsner auch diese Art Unterhaltungsliteratur „realistisch“ nennt, muß seine Realismusdefinition etwas näher betrachtet werden: „Ein Roman, den ich realistisch nenne, weil privates Schicksal als vermittelt mit Umweltverhältnissen und gesamtge-

sellschaftlicher Verfassung dargestellt wird“ (S. 67). Dabei kommt es aber nicht nur darauf an, wie Molsner meint, daß die Fakten (= Herrschaftsverhältnisse) „wenigstens da“ sind (S. 70), vielmehr auf die Art der Vermittlung von privatem Schicksal und Umweltverhältnissen. In seiner Polemik gegen die Disqualifizierung der Unterhaltungsliteratur, die er ideologischen „Klassenkampf von oben oder bloß bornierter Standesdünkel“ (S. 70) nennt, bemerkt er nicht (oder will nicht bemerken), daß z. T. die von ihm angeführten Beispiele geradezu Musterexemplare von „ideologischem Klassenkampf von oben“ sind. Wenn ich im folgenden auf den Roman Richard Llewellyns *So grün war mein Tal* eingehe, um an diesem aufzuzeigen, wie durch die Verdrehung der Fakten (die auf diese Art „obszön“ in einem anderen Sinne werden) dieser ideologische Klassenkampf von oben geleistet wird, so will ich keineswegs unterschlagen, daß die Dichotomie von hoher und niederer Literatur z. T. auch diesem Zweck dienen kann; auf die antidemokratischen Tendenzen bestimmter Forschungsrichtungen hat bereits Christa Bürger hingewiesen (*Textanalyse als Ideologiekritik*, Ffm 1973, S. 5):

„Massiver äußert sich die in solchen Argumentationen durchscheinende Tendenz bei G. Sichelschmidt, der geradezu einen Parallelismus von Kulturverfall und Aufstieg des Bürgertums suggeriert. Die Unterhaltungsliteratur entspricht den elementaren literarischen Bedürfnissen der Masse. Ihre Entstehung fällt daher nicht zufällig mit der Emanzipation des Bürgertums in die (sic!) Mitte des 18. Jahrhunderts zusammen.“ Aber ob Molsner auch noch sein „besser als nichts“ (S. 70) für den Bereich der sogenannten Kunst des Faschismus anwenden würde, möchte ich bezweifeln: Die Art und Weise der Vermittlung von Fakten ist das entscheidende Kriterium für „realistisch“, nicht allein eine wie auch immer geartete Einbeziehung von Fakten. Am Beispiel der sogenannten Kunst des Faschismus, wird es besonders deutlich: Die Darstellung des Arbeiters in heroischer Pose ist geradezu der gesellschaftlichen Realität eintgegengesetzt, das Faktum – Darstellung eines Arbeiters – wird zum Transportmittel der faschistischen Ideologie.

Michael Molsner setzt Marcel Proust gegen Richard Llewellyn, setzt die Beschreibung von „Differenzierungen des Gefühls einer zahlenmäßig kleinen Elite“ (S. 69) gegen die Darstellung von Bergarbeitern in *So grün war mein Tal*:

„Ist es verwunderlich, daß der Angestellte, der Lehrling eher zu Richard Llewellyns Roman *So grün war mein Tal* greift? Hier wird detailliert geschildert, wie die Belegschaft eines walisischen Bergwerks sich streikfähig zu organisieren versucht. Wenn die Kumpels diskutieren, wird Marx zitiert, einmal sogar Hegel“ (S. 69 f.). Die Erwähnung der Namen Marx und Hegel als ein Faktum, das Michael Molsner lobenswert findet, stellt sich aber im Roman anders dar. Der Erzähler Huw Morgan berichtet von einer Versammlung von Arbeitern:

„Ein Fremder sprach über Kapital und Arbeit und schüttete die Namen Marx und Hegel in seiner Rede, wie man Mandeln in einen Kuchenteig streut. Der Name des Herrn Marx wurde in einem Tone genannt, als sei er ein neuerstandener Heiland, und Herr Hegel wurde eine Art Johannes der Täufer. Das Gold floß so reichlich in der Rede wie das Wasser im Fluß Jordan, und jeder konnte sich eine Kappe voll heraus schöpfen“ (zitiert nach der Übersetzung von Albert Gysin, Frankfurt am Main: Ullstein 1975, S. 435).

Abgesehen von dem ironischen Ton, mit dem hier Versuche zur Überwindung bloß

trade-unionistischer Haltungen der britischen Gewerkschaften karriert werden, werden die neuen Arbeitskämpfe als „Verwirrung des Denkens“ (S. 436) gekennzeichnet. Dabei sind in der deutschen Übersetzung schon einige Ausfälle des Erzählers gegen die streikenden Arbeiter gemildert worden; wo im englischen Original Streikende als Vieh (*cattle*) bezeichnet werden, hat der Übersetzer dies weggelassen oder gemildert. Aber Marx wird auch einmal „positiv“ zitiert: In einer Diskussion um Gewerkschaftsgründung und Kampfmaßnahmen kommt die Forderung nach Enteignung der Bergwerke. „,Karl Marx hat das immer gelehrt‘, erklärte Owen. „Ich bin nicht für Sachen, die von lauter Fremden vertreten werden‘ meinte Vater. „Wales für die Waliser, das ist mein Prinzip, und es ist mir lieber als das, was dieser Herr Marx sagt.“ (S. 160).

Bezieht man in die Überlegungen mit ein, welche Stellung die Argumente des Vaters im Kontext des Romans haben, so kann auch hier nicht einfach davon gesprochen werden, daß „Marx zitiert“ wird. Der Vater stirbt am Schluß des Romans im Bergwerk, er ist für die Sicherheit zuständig und will die Gruben arbeitsfähig erhalten, während die Bergarbeiter streiken. In der Sehweise des Ich-Erzählers Huw Morgan ein heldenhafter Tod, mitverschuldet von den streikenden Arbeitern (dem Vieh, das keine Gnade kennt); die „Obszönität der Fakten“ wird aber in dieser Darstellung nicht erkenntlich. Huw Morgans Vater stirbt als Streikbrecher, aktiv handelnd gegen die Interessen der Arbeiter.

Es wird nicht bestritten, daß in dem Roman u. a. dargestellt wird, „wie die Belegschaft eines walisischen Bergwerks sich streikfähig zu organisieren versucht“, detailliert wird dies aber nicht geschildert. Er soll nicht der Vorwurf erhoben werden, Llewellyn habe keinen sozialistischen Roman geschrieben. Was untersucht werden muß ist der Umgang mit Fakten, mit Anspielungen auf historische Realitäten und Ereignisse. In diesem Kontext muß auch die Schilderung der gewerkschaftlichen Aktivitäten gesehen werden. Der Roman „lebt“ geradezu von der Glorifizierung der Vergangenheit und der Misere der Gegenwart (ideale Zustände in dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, soziale Not in den dreißiger Jahren). Der äußerst großzügige Umgang mit Fakten hat hier System. Im Roman verdienten die Bergarbeiter um 1880 etwa das Fünffache von dem, was sie damals wirklich erhielten; das Symbol der Zeit im Roman, die wachsende Abraumhalde und das Verdrängen des Grün (daher der Titel), wird – wie könnte es anders sein – bezogen auf Faktisches, die industrielle Ausbeutung, Verwüstung der südwelisischen Täler. Zugleich ist die wachsende Abraumhalde aber auch Symbol für die Hilflosigkeit gegen diese Zerstörung der Umwelt; Huw Morgan wandert aus. Nicht, daß dem Verfasser vorgeworfen werden könnte, keine Lösungsmöglichkeiten angeboten zu haben; die historischen Versuche zur Lösung der Probleme werden im Roman so verdreht, wenn überhaupt dargestellt, daß ein nicht nur tendenziell antidemokratischer Roman in *So grün war mein Tal* vorliegt. Die Polemik gegen die am Sozialismus orientierten Gewerkschaften und der im Roman gebotene am Mittelalter orientierte Nationalismus lassen auch die allgemeine Aussage Michael Molsners als äußerst fragwürdig erscheinen. Daß dieser Roman (und der Film) als historisch authentisch, quasi dokumentarisch, oft genug angesehen wird, zeugt nur von der mangelnden Kenntnis der Arbeiterbewegung, auch unter dem von Michael Molsner angeführten Publikum von Buchgemeinschaften, „der Angestellte, der Lehrling“ (S. 69).

Irmgard Schleier Der lange Weg von der Mezzadria zur Kooperative

Musik in sozialisierender Funktion – Bericht von der Arbeit im Internationalen Cantiere d'Arte in der toskanischen Landgemeinde Montepulciano

Seit drei Jahren führt das kleine toskanische Städtchen Montepulciano ein kulturell wie politisch gleichermaßen interessantes und wichtiges Projekt durch: das Anti-Festival Hans Werner Henzes Internationalen Cantiere d'Arte – auch als „Spoleto der Armen“ von der bürgerlichen Presse tituliert und regelmäßig besucht. Eine große Anzahl italienischer und ausländischer Künstler versuchen in Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung alternative Formen demokratischer Kulturarbeit zu entwickeln, um den Kampf für fortschrittlichere und gerechtere Arbeits- und Lebensbedingungen der ansässigen Landbevölkerung zu unterstützen und voranzutreiben. Dieser Versuch, die kulturelle Dezentralisierung und die Demokratisierung der Kulturpolitik auch in einem landwirtschaftlichen, d. h. kulturell unterentwickelten Distrikt zu organisieren, soll das in Italien generell vorhandene krasse Entwicklungsgefälle zwischen Stadt und Land abbauen helfen. Für die herangezogenen Künstler bedeutet das den programmatisch vollzogenen Bruch mit konventionellen, kulturpolitischen Orientierungen und in der Folge die konsequente Neuorganisation ihrer künstlerischen Mittel und Produktionsbedingungen.

Ein anspruchsvolles, langfristiges und etwas recht theoretisch anmutendes Programm! Aber das „Cantiere“ hat – allen ihm vorauselenden und es weiterhin begleitenden Unkenrufen der Skeptiker und Unmutigen zum Trotz – unter dieser Leitidee zum drittenmal stattgefunden – sogar mit einer ständig gewachsenen Zahl an Mitarbeitern (von anfänglich 150 auf über 250 während des letzten) und an Veranstaltungen, auch die Festivaldauer hat sich auf zwei Wochen ausgedehnt.

Hat sich also der anfänglich zarte und tastende Versuch zu einer stabilen, jährlich wiederkehrenden Institution ausgewachsen, die grundlegende Strukturen und Charakteristika erkennen lassen, eben die Umsetzung der angestrebten Ziele und theoretischen Konzeptionen in praktische Erfahrung?

Unübersehbar – oder besser: unüberhörbar –, daher vordergründig und kurzschlüssig von der bürgerlichen Presse aufgegriffen – wurden dieses Jahr Diskrepanzen zwischen Anspruch und Realisierung deutlich; die strukturell bedeutsamen Widersprüche – schon in der Projektplanung als Interessenskonflikt angelegt – wurden jedoch nur unter der Hand formuliert und von „peripheren“ Gruppen wirklich erfahren und analysiert, genauso wie die wichtigsten Produktionen und Lernerfahrungen an „peripheren“ Orten gemacht werden konnten.

Nur – grundlegende Reflexionen und Klärungen sind immerhin das erste wichtige Ergebnis eines so schwierigen Experiments, wenn sie wirklich ernsthaft sind, müssen sie auch folgenreich sein, d. h., sie müssen fragen, ob und in welcher Form das Projekt fortgeführt werden kann.

Gegenwärtig steht eine strenge Analyse an:

- Hat sich das Prinzip der unentgeltlichen Mitarbeit gelohnt?
- Stehen die eingesetzten Mittel in einem angemessenen Verhältnis zum Ergebnis?

- Hat sich der neue Begriff „alternative Kulturarbeit“ inhaltlich gefüllt?
- Wie und wo haben wirkliche politische und soziale Lernprozesse stattgefunden? Was konnten Künstler und Landbevölkerung voneinander lernen?
- In welcher Richtung haben sich die mitgebrachten bürgerlichen Kulturstandards verändert? usw.

Versuchen wir doch im folgenden aus der Fülle der Eindrücke einige exemplarische Gesichtspunkte herauszukristallisieren.

Die Entwicklungsprobleme in der Landwirtschaft... und in der Kultur

Die Kommune Montepulciano besteht aus dem kleinstädtischen Zentrum – hinlänglich bekannt und beschrieben als „Perle des Cinquecento“ – und den im Umkreis von 16 km verstreut liegenden Dörfern, den „frazioni“.

Die architektonischen Kostbarkeiten der Stadt – die Renaissancepaläste und Villen der Großgrundbesitzer, Künstler und Händler, ein halbes Dutzend Renaissance-Kirchen, Kunstwerke in Hülle und Fülle – hatte die damals herrschende Klasse der „Padroni“ aufgrund der reichen Erträge der Landwirtschaft finanzieren können. Durch das Ausbeutungssystem der „mezzadria“ (Halbpacht) blieben dem eigentlichen Produzenten, dem kleinen Pächter auf den Hügeln und in der fruchtbaren Ebene sogar weniger als die halben Erträge: Als Analphabet konnte der „mezzadro“ seine eigenen Kontobücher, die daher vom Padrone geführt wurden, nicht kontrollieren; dieser holte sich bei der alljährlichen Abrechnung den Löwenanteil.

Erklärlich das Interesse von Seiten der Padroni, Ungebildetheit und Dummheit weiter aufrechtzuerhalten. Jedoch dieses krasse Ausbeutungsverhältnis zeigte dem mezzadro die Notwendigkeit zu lernen.

Gemessen an der damaligen Armut geht es den ehemaligen mezzadri heute besser. Nach den Landarbeiterkämpfen der fünfziger Jahre und der Landflucht in den sechziger Jahren konnten sie eigene kleine Anwesen aufkaufen, die sie heute mit ihren Familien isoliert bewirtschaften. 600 solcher Familien gibt es in Montepulciano mit einem Besitz von 4 oder 5 Hektar des weniger fruchtbaren Hügellandes, auf dem alle Familienmitglieder rund um die Uhr arbeiten – in harter Konkurrenz zu den neuen Großgrundbesitzern, die das fruchtbare Land der Ebene in modernen Monokulturen nach kapitalistischen Prinzipien bewirtschaften.

Innerhalb der Toskana hat Montepulciano den höchsten Anteil direkt in der Landwirtschaft arbeitender Einwohner: ein Drittel der Erwerbsbevölkerung. Daraus ergibt sich zunächst einmal, daß die Stadt relativ arm ist. Krasse Indizien: Die Bewohner verfügen nur halbtags über fließendes Wasser, die Hälfte der Häuser sind im Winter beheizbar, die öffentliche Beleuchtung ist limitiert.

Die Bevölkerung besteht zu einem weiteren Drittel aus „Tertiari“, das sind in direktem oder indirektem Sinn der Landwirtschaft zuarbeitende Gewerbetreibende, Lehrer, Beamte, kleine Selbständige usw. – und zu einem letzten Drittel aus Industriearbeitern der angesiedelten Mittelbetriebe der Bau- und Textilbranche.

Die schwerwiegenden kulturellen Folgen

Die isolierte Arbeitssituation der Kleinbauern schließt notwendig sehr ausgebildete kulturelle Strukturen aus; die sozialen Erfahrungen sind im wesentlichen auf den familiären Kontext begrenzt, kulturelle Aktivitäten finden in der Hauptsache als Be-

such im lokalen Café statt, das heißt meist: Karten spielen, Espresso trinken, kommunikativer Austausch in einer engen Bezugsgruppe, dazu als einzige neuzeitliche Errungenschaft der zweifelhafte Konsum des ständig laufenden Hintergrundfernsehers.

Wenn sich trotzdem ein Klassenbewußtsein entwickeln konnte – immerhin wählen 52 Prozent der Bevölkerung die KPI – so ist das immer noch zurückzuführen auf die traditionellen ehemaligen Ausbeutungsbedingungen, in denen der Bauer gelernt hatte, seinen Klassenfeind direkt und konkret zu identifizieren. Gleichzeitig blieb das Klassenverhältnis aber personalisiert und individualisiert. Durch die kulturelle Isolation der Bauern lassen sich ihre begrenzten politischen Interessen nur schwer zu generellen politischen Strategien organisieren – notwendige Voraussetzungen bei der Umstrukturierung der Landwirtschaft zu Kooperativen.

In diesem Zusammenhang sieht der Bürgermeister Francesco Colajanni die wichtige Rolle einer Alltagskultur, in der sich die Bauern gemeinsam ihre Realität aneignen, sich klarwerden über die gemeinsamen Bedingungen ihres alltäglichen Lebens, d.h. für sie fast ausschließlich: ihrer Arbeit. Für die Bevölkerung und ihre gesellschaftlichen Organisationen war es die Aufforderung, das Cantiere zu planen und daran mitzuwirken.

Die Erfüllung dieser Funktion steht nach der dreijährigen Geschichte des Cantiere auf dem Prüfstein. Der hier nur kurz dargestellte Bezugsrahmen ist der einzige relevante Gradmesser für den Erfolg dieser Strategie. Wenn nur ein Schritt in dieser Richtung erreicht wurde – trotz vordergründig dominanter Nebenerscheinungen –, hat das Cantiere in jedem Fall seine Berechtigung.

Zur Geschichte des Cantiere

Die Idee des Cantiere entstand aus Diskussionen und Überlegungen von Hans Werner Henze mit dem kommunalen Ausschuß und dem Bürgermeister der Stadt, wie man das KPI-Programm der Dezentralisierung der Kultur in Italien verwirklichen könnte.

„Wir wollten der Bevölkerung von Montepulciano und der Umgebung ein Beispiel eines guten Musiktheaters geben, um die Leute in das große kulturelle europäische Erbe einzuführen. Wenn z. B. ein ‚Poliziano‘ eine Oper sehen will, muß er nach Florenz gehen... ich bin überzeugt, daß Musik für die Leute so wichtig ist wie die Sprache: eins der sehr wichtigen und sehr vernachlässigten Kommunikationsmittel“, erklärt Hans Werner Henze.

Von der Kommune wurden die Fremden mit der Hoffnung auf eine Musik in sozialisierender Funktion geholt. Wie füllen sich diese gegensätzlichen Ansprüche in der toskanischen kleinstädtischen Realität?

Im ersten Jahr versuchte man noch, die Poliziani – wie sich die Montepulcianer nach ihrem großen Vorfahren, dem Dichter Poliziano nennen – aktiv in das Cantiere einzubeziehen: Da gab es das erfolgreiche didaktische Projekt, mit einheimischen Kindern eine Oper umzutexten, da wagte die Gruppe Hinz & Kunst einen Ansatz von Verständigung zwischen Fremden und Einheimischen und avancierte mit ihren spontanen Straßenkonzerten mit Eisler-Liedern unfreiwillig zur Albigruppe des Alternativ-Ansatzes. Im zweiten Jahr wurden die künstlerischen Eigeninitiativen der Poliziani bereits belächelt: Eine Gruppe junger Einheimischer, die ein Jahr lang bei Bau-

ern und Alten die Tradition des bodenständigen Volksliedes erforschten, brachte diese in einer musikalischen Revue zu Gehör.

„Henze ist sehr gegen populäre Aktivitäten. Es ist gerade sein Stolz, den Leuten hier sehr hohen Standard zu bieten. Er holt nur die Besten“, erklärt der Mitorganisator der didaktischen Konzerte in den „frazioni“, Gaston Fournier-Facio.

Der aufgezeigte Widerspruch, der sich für die bürgerliche Presse zugunsten des konventionellen Aspekts bereits aufgelöst hat, war deutlich formuliert schon im Ausgangskonzept angelegt: „Mit den veralteten Strukturen der bürgerlichen Kulturpolitik“ wollte man brechen; die Bauern, die kleinen Handwerker, Hausfrauen, Kinder und Alte – sie alle sollten mit den auswärtigen Künstlern in einem *gegenseitigen Lernprozeß* aktiv ihre eigene Kultur entwickeln. Gleichzeitig heißt es aber: „Alle diese Musiker, Tänzer, Schauspieler, Regisseure, Bühnenbildner und Choreographen erwarten eine ungewöhnliche und anregende Erfahrung; die Konfrontation ihrer (oftmals technisch sehr avancierten) Konzert- und Theaterpraxis mit einem größtenteils skeptischen Publikum, einer Hörerschaft, die zwar viel Intelligenz und Sensibilität besitzt, aber nicht für die Assimilierung von Kunst vorbereitet ist, wie sie heute in den großen Städten produziert wird.“

Mit der Rechtfertigung scheinbar abgesichert – man leistet ja pädagogische Entwicklungshilfe in der kulturellen Provinz – macht man ungestört weiter „hohe Kunst“, verdrängt längst gestellte Fragen: Welche und wessen Tradition wird hier fortgesetzt, wie und mit welchem Ziel? Über die eigene Krise täuschen sich die Aufklärer hinweg, indem sie ihre brüchigen Bedürfnisse den „Unterentwickelten“ unterstellen.

„Jeder Teilnehmer kann mit seiner Haltung und durch persönliche Kontakte, persönliche Initiative, dazu beitragen, daß das Mißtrauen der Bürger gegen die Kunst, die sie zu schwierig für ihre Verhältnisse halten, verringert und endlich beseitigt wird.“ Diese unglaublich naive Vorstellung Henzes bleibt schon deswegen bloßer Wunsch (unabhängig von der Legitimität und Durchsetzbarkeit des Ziels), weil deren Realisierung paradoxalement durch die eigenen Mittel – nämlich die bürgerlichen hochdifferenzierten Standards – nochmals verhindert wird.

„Die Sprache des Cantieres wird von uns nicht verstanden“, so die Äußerung eines Einheimischen.

Beispiel: Das abgewirtschaftete kleine Opernhaus des Ortes aus dem 12. Jahrhundert, 1975 aus privater Hand kraft eines regional durchgebrachten „Enteignungsgesetzes“ in Gemeindebesitz übergegangen, wurde im Rahmen eines klugen Sanierungsprogramms für das historische Stadtzentrum wiederhergestellt. Wie wurde nun der zweite Schritt, die *inhaltliche Aneigung*, durch das Cantiere eingeleitet? Was soll aufgeführt werden – von wem – für wen? Abbau von Schwellenangst, eine unzureichende Bezeichnung für das langgewachsene Mißtrauen gegenüber dieser Kulturinstitution. Und das mit Hilfe eines Programms und mittels musikalischer Standards, die sich weder um eine historische politische Perspektive noch um einen didaktisch anknüpfenden Interessensbezug zu ihrer Zielgruppe kümmern, die also nichts von sich aufgeben, sondern nur beibringen wollen?

Das klappt nicht! Die einheimische Bevölkerung, im ersten Cantiere in ganzen Familienverbänden unter Kritikern, Musikerwandtschaft und römisch-mailändischen Kulturreisenden sichtbar vertreten, zog sich aus dem Veranstaltungsgeschehen zurück. Selbst von der Piazza grande – während der Festwochen zum Parkplatz der Fe-

stival-Touristen degradiert – und aus den kleinen Lokalen und Bars des Ortes, wo sich sonst das öffentliche Leben der Polizianer abspielt, sind sie durch die Invasion der Fremden verdrängt.

Die wichtigste Frage – *will denn der Bauer in die Oper?* oder anders gefragt: *Wie sehen die eigentlichen alltäglichen kulturellen Bedürfnisse* der Bauern in ihrer kleinstädtischen Realität und in ihren Arbeitsvollzügen aus? – diese Frage ist weder thematisiert noch im Projektverlauf nachdrücklich erforscht oder gar beantwortet worden. Die Oberflächenphänomene dieses Cantiere sind von der bürgerlichen europäischen Presse begierig aufgegriffen worden – als glanzvolles künstlerisches Ereignis mit progressivem Touch. Sich mit der Kritik der offensichtlichen Widersprüche im Konzept zu begnügen, ist zu einfach. Sich nach drei Jahren Entwicklung lediglich enttäuscht zu zeigen, ohne die anstehende Analyse und Selbstkritik zu leisten, ist darüber hinaus unverantwortlich:

Erstens, weil das Konzept reale Folgen hat, die diejenigen tragen, die es nicht erstellt haben: die Bürger Montepulcianos.

Zweitens, weil ohne ausreichende Analyse dieser notwendige Ansatz alternativer Kulturarbeit denunziert wird: ein mißlungenes Experiment! (Denn ob das nächste Cantiere überhaupt stattfindet, wird gegenwärtig noch diskutiert.) Greifen wir also einige wesentliche Analysegesichtspunkte heraus.

Das zentrale Strukturprinzip der unentgeltlichen Arbeit

Das so gerühmte Basisprinzip der unentgeltlichen Arbeit in der Werkstatt – in ihren Ferien erarbeiten die Teilnehmer nur gegen Verpflegung, Unterbringung und freie Anreise das Programm – stellt sich als ein Bumerang heraus, der sich (voraussehbar) gegen das Kernstück des Programms richtet, anstatt es zu ermöglichen. Anstelle der Entlohnung durch Geld treten andere Entschädigungswünsche, die unbemerkt die Ziele gefährden. Dies läßt sich verdeutlichen an den Beispielen der verschiedenen Teilnehmergruppen.

Das Musikerproletariat: Der größte Teil der Cantiere-Teilnehmer, Orchester- und Chormitglieder, sind noch studierende oder eben examinierte Interpreten – ohne die notwendige Distanz zu professionellen Erfahrungen, meist auch ohne ausreichende Kenntnisse des Landes und ohne differenziertes politisches Engagement. Solche ersten beruflichen Lernprozesse mit dem Anschein der Neuartigkeit erleben zu dürfen – Distanzen zu Autoritäten scheinen aufgehoben – das ist das Entgelt für die achtstündige tägliche Probenarbeit in einer nicht wirklich veränderten Arbeitsstruktur. Gern und widerspruchslösig finden sie sich mit der doch längst angefochtenen Rolle des Musikerproletariats ab. Auch hier werden sie nicht beteiligt an der Produktion und an den organisatorischen Entscheidungsstrukturen, dieser strukturelle Sachverhalt tritt hier allerdings in verschleierter, d. h. schwerer zu verändernden Form auf. Das Fehlen einer wirklich alternativen Professionalität wird nicht einmal vermißt, weil schöne, aber auf die Dauer gesehen auch für sie unwesentliche, weil nicht übertragbare Erfahrungen das Problem überdecken. Prominente Musiker und Profilierungswillige: Das ist die Gruppe, der üblicherweise und in der Ausschließlichkeit unangemessen die Verbürgerlichung des Cantiere zur Last gelegt wird. Dies ist jedoch kein moralisches, sondern ebenso ein strukturelles Problem.

Diese etablierten Künstler und solche, die dabei sind, es zu werden – Regisseure, Di-

rigenten, Bühnenbildner, die ganze Skala der höherqualifizierten Berufe, die uns aus der bürgerlichen Szene bekannt sind –, liefern nach einem mit meist bürgerlichen Produktionen vollgepflanzten Arbeitsjahr ihre Repertoirestücke ab – oder erarbeiten sie sich neu: Don Pasquale als Provinzgeneralprobe für Londons Covent Garden Opera; das Brahms-Solo Konzert, das die qualifizierte Orchestermusikerin auch gegen den musikalischen Direktor Henze für ihre Mitarbeit einhandelt. Nach ihrer starken Auslastung und nach ihrem Erfolg im konventionellen Musikbetrieb erwartet diese Gruppe bestenfalls selbst Anregungen. So kommt es dann notwendigerweise zu den viel zu teuer erkauften Konzeptabweichungen, die von Hans Werner Henze, dem „Spiritus rector“ des Ganzen, selbst nicht gebilligt, aber nach außen hin gerechtfertigt werden – ein Paradox, unter dem er selbst sicherlich am meisten leidet.

In einem so wichtigen langfristigen alltagsrevolutionären Ansatz darf die Rolle und das Potential derjenigen nicht überschätzt werden, die ihre professionelle Rolle aus lebensgeschichtlichen und existentiellen Gründen nicht verändern können oder wollen und für die diese Erfahrungen nur mehr oder weniger Freizeitcharakter behalten – die die Notwendigkeit ihrer eigenen Veränderung entweder nicht begriffen haben oder aus bestimmten existentiellen Interessenslagen und Privilegien heraus auch nicht begreifen wollen.

Die ernsthaft politisch Motivierten: In diesem Fall richtet sich das Prinzip der Unentgeltlichkeit wieder gegen das Konzept – nur von einer anderen Seite aus.

Zum Beispiel: Die Gruppe „Hinz & Kunst“ aus Hamburg, die das Konzept des Cantiere im Ansatz realisieren, die wirklich „kleine radikale Minderheit“. Das Instrumentalensemble stellte auch in diesem Jahr wieder einen wesentlichen Beitrag für das Cantiere her, indem sie ihre kollektiv komponierte Oper „Il Mongomo a Lapislazzuli“ aufführte: eine „märchenhafte“ Darstellung des Problems Antikommunismus. Die Gruppe knüpfte mit dieser Arbeit an ihren Erfahrungen im ersten Cantiere an:

„Es bestand bei der Bevölkerung auch ein Bedürfnis, etwas über unsere Probleme zu erfahren – denn das können wir sowieso nicht, die Probleme der Leute hier widerspiegeln. – Es ist klar, daß wir schon eher das Bedürfnis hätten, bei uns was zu machen – denn eigentlich müßte unser Platz hier ausgefüllt werden von italienischen Gruppen. Der Bürgermeister sagt, Italiener kriegen sie hier nicht her, weil die nicht einsehen, warum sie umsonst arbeiten sollen. – Wenn wir nach Castrop-Rauxel gingen, um solche Sachen zu machen, die von kommunaler Seite getragen wird, von einem Kulturdezernenten – und sei er noch so fortschrittlich – würde es uns ganz schön schwerfallen, da umsonst zu arbeiten.“

Gruppen wie Hinz & Kunst arbeiten das ganze Jahr hindurch mit diesem Anspruch. Sie tragen auch in ihren Heimatländern die glanzlosen, mühevollen Projektversuche alternativer Kultur- und Sozialarbeit – sie können sich am allerwenigsten diese Ausweitung des Unentgeltlichkeitsprinzips leisten: Hinz & Kunst trägt in diesem Jahr die Kosten von einem halben Jahr kollektiver Kompositionssarbeit und das Material ihrer Opernproduktion selbst. Unter den gegebenen Bedingungen können sie am Cantiere im nächsten Jahr nicht mehr teilnehmen.

„Musik ist auch ein wichtiger Schritt – aber der zweite“ – das KPI-Konzept der Kulturarbeit

Anders als der deutsche Kulturbegriff akzentuiert das italienische Wort „cultura“ die Art und Weise zu leben, die zwischenmenschlichen Beziehungen, alltäglichen Ausdrucksformen. Dezentralisierung der kulturellen Initiativen als wichtiger Programmypunkt der KPI zur Überwindung der Stadt-Land- und Süd-Nord-Gegensätze in Italien heißt eben nicht, spektakuläre Produktionen des bürgerlichen Kulturmarktes in ein ungewohntes und reizvolles Ambiente der Provinz zu transportieren (und das ausgerechnet während der Erntezeit). Es heißt vielmehr: Anknüpfen an den Alltagsstrukturen und Lebensproblemen der Bevölkerung.

Aber wo läßt sich anknüpfen? Es gibt wenige Festlichkeiten, bei denen sich die Bevölkerung trifft: das Pressefest der L'Unità, das traditionsreiche Laienspiel „bruscello“ aus dem Mittelalter, der Wettstreit der Stadtbezirke miteinander in der „Contrada“ um die größte Geschicklichkeit im Rollen von Weinfässern, der jüngst aus der Absicht heraus wiederbelebt wurde, den Touristen mehr zu bieten.

Strategie der KPI ist es, in allen gesellschaftlichen Bereichen durch eigene Präsenz an Bewegungen der Massen anzuknüpfen. Anfangs skeptisch gegenüber dem Gedanken der Rivalität in der Contrada, unterstützt sie heute die erstaunlich breite Mobilisierung der Bevölkerung und hilft der Weiterentwicklung zu einem großen einwöchigen Weinfest.

Nach dem Krieg war das erste Anliegen der Kommune der Kampf gegen die „ignoranza“. Erstmals wurde allen die Möglichkeit gegeben, die Schule zu besuchen. Geld für Schulbücher wurde zur Verfügung gestellt, Menschen, Bibliotheken wurden eingerichtet und Busse zwischen den dörflichen Ortsteilen. Das Konzept der kulturellen Arbeit hieß: ISTRUZIONE DI MASSA – Grundschulbildung, Erwachsenenbildung, Beratung – kurz: Zugang zu Unterricht und Wissen in ganz breitem Sinne. Die Verhältnisse der Vergangenheit hatten allen bewußt gemacht, daß das Vorenthalten von Ausbildung die Abhängigkeiten aufrechterhielt.

Kulturarbeit im engeren Sinne war zweitrangig. „Das Ziel haben wir auch, was die Musik angeht“, erklärt der Bürgermeister. „Wir wissen noch nicht, ob wir es falsch machen – aber wir haben dieselben Methoden angewendet, als wir mit der Schule anfangen.“

Tatsächlich setzt die musikalische Kulturarbeit genauso an einem Nullpunkt an. Zu ihrem „kulturellen Erbe“ – der volkstümlichen Lied- und Spieltradition – haben die Bauern berechtigerweise ein gebrochenes Verhältnis. Die Verse der noch bekannten und gesungenen Volksweisen – größtenteils aus der Zeit der mezzadria – wurden, ähnlich wie in der europäischen Tradition überhaupt, nicht vom Volk sondern von den „tertiani“ – Priestern, Ärzten und Apothekern gemacht, die damals die Bauern kulturell dominierten. Deshalb wird immer wieder auf den kleinen Bestand der Lieder der Widerstandskämpfer wie „Bella ciao“ und „Bandiera rossa“ zurückgegriffen. Scheinbar widersprüchlich zu dieser aufgeklärten Haltung gegenüber dem reaktionären Liedgut werden andere kulturelle Formen, die in der gleichen Tradition entstanden sind – wie z. B. das jährlich aufgeführte mittelalterliche Laienspiel, der „bruscello“ – beibehalten. Seine Ritualisierung wegen mangelnder Alternativen hat den Blick versperrt.

Auf diesem Hintergrund ist die möglicherweise unbeabsichtigte Abgrenzung des Cantiere d'arte als Werkstatt hochkultureller Kunstproduktion gegenüber italienischen Alternativgruppen besonders gravierend, zumal Italien – gemessen z. B. an un-

erer Realität in der BRD – über ein reiches, buntes Spektrum politischer Instrumental-, Song- und Theatergruppen verfügt. Die Hauptursache dafür, daß nationale Alternativgruppen nicht an der Werkstatt beteiligt sind, ist sicher wieder in dem zentralen strukturellen Fehler des Cantiere begründet: die nicht bezahlte Mitarbeit. Ihre Teilnahme am Cantiere könnte die Unterschiede zwischen der städtisch-industriellen und der bäuerlich-ländlichen Lebensform nicht aufheben; dieses Spannungsverhältnis durch Konfrontation im nationalen (nicht: internationalen!) Rahmen wäre überhaupt erst die Voraussetzung einer erfolgreichen Vermittlung.

Die mühselige Basisarbeit mit 700 Montepulcianer Grundschulkindern

In welchem Verhältnis stehen die Initialzündungen der befristeten Ferienarbeit zu den Alltagsprozessen? Welchen Beitrag können sie zu deren kontinuierlicher Entwicklung leisten. „Momentan ist das ganze Cantiere nur ein Feuerwerk, das in zwei Minuten abbrennt: es schafft kurzweilig einen großen Eindruck, aber seine Sprache wird nicht verstanden.“ So der Organisator der Konzerte in den frazioni, der daraus die richtige Forderung ableitet, die Arbeit im Cantiere müsse das Resultat eines ganzjährigen Lehr- und Lernprozesses am Ort sein. Das heißt, daß aus den Festwochen für die ausländische Presse und die Kulturreisenden *das Jahresfest für die Dorfbevölkerung* wird, Plattform für eine neu entwickelte kommunale Öffentlichkeit, Selbstdarstellungsmöglichkeit für die Einwohner als Ergebnis einer gelungenen sozialpädagogisch-kulturellen Zusammenarbeit mit den auswärtigen Kulturhelfern.

Eine solche kontinuierliche Arbeit findet in Montepulciano bereits statt, ohne daß das Cantiere davon Notiz genommen hätte: während in Italien Musik nicht zum Lehrplan der öffentlichen Schulen gehört, erhalten in Montepulciano alle 700 Grundschüler (25 Klassen) seit zwei Jahren einmal wöchentlich Musikunterricht. Die Kommune nutzte klug die Chance, eine in Moskau ausgebildete Musikerin für die überaus wichtige pädagogische Basisarbeit zu gewinnen. Wegen ihres starken Engagements für die Kinder gelingt ihr, was den Teilnehmern des Cantiere so schwer fällt: trotz einer hochspezialisierten Qualifikation – sie ist ausgebildete Konzertgeigerin, nicht Volkschullehrerin – konnte sie einen elementaren praxisnahen Lernansatz entwickeln: „Es heißt, es sei ein Experiment. Ich sehe es nicht so: es ist eine Arbeit, die begonnen werden muß. Ich habe damit angefangen, damit es geht. Mit Kindern kann man keine Experimente machen. Du mußt alles Erdenkliche für sie tun – sie entschuldigen nichts. Sie merken es sofort, ob du dich für sie wirklich interessierst. Nun haben die Schulen aber keine Instrumente, nicht einmal ein Klavier – auch keine Flöte. Wie macht man einen Musikunterricht ohne Instrumente? Wir haben alle Instrumente von Natur aus: die Stimme. Ich lehre die Kinder, Selbstvertrauen zu bekommen, nicht ängstlich zu sein, die Stimme zu benutzen. Und die Kinder kommen gern zum Unterricht – wie zu einem Fest.“

Erstes hörbares Ergebnis: alle 700 Schüler traten zusammen im Chor auf, beim Fest von St. Agnese.

Wenn im nächsten Jahr – wie geplant – „Kinder“ das Leitthema des Cantiere sein werden, dann muß diese pädagogische Grundlagenarbeit ihren angemessenen Stellenwert im Cantiere erhalten. Die Festwochen dürften dann weder in die Ferien fallen noch in die Haupterntezeit!

ERNST TOLLER WERKAUSGABE

»Ernst Toller vertraute allein seinem Gewissen in gewissenloser Zeit. Von seinem Gewissen ließ er sich nichts abhandeln. Er ergriff Partei, aber ließ sich von keiner Partei vereinnahmen. Er war Sozialist. Die Rechten haßten ihn, und die Linken bekämpften ihn, weil er den Terror von rechts wie von links gleichermaßen ablehnte. Er handelte nach seiner pazifistischen Überzeugung und zahlte den Preis dafür. Er war gerade in seiner Art und ging deshalb ein Leben lang zugrunde. Er schöpfte sich aus und hinterließ eine Vision, die er im Dreck seiner Zeit nicht aufzugeben bereit war: die Vision vom gütigen Menschen.«

Jürgen Serke (»Stern«)

Gesammelte Werke
Herausgegeben von Wolfgang Frühwald und John Spalek. Fünf Textbände in Kassette. 1452 Seiten. Zusammen 84.– DM. Einzelne je Band 16.80 DM. Kommentarband »Der Fall Toller« 324 Seit. 19.80 DM.

Die hier vorgelegte erste Sammelausgabe von Tollers Werk ist kein unzeitgemäßer Versuch der Wiedergutmachung an einem totgeschwiegenen Autor, sondern die nötige und überfällige Publikation eines Werkes, das nun endlich einem breiteren Publikum vorgestellt werden kann. Tollers Schriften werden sich nun auch bei den Lesern jenen Platz erobern, den sie in der Geschichte der deutschen modernen Literatur längst haben.

Carl Hanser Verlag

Zupfgeigenhansel

Jiddische Lieder

„ch hob gehert sogn“



Elf Lieder, die Zeugnis ablegen von einer fast verschütteten Kultur - Lieder voll Freude und Trauer, voll Mut und Verzweiflung. Von Zupfgeigenhansel farbig und prägnant arrangiert und einfühlsam interpretiert, runden sie sich zu einem lebendigen Bild des Schicksals einer religiösen und ethnischen Minderheit.

30-cm-LP, mit ausführlichem Textteil und Noten
Best.-Nr. 88 141

Auch als MC 88 156 zu erhalten.

Kostenloses
Gesamtverzeichnis
anfordern!

Verlag „pläne“, GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1



Zu den Autoren

AĞAOĞLU ADALET, geb. 1929 in Nallıhan (Mittelanatolien). Schulbesuch in Ankara, Französischstudium, Mitarbeit bei Radio Ankara und dem Türkischen Rundfunkverbands, Dramaturgin, Programmdirektorin, Theater- und Prosaschriftstellerin. Veröffentlichungen u. a.: „Yüksek gerilim“ (Hochspannung), Erzählung, 1974; „Fikrimin ince gülü“ (Die zarte Rose meines Gedankens), Roman, 1976. Mehrere Literaturpreise.

BIRKMEYER JENS, geb. 1957 in Wiesbaden. Abitur. Anerkannter Kriegsdienstverweigerer. Erste Veröffentlichung. BRENDER IRMELA, geb. 1935. Journalistin, Verlagslektorin, seit 1970 freischaffende Buch- und Hörfunkautorin, Übersetzerin, VS, P.E.N.

CAMPMANN RAINER W., geb. 1944 in Winterberg. Kriegsdienstverweigerer. Arbeitete u. a. als Lastwagenfahrer, Schlosser. Lebt heute als „freier“ Schriftsteller in Bochum. Mitglied der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt; s. auch Kleine Arbeiterbibliothek, Band 37 „Dazu gehört Mut - Junge Leute gegen die Krise“.

CARCIA CONSUELO, geb. in Ribera de Molina, aufgewachsen in Barcelona. Studium in Madrid, Paris und Berlin. Lebt in München. Veröffentlichung von Erzählungen, Reportagen, Funk-Features. 1977 erschien ihr erster Roman „Der Sturz des Albatros“.

CARLEBACH EMIL, geb. 1914 in Frankfurt/Main. 1932 Abitur, Eintritt in die KPD, von 1933-1945 illegale Arbeit, Gefängnis, KZ, in Buchenwald auf der Liquidationsliste der SS. 1945 Lizenzträger der „Frankfurter Rundschau“, 1947 von General Clay hinausgeworfen; 1946 Landtagsabgeordneter der KPD, 1948 Stadtverordneter in Frankfurt. Leitende Redaktionsstätigkeit: ab 1950 „Fries Volk“, ab 1969 „die tat“. Mitglied des Bundesvorstandes der DJU und des Präsidiums der VVN. Buchveröffentlichung: „Hitler war kein Betriebsunfall“, Röderberg-Verlag 1978.

CHOBOT MANFRED, geb. 1947 in Wien, lebt in Wien und Niederösterreich. Förderungspreis des Theodor-Körner-Stiftungsfonds (1976) und des Wiener Kunstmfonds (1972 und 1977). Nachwuchs-Staatsstipendium des Bundesministeriums für Unterricht und Kuns (1977), Arbeitsstipendium der Gemeinde Wien (1978). Hörspiele für ORF und Hessischen Rundfunk. Herausgeber des „Reibflächenmultiple – Hrdlicka und die Öffentlichkeit“ und der „Brief der Leopoldine Kolecek“; „Der Gruftspin“ – satirische Prosa, Wiener Neustadt 1978; „Waunst in Wean“, Dialektgedichte, München 1978.

DÄBRITZ ERIKA, geb. 1932. Angestellte. Mitarbeit in Mieterbewegung am Hasenberg, München. s. auch kürbiskern 1/78 und Kleine Arbeiterbibliothek, Band 8 „Der erste Tag – Nachrichten aus unserem Land“.

DIKMEN ŞINASI, schreibt über sich: „Ich bin 1945 in einem kleinen anatolischen Dorf geboren. Die Volksschule habe ich in meinem Dorf besucht, dann war ich auf der Mittelschule in Ladik (einer kleinen Stadt in der Nähe der Provinzstadt Samsun an der Schwarzen Meerküste). Nach der Mittelschule habe ich in Ankara ein staatliches Internat besucht. Dann war ich Gesundheitsbeamter. Im April 1972 bin ich nach dem Traumland Deutschland gekommen, mit der großen Hoffnung, in kürzester Zeit zum großen Geld zu kommen. Jetzt bin ich auf der chirurgischen Intensivstation an der Universitätsklinik in Ulm tätig.“

EICHLER KURT, geb. 1952, Studium der Raumplanung, Dipl.-Ing., Parallelstudium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Kommunikationswissenschaft. Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses der Kultur-Kooperative-Ruhr.

EISENBERG URSULA, geb. 1945, Studium der Musik und Germanistik. Seit 1970 an Gesamtschule, dann an Fachschule für Erzieher. Veröffentlichungen: Aufsätze und Gedichte in Zeitschriften und Sammelbänden, u. a. Ästhetik und Kommunikation „Schulverdrossenheit“.

Durch eine technische Panne wurde die Autorin mit ihrem Gedicht „Ich habe vier Zahnbürsten“ in kürbiskern 2/79 weder im Inhaltsverzeichnis noch auf dem Umschlag erwähnt. Wir bitten um Entschuldigung.

FISCHER GERHARD, geb. 1949 in Eschwege. Arbeiter, lebt in Frankfurt. Veröffentlichung in verschiedenen Literaturzeitschriften. Buchveröffentlichung: Die Planetenbauerin, Selbstverlag, 1979.

HAHN FRIEDEL, geb. 1946. Volksschule 1951-1959, Lehre als Former, bis 1971 als Former tätig. 1971-1972 Akademie der Arbeit in Frankfurt/Main, danach DGB-Sekretär; seit 1978 Leiter des DGB-Berufsbildungswerkes in Hessen, wohnt in Frankfurt/Main.

HOFFMANN RACUL, geb. 1945 in Prag. Nach Aufenthalt in Paris freier Journalist und Autor in München. Veröffentlichungen: „Galaxis & Underground“, „zoom boom“, München; „Rock babies“, Paris. Erzählungen, Satiren, Dokumentationen. s. auch kürbiskern 1/78.

HÜSEYIN HASAN, geb. 1927 in Gürün, Zentralanatolien. Beendete 1950 seine Ausbildung als Oberschullehrer (Türkische Sprache und Literatur). Wurde wegen politischer Aktivitäten nach dem berüchtigten Paragraphen 142 des türkischen Strafrechts (übernommen aus dem italienischen Strafrecht zur Zeit des Faschismus) verurteilt und verlor seinen Beruf. Versuchte, sich als Schildermaler über Wasser zu halten. Seit den fünfziger Jahren erschienen Gedichte in zahlreichen Publikationen; heute liegt ein Œuvre von mehreren umfangreichen Lyrikbänden vor.

HUSZTY THOMAS, geb. 1936 in Budapest. Literaturstudium, Journalist. Lebt in München, zur Zeit Studium der Theaterwissenschaft. Romane, politische Satiren in Zeitungen und Funk.

KLESEN GISELA, Studium der Germanistik und Politikwissenschaft in Saarbrücken und Marburg, erstes Staatsexamen. Arbeitet an einer Dissertation „Frauenbild im Sturm und Drang“.

KÖNIG FRAUKE, geb. 1947. Ausbildung als Fotolaborantin, später zum Verlagsbuchhändler, als Buchherstellerin tätig. KUGLIN JÖRG, zur Zeit Lehrbeauftragter für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Ankara.

LIPPERT MATHILDE, s. kürbiskern 4/78.

MARTIN RODRIGO, zur Zeit spanischer Gastarbeiter in München. Schon als Junge kämpfte er auf der Seite der Republik und war dann sechs Jahre lang in Burgos von den Faschisten inhaftiert, die dort Tausende spanischer Antifaschisten gefoltert und ermordet haben.

NASTALI WOLFGANG, geb. 1951 in Mainz und lebt dort. Reisebürokaufmann, Zivildienst, Fachhochschule, Studium der Gesellschaftswissenschaften in Frankfurt/Main. Veröffentlichungen in Zeitungen und Anthologien. Mitglied der „Mainzer Autorengruppe“ und des VS.

OYEN HANS VAN, geb. 1954 in Duisburg. 1967 und 1969 Auszeichnungen für Bildinterpretation vom Kulturamt der Stadt Düsseldorf. 1971 Sonderpreis der Stadt Moers. 1974 Auszeichnung durch Werkstatt Oberhausen des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt. 1974 Abitur/Bundeswehr. Ab 1976 Germanistikstudium in Bochum. 1978 Auszeichnung im Georg-Weerth-Preis der UZ.

rote blätter

PAZARKAYA YÜKSEL, geb. 1940 in Izmir und dort Schulbesuch. Studium in der BRD. 1966 Examen als Chemieingenieur in Stuttgart. 1973 Promotion „Die Dramaturgie des Einakters“, Lehrbeauftragter an der Universität und Volkshochschule Stuttgart. Mitarbeiter der ARD, Schriftsteller und Übersetzer. Herausgeber von Anthologien. Buchveröffentlichungen: mehrere Gedichtbände, Erzählung „Ich meißelte ans Licht den Stein“ (1977).

ROBITZSCH-KLEE HEDI, geb. 1948. Studium Deutsch und Politik in Frankfurt/Main; erstes und zweites Staatsexamen für das Lehramt am Gymnasium, Berufsverbot nach Abschluß der Referendarausbildung 1975 nach Kandidatur für die DKP, Bildredakteur in einem Schulbuchverlag. Zur Zeit arbeitslos. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

RUPPRECHT IMME, s. kürbiskern 1/78.

SPRINGER MICHAEL, der Roman „Was morgen geschah“ erscheint im Verlag Hoffmann und Campe und wird Ende August ausgeliefert. Der Autor schreibt dazu: Der Roman „Was morgen geschah“ stellt sich die Aufgabe, das Problem der Kernenergie mit den Augen eines jungen Wissenschaftlers zu erleben, der in einer Kernforschungsanlage arbeitet. Ich verwerte dabei eigene Erfahrungen als Naturwissenschaftler, der mehrere Jahre an einem Reaktorzentrum gearbeitet hat (s. auch kürbiskern 1/78 und 1/79).

SCHLEIER IRMGARD, Studium der Musik in Hamburg, dann Soziologie und Linguistik im Zweitstudium. Dozentin an der Universität Hamburg.

SCHNETZ PETER, geb. 1940. Beruf Schlosser. Lebte über drei Jahre in Teheran. Veröffentlichungen in in- und ausländischen Zeitschriften.

SCHÜTT PETER, geb. 1939. Schriftsteller. VS und Werkkreis. Bundessekretär des DKBD. Lyrik, Kurzprosa und politisches Theater. Letzte Veröffentlichungen: „Niederelebubch“ (1976), „Für wen? Für uns!“ (1977), „Ab nach Sibirien“ (1977), „Beziehungen“. Gedichte über Liebe, Heimat, Solidarität, Arbeit und Alltag (1978), „Klarstellung“ (DDR 1978). Kleine Arbeiterbibliothek, Band 8 „Der erste Tag – Nachrichten aus unserem Land“ und Band 37 „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“.

STÖPPLER HANS-JÜRGEN, geb. 1943. Lehre, Zweiter Bildungsweg, Studium der Anglistik und Germanistik. Seit 1975 Wissenschaftlicher Assistent (englische Literatur) an der TU Berlin. Aufsatz über britische Arbeiterautobiographien in „Gulliver 1“.

WALTER ANNEROSE, geb. 1956. Studium u. a. in Tübingen der Romanistik, Germanistik und Geschichte, beschäftigt sich mit modernem Theater, neuester Literatur, Filmtheorie.

WOLF KLAUS-PETER, geb. 1954 in Gelsenkirchen, freier Schriftsteller. Veröffentlichte zehn Bücher, zuletzt: „Zoff ums Jürgenheim“, „In unserem Land“ (beide Weltkreis-Verlag), „Dosenbier und Frikadellen“ (Literarischer Verlag Braun). Außerdem etwa ein Dutzend Hörspiele.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Dammz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heinz F. von Damitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Daisenhofer, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Gesamtherstellung: Planbeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,20 inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,20. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.

ISSN 0023-5016

rote-blätter-Abonnenten sparen.
Sie erhalten die
roten blätter regelmäßig und
pünktlich.

rote-blätter-Abonnenten ...

- werden stets brandaktuell über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung informiert.
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiter aus erster Hand.
- werden mit den neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt.
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antipatrialistische Bewegung.
- werden über neue interessante Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert.



Erhältlich in allen collectiv-Buchhandlungen. Bestellungen an:
rote blätter, Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund